Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.

Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Der Inselkönig.

Ein Roman in fünf Bänden

aus

Herloßsohn's nachgelassenen Papieren

von

Philipp Galen.

Zweiten Theiles erste Abtheilung.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Erstes Buch.

Studenten und Künstler.

Erstes Kapitel.

Der Gartensaal und die Nachbarn.

Eine große, von einem Könige und seinem Hofe bewohnte Stadt, Menschengedränge ohne Ende in ihren breiten, prächtigen Straßen, zahllose Paläste, glänzende Lagerhäuser, schimmernde Verkaufsläden, vor denen vom Morgen bis Abend emsige, spazierende, gelangweilte Menschen in tausendförmig verschiedenen Gestalten, Gesichtszügen und Kleidungen auf- und abtreiben, ein buntes Soldatenwesen, eine Universität, eine Fülle von Wissenschaft und Kunst in allen Gestaltungen, Größen und Richtungen — welch' ein neues Meer aufregender Geistesthätigkeit, welch' ein Gegensatz ist das für einen jungen Mann, der sein ganzes Leben in der friedlichen Stille eines abgelegenen Dörfchens zugebracht hat! Und nun noch dazu, allein zu stehen, diesem großen, neuen Chaos gegenüber, ohne Anhalt, ohne Wegweiser, ja ohne Kennt-

niß der, den Ungeweihten oft so verhängnißvoll werdenden Gewohnheiten großstädtischen Lebens — wie muß das Alles sein Herz bedrücken, seine Lebensgeister aufregen, seinen Athem beengen!

Und dennoch, von alledem ging in dem Innern unsers jungen Studenten sehr wenig vor — und wie kam das? Weil in ihm selbst ein neues Leben sich gestaltete, weil eine, verhältnißmäßig eben so reich und üppig sprudelnde Quelle seinen Hoffnungen und Wünschen entfloß, weil er der unaufhörlich treibenden Gährung in seiner äußeren Umgebung eine ähnliche in seinem Innern entgegenzusetzen hatte, die sich beide, wie gegenüberstehende Pole einer einzigen Urkraft, abstießen und anzogen, und dadurch die Wirkung in einer Richtung hemmten.

Es war der erste Tag seines Lebens, mit dem wir diesen Abschnitt beginnen, welchen er mit sich und seinen Gedanken allein verbrachte. Der Pfarrer war nach der Heimath zurückgekehrt, leider den Banquier Everling verfehlend, der einige Wochen in Geschäften verreis't war; eine passende Wohnung hatte sich nicht sogleich finden wollen und Eduard bewohnte ein Zimmerchen in einem großen Gasthofe, mitten in einem der gedrängtesten, lebhaftesten Stadttheile. Bei den Freunden hatte er nicht bleiben können, denn theils wohnten sie selbst zu beschränkt, theils waren sie durch ihre Stellung zu ihren Lehrern verhindert, den sehnlich Erwarteten bei sich aufzunehmen.

Karl war, nachdem er seine Lehrlingsjahre im botanischen Garten überstanden, so glücklich gewesen, in einem prinzlichen Garten eine Stelle als Gehülfe zu finden, wo er seine Erfindungen, seine bereits erworbenen Kenntnisse jetzt praktisch darzulegen begann. Ernst hatte das polytechnische Institut ebenfalls schon hinter sich und war als Arbeiter in eine große Maschinenbauanstalt getreten, um das in sein Fach Einschlagende dieser Art sich anzueignen. Felix endlich, seinem ersten Kapellmeister längst entwachsen, war der Schüler eines der ersten Tondichter der Hauptstadt geworden, und studirte bei der musikalischen Abtheilung der Universität die Geschichte und die größten Meister seiner erhabenen Kunst. Alle Drei hatten sich am vergangenen Tage ein Stündchen zusammengefunden und mit Eduard einen regelmäßigen Besuch in dessen Wohnung verabredet, um hier ihre neu erlernten Fertigkeiten gegenseitig sich mitzutheilen und im gemeinsamen Bestreben wechselweise sich zu unterhalten und hoffentlich zu fördern. Nur um diese Wohnung noch handelte es sich. Eduard war mit seinem Pflegevater in seinem bisherigen Suchen nach einer solchen, wie schon gesagt, nicht glücklich gewesen. Die eine war zu beschränkt, die andere zu kostbar, die dritte zu unsauber befunden worden, und gerade vor dem Letzteren hatte sein reines keusches Wesen einen ungemeinen Abscheu. Lieber eng und reinlich, als groß und unsauber, lieber in dem kleinen Vorhofe eines Tem=

pels, als in dem geräumigen Mittelpunkte einer Menschenkaserne wohnen, dachte er.

Am dritten Tage endlich beschloß er eine große Treibjagd nach einem Unterkommen abzuhalten. Ein neues, schönes, mit herrlichen Gebäuden geschmücktes Stadtviertel hatte er sich von Anfang an ausersehen, hier sollte und mußte es eine Wohnung geben, das war seine Absicht, das war sein Entschluß. Er klopfte an alle Thore, betrachtete von Außen die herrlichen Fronten mit den blinkenden Scheiben, und ohne Zweifel, das war Alles sehr schön. Aber aufgenommen zu werden in diesen lichtvollen Räumen, das war die Aufgabe, und leider, in den Morgenstunden wenigstens, blieb sie ungelös't. So war der Nachmittag gekommen und er schlenderte langsam, etwas abgespannt von dem langen vergeblichen Suchen auf den granitnen Schrittsteinen einer breiten Straße dahin. Ein mit sandsteinartiger Oelfarbe bestrichenes neues Haus fiel ihm besonders angenehm in die Augen. Sehnsüchtig verlangend blickte er die drei Stockwerke daran hinauf; es war in der neuen Straße. Gerade auf dieses Haus mündete eine ebenfalls breite und neue Straße, in deren Perspektive auf einem grünenden Platze, hinter einem Springquell, der sich aus einem offenen Löwenrachen in ein marmornes Becken ergoß und als Brunnen benutzt wurde, die eherne Bildsäule der Siegesgöttin Victoria sich erhob.

„Hier zu wohnen," dachte der bereits immatrikulirte Student der Medizin, „was müßte das herrlich sein!"

So denkend, stand er dem Hause gegenüber still und blickte hinauf. Er bemerkte und wußte nicht, daß er der Gegenstand aufmerksamer Beobachtung einer zweiten Person geworden war. An die Ecke des ersten Hauses der ausmündenden Straße gelehnt, halb neugierig, halb schläfrig, halb nüchtern, halb trunken, stand ein Mensch in halb abgerissenen Kleidern, die schmutzige Mütze auf dem einen Ohr, die Hände faullenzend in den weiten Taschen seiner Beinkleider wühlend, mit einem schelmischen, aber gewiß nicht bösartigen Gesicht. Dieser Mann, zu jeder Geld eintragenden, wiewohl nicht schweren Arbeit aufgelegt, bei Weitem lieber aber faullenzend als beschäftigt, hatte seit einiger Zeit seinen lauernden Blick auf den dahinwandelnden Jüngling geworfen. Endlich, mit einer dreisten, unverschämten Miene sich waffnend, näherte er sich ihm einige Schritte und sagte mit heiserer Stimme:

„Was suchen Sie, mein Herr?"

„Eine Wohnung!" war die kurze, nicht unfreundlich gesprochene Antwort.

„Das hab' ich mir gedacht."

„Wie so?"

„Nun, weil ich's mir gedacht habe. Sie haben keine gefunden, wie ich sehe! Aber ich weiß eine!"

„Nun, wo ist sie?"

„Da, dort in dem gelben Hause!“ sagte der Faullenzer und zeigte mit seinem von Schmutz lackirten Finger auf das neue Haus, das Eduard schon früher mit verlangendem Auge betrachtet hatte.

„Dann will ich anfragen. Adieu, ich danke!“

„Ich danke? und weiter Nichts?“

Eduard war schon über den Rinnstein geschritten, die sonderbar energisch gesprochene Frage hielt ihn zurück.

„Was denn weiter?“ fragte er, sich umwendend.

„Haha! der Kleinstädter!“ murmelte der Mann bei sich. „Sie sind wohl hier fremd, mein junger Herr?“

„Ja, und warum?“

„Weil Sie nicht zu wissen scheinen, daß ein guter Rath so theuer wie eine gute That hier bezahlt wird. Ich mache auf einen Silbermorgen bescheidenen Anspruch.“

„Silbermorgen, wie?“

„O, Sie verstehen noch nicht Hochdeutsch — ein Silbermorgen ist ein Groschen, ein silberner kleiner Groschen.“

„Aha!“ dachte Eduard, griff lachend in seinen Beutel und gab das Verlangte.

„Nun danke ich,“ sagte der Fremde und drehte sich lächelnd von dannen, um seinen Beobachtungsposten an der Straßenecke wieder einzunehmen.

Eduard dachte, während er die Straße überschritt,

bei sich: „Auch Rath und That! Nun, wenn die eine nicht theurer bezahlt wird, als der andere, so ist hier Beides billig genug.“ Dabei hatte er die Thür des Hauses erreicht. Auf einer messingenen Platte an derselben las er, mit gothischen Buchstaben eingeschnitten, den Namen: Holzbrecher. Ohne sich zu besinnen, schellte er. Ein reinlich gekleidetes Dienstmädchen öffnete die Thür und fragte nach des Herrn Begehr.

„Ist Herr Holzbrecher der Besitzer des Hauses?“

„Gewiß ist er das. Er ist aber jetzt nicht zu sprechen, er hält sein Mittagsschläfchen. Kann ich etwas bestellen?“

Eduard eröffnete seinen Wunsch und sah das Mädchen erröthen und lächeln.

„Ich glaube wohl nicht,“ sagte sie, „doch will ich anfragen.“

Sie wollte schnell die Treppe hinaufeilen, die außergewöhnlich blank und sauber aussah, als eine feine Stimme von obenher sich vernehmen ließ, die halblaut, mehr flüsterterte, als sprach:

„Wer ist da, Karoline?“

Das Mädchen sprach eben so leise zurück, so daß der auf dem Flur Wartende ihre Worte nicht verstehen konnte.

„Das hat uns ein Spaßvogel angethan,“ entgegnete die feine Stimme, aber etwas unwilliger und lauter, als

vorher, „denn in der ganzen Nachbarschaft weiß jedes Kind, daß wir nicht vermiethen. Wer ist es denn?“

„O, ein hübscher junger Herr!“

Bei diesen Worten trat Frau Holzbrecher, denn diese war es selber, ein paar Stufen herunter und sah sich den hübschen jungen Herrn, der bescheiden, den Hut in der Hand, unten an der Treppe wartete, etwas näher an. Ihre lebhaften Augen begegneten den lebhafteren Augen des Studenten. Frau Holzbrecher sah einen hübschen jungen Mann so sehr gern. Sie schien befriedigt von ihrer Musterung, machte eine zierliche Verbeugung und rief laut:

„Wenn es gefällig, treten Sie doch näher!“

Mit einigen Sprüngen, schneller wie gewöhnlich, weil er sich am Ziele ahnte, stand Eduard auf dem Treppenabsatz, und während er sich verbeugte, hatte er die ganze kleine zierliche Figur der etwas mageren, aber angenehmen Frau mittleren Alters in's Auge gefaßt.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich störe, Madame,“ begann er, „aber ich bin fremd und in Verlegenheit...“

„O, bitte, treten Sie näher!“

Mit diesen Worten öffnete sie eine Thür, die in ein geschmackvoll eingerichtetes Zimmer führte, in welchem der Hausherr, in Pantoffeln und Schlafrock, soeben aus seinem Mittagsschlummer erwacht war. Nachdem die Be-

grüßung gegeben und erwidert, ein Stuhl angeboten und angenommen war, trug der Student sein Anliegen klar und warm vor.

„Und wer hat Sie hierher gewiesen?“ fragte der etwas korpulente Herr Holzbrecher.

„Ein Arbeiter, der drüben an dem Hause lehnte.“

„O, der abscheuliche Sonnenbrater, ich dachte es wohl,“ rief die Hausfrau entrüstet.

„Stille, mein Kind, stille! Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?“

„Student der Medizin, seit zwei Tagen in der Stadt und überall vergeblich nach einer Wohnung suchend.“

„Student!“ murmelten Mann und Frau, und sahen sich fragend, halb willig, halb unsicher an. Da aber doch eine Antwort erfolgen mußte, sagte endlich zögernd der Hausherr:

„Wir bewohnen zwar allein dies Haus, aber wir sind nicht eingerichtet, um zu vermiethen.“

„Das ganze große Haus?“ wollte Eduard fragen, aber er besann sich, und sich verbeugend, entgegnete er: „Dann thut es mir leid, Sie gestört zu haben. Leben Sie wohl!“

„Warten Sie!“ rief die Frau, und blickte den, ein leichtes Gähnen unterdrückenden Hausherrn schon etwas zustimmender an. Der Mann machte offenbar ein beifälliges Gesicht.

„Warten Sie gefälligst einen Augenblick und setzen Sie sich," sagte Frau Holzbrecher, und winkte ihren Mann in ein Nebenzimmer. Nach einiger Berathung kam das Paar wieder zum Vorschein und schien von Minute zu Minute freundlicher zu werden.

„Wir bewohnen zwar dies dreistöckige Haus ganz allein," begann die Frau, die ohne Zweifel hier die Hauptrolle spielte, „können aber im Hause, weil Alles mit Sachen gefüllt ist, nicht vermiethen. Wir sind Beide allein und leben von unseren Renten, mein Mann hat aber eine Liebhaberei, er ist akademischer Künstler und besitzt eine eigene Werkstatt. Hinter dem Hause aber ist ein Garten und darin ein Haus, groß genug zum Wohnen. Es wäre vielleicht gut, wenn wir nicht so allein in dem großen Hause wären; Gesellschaft ist oft eine Hilfe. Wenn Ihnen das Gartenhaus ansteht und unsere Bedingungen angenommen werden, könnten wir uns wohl entschließen, Ihnen zu dienen."

In diesem Augenblicke kratzte es an die Thür. Der Hausherr öffnete und herein sprang blitzschnell ein großer schwarzer Kater, langsamer gefolgt von einem braunen Wachtelhunde, die sich beide sogleich ungenirt auf das Sopha stürzten und darauf behaglich zurechtlegten.

„Und diese Bedingungen?" fragte Eduard.

Eben wollte Frau Holzbrecher antworten, als die Magd mit dem Kaffee und drei Tassen eintrat.

„Das ist recht, Karoline, so, setzen Sie sich, trinken Sie eine Tasse Kaffee!“

Man setzte sich und trank.

„Ja, die Bedingungen,“ sagte der Mann im Schlafrock und tauchte einen Zwieback in seine Tasse.

„Der Bedingungen sind vier, mein Herr!“ nahm die Frau das Wort, und warf dem gutmüthigen, kauenden Ehemanne einen sanften Blick zu. „Aber Ihr Name, wenn ich fragen darf?“

„Wollzagen, Eduard Wollzagen!“

„Ah, schön, Herr Wollzagen! ja, der Bedingungen sind vier. Die erste, daß Sie sich aus dem benachbarten Hause am Garten eine Aufwärterin nehmen. Es wohnen Handwerker darin, die sich gern eine Kleinigkeit verdienen. Unsere Karoline hat so viel zu thun, denn wir sind etwas eigen.“

„Angenommen! Die zweite?“

„Daß Sie sich keinen Hund halten, der den Bello beißen oder den lieben Kater verjagen könnte.“

„Gut! Die dritte?“

„Daß Sie des Nachts nicht laut singen und schreien ...“

„O! fürchten Sie nichts.“

„Bitte, bitte, die Herren Studenten! Und die vierte, daß Sie keine Sporen tragen und die guten Möbel im Gartensaal zerkratzen.“

„Vorausgesetzt, daß Sie vorsichtig mit Feuer sind

und Alles in Ordnung halten," setzte der Mann hinzu, der seinen Zwieback verschluckt hatte.

Eduard lächelte und sagte freundlich:

„Ich nehme Alles an, Sie sollen zufrieden sein. Aber die fünfte Bedingung?"

„Wie, die fünfte?"

„Doch, die Miethe!"

„Ach so! O, das ist das Wenigste! Studenten haben in der Regel keinen großen Wechsel und die Stadt ist theuer. Sie sollen auch mit uns zufrieden sein, es ist uns um einen sittsamen Menschen im Hause zu thun."

Die Frau hätte eben so gut sagen können: „Um einen so hübschen Mann, denn Sie gefallen mir ganz außerordentlich."

„Aber ich muß es doch wissen!"

„Versteht sich — nun, ich denke, fünf Thaler für den Monat werden Ihnen nicht zu viel sein?"

„Durchaus nicht, und wenn kann ich einziehen?"

„O, heute noch, in einigen Stunden; ich will das große Zimmer nur erwärmen und den Staub abwischen lassen. Wollen Sie aber nicht erst Ihre Wohnung besehen?"

„Mit dem größten Vergnügen!"

Und es erfolgte ein allgemeiner Aufbruch, Frau Holzbrecher nahm ein großes Schlüsselbund und ging dem hübschen jungen Manne voran, der in ihren Augen

immer schöner wurde. Die zierliche Frau war in einen ganz neuen Gedankengang gerathen. Sie dachte an so manchen langen Winterabend, wie angenehm ihr da ein solcher Gesellschafter werden könnte. Und wenn einmal Diebe kämen, wie gut wäre ein solcher Beistand! Studenten sind immer tapfer und halten sich Pistolen und Degen!"

Man kam in den schon ganz zum nahenden Sommer eingerichteten Garten hinter dem Haüse, an welchen vielfache Pflege sichtbar verwandt war. Bevor dieser neue Stadttheil in den Bereich der Umfangsmauern gezogen wurde, hatte Grund und Boden einem Zerstreuungsort mit Kegelbahn und kleinem Tanzvergnügen im Freien gedient. Dieser kleine Gartensaal, wahrscheinlich früher zum Verabreichen der Speisen und Getränke für die Tanzenden benutzt, war von dem jetzigen Besitzer bei'm Ankauf der Baüstelle beibehalten, nur ausgebessert und neu gestrichen worden, um im Sommer einen Ort der Ruhe und Behaglichkeit auch im Freien bieten zu können. Der Arbeiten des akademischen Künstlers aber waren, wie wir später sehen werden, so viele und mannigfaltige, und seine vorherrschende Neigung zog ihn so sehr in seine Werkstätte, daß er Garten und Gartensaal gänzlich vernachlässigte und nur der sorgsamen Gattin den Genuß und die Pflege davon überließ. So war ihnen der Besitz dieses Raumes ein ziemlich gleichgiltiger geworden, und hatte

bis jetzt nur zur Aufstellung alter, ihnen freilich überflüssiger, aber höchst geschmack- und werthvoller Möbel gedient. Das Innere dieses Gartenhäuschens, das man mit einigem Rechte wohl ein Haus nennen konnte, war in zwei Räume, einen größeren und einen bei weitem kleineren getheilt. Das größere Zimmer, Saal genannt, zeigte vier Fenster in einer Linie und maß etwa dreißig Fuß in die Länge und zwanzig in die Breite. Obgleich ohne Vorhänge, zeigte es, nachdem die Fensterläden geöffnet, einen wohnlichen, heiteren, namentlich im Sommer ganz herrlichen Raum, dessen halbmassive Wände mit den ziemlich gelungenen Darstellungen aus dem Leben Paul und Virginiens tapezirt waren. In der Mitte stand, wie alle übrigen Möbel, aus schön polirtem altem Nußbaumholz, ein ungeheurer runder Tisch, der eine unbewegliche Maschine gewesen wäre, hätten nicht große messingene Rollen seine Fortschaffung ermöglicht. An den Wänden sah man, von sinniger Frauenhand geordnet, ein bequemes, sehr langes Ruhebett, mit grünschwarzem Wollenzeug überzogen, ein Dutzend Stühle, einen alten, sehr geschmackvollen und von Alterthumsfreunden hochgeschätzten Schreibtisch, sechs Fuß wenigstens breit, und mit unzähligen offenen und verborgenen Schubfächern versehen, ein kleines Eckschränkchen, für Gläser und Teller bestimmt, und einige andere kleine Tische. Das blaugetünchte Nebenzimmer war leer. Die Fußböden in beiden waren mit brauner Oelfarbe ge-

strichen und glatt gebeizt. An den Pfeilern zwischen den Fenstern waren größere und kleinere Spiegel in halb verblichenen Goldrahmen, aber von altem, dickem venetianischem Glase eingefügt.

„Dies ist Ihr Wohnzimmer," sagte Frau Holzbrecher zu dem sichtbar erfreuten jungen Manne, „und dieses Ihr Schlafzimmer. Freilich sieht beides jetzt nicht ganz wohnlich, und es ist etwas kühl darin, aber wenn Sie gegen Abend wiederkommen, sollen Sie es nach Wunsch finden, ich verspreche es Ihnen, der weiße Ofen heizt sich vortrefflich."

Nach einigen dankenden und ablehnenden Redensarten von beiden Seiten entfernte sich Eduard, um zu dem in den Abendstunden festgesetzten Einzug seine Vorbereitungen im Gasthofe zu treffen. —

Vier Stunden später brachte ein Miethswagen den Studenten mit seinem ganzen Gepäck wieder vor das Haus des Akademikers in der Neuenstraße, und bald war Alles in den Gartensaal geschafft. Wie war der neue Miether von den Veränderungen überrascht, die in seiner Abwesenheit eine gewandte weibliche Hand hervorgezaubert hatte. Der Saal, nach sorglicher Lüftung behaglich erwärmt und von einem angenehmen Räuchermittel durchdurftet, der Fußboden mit einem einfachen Wachstuchteppich bedeckt, die Fenster von der kundigen Hand Karolinens, der Tochter eines Tapezierers, mit weiß- und grüngeblümten Da-

mastvorhängen geschmückt, über den großen Tisch eine gleiche Decke, mit Quasten an allen vier Ecken, gebreitet, das Schlafzimmer mit schneeweißem Bettgeräth und den nöthigen Bequemlichkeiten versehen — Alles war so wohnlich, so behaglich, so fürsorglich ausgestattet, daß Eduard einen Ausruf freudigen Staunens nicht zurückhalten und gegen die ihn führende Wirthin nicht genug des Beifalls und Dankes laut werden lassen konnte.

„Es freut mich, daß Sie zufrieden sind," lächelte die zierliche Frau Holzbrecher, „aber noch ist nicht Alles so, wie ich es wünsche, ich hoffe aber mit der Zeit noch hier und da einige Verschönerungen und Bequemlichkeiten anbringen zu können. Ich muß es mir überlegen. Es ist Alles zu schnell gekommen."

Und damit ordnete ihre schnelle Hand, von einem umsichtigen Auge unterstützt, an allen Ecken und Enden das ihr noch behaglicher Scheinende an.

„So, und nun machen Sie es sich bequem, Herr Wollzagen, nicht wahr, Wollzagen?"

„Ja wohl, und ich danke Ihnen tausendmal."

„Einmal ist genug. Für den Augenblick wird Karoline Sie noch mit dem Nöthigsten bedienen, aber Ihr Nachbarshaus beherbergt einige gutmüthige Handwerkerfamilien, und ich werde das Mädchen sogleich dahin schicken und Ihnen eine Aufwärterin besorgen. Und somit

übergebe ich Ihrem Schutze mein kleines Haus und sage Ihnen für heute Lebewohl."

Sie knixte und lächelte und zog sich zurück.

Eduard war allein und blickte sich noch einmal um. Wie war er so zufrieden, so glücklich! So bequem, so überaus freundlich hatte er noch nie gewohnt, so glänzend es zu finden niemals erwartet. Er zündete eine ihm zur Hand gestellte neusilberne Lampe mit Freuden an und durchforschte sein neues Gebiet im Großen und Kleinen. Dann packte er seine Sachen aus, hing seine Kleider in die Schränke, verschloß seine Papiere, sein Geld, und streckte sich, laut und fröhlich pfeifend, auf sein weiches langes Ruhebett.

Sehen wir jetzt, was für Nachbarn dem jungen Studenten im Handwerkerhause zu Theil geworden waren. Dieses Haus gehörte zu den in der ebenfalls neuaufgebauten Feldstraße gehörigen Wohnungen. Es war ein langes dreistöckiges Gebäude, von dem Gartenhäuschen nur durch ein grün angestrichenes Holzstacket, mit einer verschließbaren Thür versehen, getrennt. In diesem Hause wohnten drei kleinere Handwerker, und zwar ein Tischler, ein Schneider und ein Schuhmacher mit ihren Familien. Ihre im Erdgeschoß gelegenen Fenster gingen nach hinten hinaus, und konnten also das Gartenhaus zu jeder Zeit bestreichen, wenn, wie es jetzt noch nicht der Fall war, die am Stackete gepflanzten schattigen Hollundergebüsche

die Aussicht nicht verdeckten. Die oberen Stockwerke waren von einzelnen Miethern, ebenfalls dem dienstbaren Stande angehörig, bewohnt, die aber, ohne Familie, keinen so festen Wohnsitz darin hatten, wie das eben angegebene Kleeblatt.

Eine halbe Stunde nach dem Einzuge des jungen Studenten öffnete Karoline die Gartenpforte und trat in den Hof des Nachbargebäudes ein. Eine Wäsche trocknende Frau in mittleren Jahren, mit lebhaften Gesichtszügen, war auf dem Hofe beschäftigt. Diese Frau, von angenehmem Wesen, schwarzen Augen und Haaren und etwas stark gerundeten Formen, blickte schnell auf, als die Magd des akademischen Künstlers die Pforte aufschloß, und blickte sie fragend an.

„Nun, das muß ich gestehen, Karoline," begann die neugierige Nachbarin, „was ist denn bei Ihnen im Gange? Ich glaube gar, Ihre Herrschaft hat einen Miethsmann eingenommen. Wie?"

„Ach, beste Frau Schwarzkopf," entgegnete das Mädchen, „bei uns dreht sich die Welt um. Ich habe mich ganz müde gearbeitet. Wer hätte das gedacht! und so schnell und unerwartet, wie der Blitz vom Himmel fällt, ist er in unser Haus gefallen."

„Das ist ja ganz was Neues. Und wer ist es denn, ein Mann doch gewiß?"

„Und ein sehr hübscher Mann obendrein. O Frau

Schwarzkopf — doch, Sie können ihn ja sehen, ich habe einen Auftrag an Sie."

„An mich? und von wem denn?"

„An Sie oder an die Schuster- oder Schneiderfrau, das ist einerlei. Von meiner Madame, natürlich."

„O, o, Karoline!"

„Ich soll eine Bedienung für den jungen Herrn schaffen, von heute Abend an, so schnell wie möglich. Meine Madame brennt vor lauter Menschenfreundlichkeit."

„Aber wer ist es denn, der Ihre Hausordnung so ganz und gar umstößt?"

„Ja, was weiß ich! Doch ich werde es noch heute erfahren; aber ein Student ist es, so viel ist gewiß."

„Ein Student!" rief verwundert die Tischlersfrau. „Und ich soll ihn bedienen? Aber da muß ich ihn doch erst sprechen!"

„Das können Sie ja leicht haben, Frau Schwarzkopf, binden Sie sich die Schürze ab und kommen Sie mit mir; wenn er Ihnen gefällt, so ist hier der Schlüssel zur Gartenpforte."

Frau Schwarzkopf, in der der Leser unsere frühere Bekannte aus der Churfürstenstraße gewiß wieder erkannt hat, lief eilig in ihre Stube. Ohne dem in der Werkstätte immer fleißigen Manne etwas von dem neuen Dienste zu sagen, rief sie ihre dreizehnjährige Tochter, Anna mit Namen, und beauftragte sie, flink und thätig zu sein, sie

bekäme Arbeit. Dann, ihr immer noch glänzendes schwarzes Haar, auf welches jetzt ein reinliches weißes Häubchen gesetzt wurde, glatt streichend und die Arbeitsschürze ablegend, folgte sie der eilig voranschreitenden Karoline in den benachbarten Garten. —

Eduard hörte ein weibliches halblautes Geflüster vor seiner Thür. Gleich darauf wurde geklopft. Auf seinen Ruf trat Karoline herein und stellte dem jungen Herrn Frau Schwarzkopf als seine neue Aufwärterin vor, worauf sie sich entfernte.

Frau Schwarzkopf war über die Schwelle getreten und stand dem Studenten gegenüber. Ihr dunkles Auge haftete fest auf ihm, als sie dieses so schöne, so edle, so reine Gesicht sah, aus dessen Mienen das freundlichste Wohlwollen, aber doch ein gewisses gebieterisches Etwas blickte, was die Frau in Schweigen erhielt.

Eduard war von dem anständigen und hübschen Aussehen der immer noch gewissermaßen jugendlich erscheinenden Frau — denn die Lebhaftigkeit und Frische des Auges und der Geberden geben selbst den mittleren Lebensjahren einen jüngeren Anstrich — angenehm berührt. Er nickte ihr freundlich zu und begann das Gespräch mit der Frage:

„Guten Abend, meine liebe Frau. Sie wollen mir also behilflich sein, mein kleines Besitzthum in Ordnung zu halten?“

Frau Schwarzkopfs Ohren öffneten sich, so weit sie konnten, und kamen ihren spähenden Augen zu Hilfe bei diesem Stimmelaut, diesem ganz eigenthümlichen, liebreichen, vertraulichen Wesen, das ihr in dem doch sicher unbekannten jungen Manne entgegentrat. Sie suchte in dem Schatze ihrer Erinnerungen, aber sie fand Nichts, was ihr Aufschluß gab, denn der Gedanke, daß dieser hohe Jüngling jener kleine, jetzt lange für todt geglaubte Knabe sei, den sie vor vierzehn Jahren an ihre Brust gedrückt und in Erwartung eines ähnlichen mütterlich geherzt hatte, das lag ihr in diesem Augenblicke, wie auch lange noch, außerordentlich fern. Sie hörte die gestellte Frage noch in ihrem Innern summen und wühlen, als der Fragende schon die zweite stellte:

„Sie übernehmen das Geschäft doch nicht gezwungen?“

„O, ich bitte um Verzeihnng, mein Herr; ganz und gar nicht, ich übernehme es sehr gern, ich habe ja so viel Zeit und wohne in nächster Nähe. Auch die Wäsche kann ich übernehmen, und verspreche mein Bestes zu thun, selbst in der Ausbesserung ...“

„Was das Erstere betrifft, so bin ich damit sehr zufrieden; die Ausbesserung jedoch, hoffe ich, wird sobald nicht nöthig sein, denn ich bin neu ausgestattet, wie eine Braut, Mutter und Schwestern haben das Ihrige gethan.“

„Schön, schön! Aber die jungen Herren tragen was ab! Ich sprach nur von der Zukunft. Doch noch eine

Frage wollt' ich mir erlauben. Ich könnte vielleicht nicht immer selbst kommen, wenn Sie mich riefen, aber ich habe eine Tochter, noch jung an Jahren, jedoch schon tüchtig in der Arbeit. Wollten Sie der erlauben, daß..."

„Daß sie an Ihrer Stelle mich bedient? O, das ist mir ganz einerlei, wenn es nur gethan wird. Ist Ihr Mann nicht ein Tischler?"

„Ganz gewiß ist er das, fleißig und thätig bis in die Nacht, aber die Kundschaft ist nicht groß und es gibt der Tischler so viele und bemitteltere als wir, so daß man sich behelfen muß, so gut es geht."

„Sehr wohl, das ist jedes Menschen Pflicht. Was verlangen Sie für Ihren Dienst?"

„Ach Gott — einen kleinen Thaler für den Monat!"

„Sie sollen sogar den größten erhalten, den ich habe."

Beide lächelten sich gewissermaßen bekannt bei diesem Scherze an.

„Bedürfen Sie jetzt gleich irgend Etwas?"

„Nichts, liebe Frau, höchstens frisches Wasser, wenn ich bitten darf."

„Und wann stehen Sie des Morgens auf?"

„Etwa um fünf!" —

Und Frau Schwarzkopf knixte zur Thür hinaus.

„Er hat also Mutter und Schwestern," sagte sie bei sich. „Ja, ja, das sieht man ihm an. Manieren hat er. Und er scherzt schon mit mir und bittet um den

Dienst, den er bezahlt. Wahrhaftig! das ist ein seltener Musensohn!"

Nach kurzer Zeit erschien Anna, die Tochter, mit dem verlangten Wasser. Sie sah wie ein Mädchen von sechszehn Jahren aus. Das leibhafte Abbild der Mutter in früheren Jahren, eben so hübsch, eben so schwarze Augen und Haare, aber etwas stiller und sanfter.

Sie setzte eilig das Wasser auf den Tisch und hauchte ein leises: „Guten Abend!" dem Studenten hin, der in einem Buche las. Als dieser seinen Kopf erhob, um zu sehen, wer da sei, war sie schon zur Thür hinausgeschlüpft, hatte aber doch einen lebhaften Blick auf den neuen Herrn geworfen. Vor der Thür im Garten traf sie Karoline, mit der sie einige Minuten plauderte.

Als sie wieder zu ihrer Mutter in's Zimmer trat, rief sie schnell und kindlich:

„Mutter, was für ein schöner Mensch! hab' ich doch nie einen solchen gesehen!"

„Mädchen! was sprichst Du für Dinge?" ermahnte die kluge Mutter. „Ich glaube gar, Deine Augen sehen schon die Männer an. Das wollte ich mir verbitten, Du bist noch fünf Jahre zu jung dazu."

„Weißt Du, wie er heißt?" fragte das junge Mädchen, das wahrscheinlich gar nicht gehört hatte, was die Mutter so vorsorglich geäußert. „Er heißt Eduard Wollzagen und ist ein Predigerssohn vom Lande."

„Das weißt Du auch schon?“

„Ja, Karoline hat es mir erzählt.“

„Die Plaudertasche! Nun, Mädchen, rasch an die Arbeit und nimm Dich vor dem schönen Predigerssohn in Acht; er ist ein Student, und Studenten sind immer gefährliche Menschen für junge Mädchen!“ —

Zweites Kapitel.

Der academische Künstler und der Architekt.

Der junge Student war nun schon vier Wochen in seiner neuen behaglichen Wohnung. Er fühlte sich darin längst wie zu Hause. So schnell gewöhnt sich das menschliche Gemüth an die entgegengesetztesten Lagen des Lebens. Wie wohl war es ihm jetzt in seiner bequemen Häuslichkeit! Die Bäume und Gebüsche vor seiner Thür hatten sich mit Blüthen und Blättern, die wohlgepflegten Beete mit neuaufsprossenden Pflanzen bedeckt. Wie eignete sich das Alles zur gemüthlichsten Arbeit, zum Denken, zum Studiren. Denn das ist ja die Freude des Lebens, in gemüthlicher Stille, bei freundlicher Umgebung, geistig thätig sein zu können. Bei gutem Wetter diente der stille Garten zum Wandeln, bei schlechtem der große Saal,

der so recht zum Auf- und Niederschreiten eingerichtet war. Und was war Alles innerlich zu verarbeiten, was hatten diese jungen Augen in diesen vier Wochen schon gesehen, diese Ohren gehört, dies empfängliche Gemüth aufgenommen, was hatte nicht der rastlos thätige Geist zu ordnen und zu bewahren!

Die ersten zwei Wochen waren wie ein kurzer, feenartiger Traum verschwunden, die Zeit verschlang sich beinahe selber im raschesten Wechsel. Eduard hatte seiner Meinung nach keine Zeit zu verlieren, sie war ihm sehr kostbar, er mußte gradeaus los auf das Ziel. Zuerst nun in diesen zwei Wochen kamen die täglichen, immer länger werdenden, immer mehr Reichthum, Glanz und Inhalt bietenden Besuche der großen königlichen Sammlungen, der Gemälde-Gallerieen, der Museen, der Bibliotheken, und was es sonst der Bewunderung Werthes in der großen Stadt gab, an die Reihe. Die Erzeugnisse der Malerei, der Bildhauerkunst, die Alterthümer, alles Das wollte wenigstens im Fluge zunächst angestaunt werden, um später in regelrechte Theile zerlegt, langsam und mit Muße genossen und durchdacht zu werden. Wie war die Welt so reich, so mannigfaltig in ihren Erzeugnissen, der menschliche Geist wie ausgedehnt, wie himmelstrebend in seinen Erfindungen und seiner schöpferischen Thätigkeit! Und doch war diese Stadt, wenngleich groß und berühmt wegen der doppelten Macht ihrer intelli-

genten und materiellen Kräfte, immer nur ein winziger Punkt in dem unermeßlichen Weltall! —

Nachdem nun diese zwei Wochen in fortwährendem Schauen und Bewundern verstrichen waren, hatten die Vorlesungen auf der Universität begonnen. Die berühmtesten Lehrer hatten ihre Hörsäle geöffnet, und nun erst recht war dem entzückten Weisheitsjünger eine neue Welt aufgegangen. Er schwamm in einem Meere von Wonne. Das Reich der allmächtigen Natur hatte ihm seine bisher undurchdringlichen Pforten geöffnet, denn die sogenannten philosophischen Vorstudien seiner Wissenschaft, die er später als sein Hauptstudium betreiben wollte, die Zoologie, die Botanik, die Physik, die Chemie, die Mineralogie und endlich auch die Anfänge der Philosophie, Logik und Psychologie hatten ihn zu ihrem Jünger willig angenommen. Wie war da Alles, was ihn umgab, vor seinen erstaunten Blicken lebendig geworden! Alle seine früheren Gedanken, seine Grübeleien, seine Wünsche hatten eine festere Form angenommen; was ihm ein phantastisches Bild erschienen, war zu einer sicht- und greifbaren Masse umgewandelt; seine unklaren Vorstellungen von dem, was war und sein mußte, hatten sich zu entzifferbaren Begriffen gestaltet; was er früher nur für einen Baum, eine Blume, einen Berg, ein Thier angesehen, war ihm plötzlich wie durch einen Zauberschlag zu einem lebendigen, sich selbst zeugenden Organismus umgeschaffen. Das

war ein Reichthum, eine Fülle, eine Welt von Neuheit, Größe und regelmäßiger Uebereinstimmung, Schönheit und Nützlichkeit, wie sie seinen höchsten Erwartungen nie vorgeschwebt, wie er nie sie zu hoffen gewagt hatte. Und das Alles sollte nun sein Eigenthum werden! Er sollte eindringen in die Geheimnisse dieser göttlichen Natur, so weit überhaupt dem menschlichen Geiste sie zu ergründen verstattet ist. Er sollte begreifen und verarbeiten, was jene erhabenen Männer mit Begeisterung aussprachen, als hätten sie es aus ureigenster Quelle, aus dem Borne des Lebens und Schaffens selbst geschöpft, er sollte es lernen, um es sogar später mit erneuter Begeisterung, vielleicht selber noch mehr von seiner Aufgabe entflammt, wieder zu lehren! O! welch ein Glück, welch ein Gefühl geistigen, köstlichsten Rausches hatte er in sich zu bewältigen!

Und das war bei Weitem noch nicht Alles, was er zu bewundern haben sollte. Zwischen den Vorlesungen der einzelnen Professoren lagen so viele freie Stunden. Wozu konnten diese besser angewendet werden, als um den Lehren auch anderer berühmter Gelehrten in den übrigen Zweigen academischer Studien zuzuhören. So hatte er schon, außer den so interessanten Kollegien über unsere Kultur- und Literaturgeschichte, die ihn freilich weniger ansprechenden Vorträge über theologische und juristische Gegenstände besucht, aber er hatte auch den anziehenden und von allen Gebildeten der Hauptstadt

mit Beifall aufgenommenen Vorlesungen der berühmten Lehrer der Geschichte der Philosophie, der Anthropologie, der beschreibenden Erdkunde, der alten und neuen Geschichte sein Ohr geschenkt. Gab es da denn noch etwas Anderes in der Welt für den so begierig strebenden Jüngling? konnte ihn noch ein Wichtigeres fesseln, ablenken und erfüllen?

Ja! und doch lenkte ihn ab und erfüllte ihn eine anfangs klein erscheinende, jetzt, je mehr er die Wichtigkeit und den Umfang menschlichen Lebens begriff, immer größer werdende Sorge. Er dachte an seinen Vater und dessen Familie zurück, die er in der stillen Heimath, nicht so reich an Genüssen und Bequemlichkeiten, wie er selbst jetzt war, verlassen hatte; er sah ihn, der doch nur sein Pflegevater war, täglich seiner mühsamen Arbeit obliegen, um den wachsenden Ansprüchen seiner größer werdenden eigenen Kinder zu genügen; er sah ihn jetzt mehr arbeiten denn je, wo er doch, selber alternd, am meisten der Ruhe und Pflege bedurft hätte. Und nun kostete er diesem theuren, edlen Manne, der so viel für ihn gethan, 300 Thaler jedes Jahr, und wenigstens fünf bis sechs Jahre mußte er den Studien obliegen. Wie sollte jener das erschwingen, wie konnte er selbst das verlangen? Nein, gegen eine so reiche Unterstützung sträubte sich sein edler, arbeitsamer Geist. Dieses Opfer einer so vortrefflichen Familie konnte sein Herz nicht ertragen. Am Ende

versagten sie sich das Beliebteste, Angenehmste, um nur den Anforderungen seines fortstrebenden Geistes zu genügen. Das sollte, das durfte nicht lange währen. Hatte er nicht Hilfsquellen genug in sich, um sich selbst wenigstens theilweise beköstigen und bekleiden zu können; konnte er, was er gelernt und fortwährend noch lernte, nicht selber lehren, und hieraus eine ersprießliche Fülle eigenen Verdienstes erzielen? Ja, so sollte es sein. Erst wurde es bedacht, dann reiflich nach allen Seiten überlegt, und endlich schnell zum Entschlusse gebracht. Und ein guter, kräftiger Entschluß kostete diesem mächtigen Geiste keine lange Zeit. Gedacht war gethan, und es blieb also nur noch die Ausführung übrig. Aber hier boten sich schon einige Schwierigkeiten dar. Er war fremd in der Stadt; hatte keine Bekanntschaften, keine Gönner, war allein auf seine eigene Kraft angewiesen. Diese eigene Kraft aber war groß — sie mußte nur wollen, und wenn sie mit dem bloßen Willen nicht zu Stande kommen konnte, mußte sie zwingen. Und gewiß, Zwang und Gewalt ist das kräftigste zum Ziele führende Mittel, wenn alle anderen nicht ausreichen, sofern ihre Anwendung überhaupt möglich ist. Aber eben diese Möglichkeit schien hier zu fehlen. Sein reger Kopf sann hin und her. Endlich hatte er es gefunden. Ihm war der Bankier eingefallen, den ihm sein Vater bezeichnet; zu diesem beschloß er zu gehen und ihm sein Anliegen vorzutragen, der würde ihn

empfehlen. Hätte er erst einen Schüler nur, dann würden die anderen schon folgen, er wollte schon sorgen, daß sie mit ihm, dem jungen Lehrer, zufrieden wären, denn er hätte ja Muth und guten Willen! — O, er hatte noch mehr, was er sich in seiner Bescheidenheit nur nicht gestand, oder vielleicht selbst einmal nicht wußte. Er besaß außer der Fähigkeit auch die Elasticität des Geistes, die mit der Geduld des Strebens die Begeisterung der Ausführung verbindet — und Alles in hohem Grade.

Nun war er mit sich einig. Heute war Sonnabend, heute erwartete er, dem Uebereinkommen gemäß, die drei jungen Freunde, morgen aber, am Sonntag, Vormittags nach der Kirche, dann wollte er den reichen Mann besuchen und den bereits gesandten Brief des Vaters ihm überliefern. Das schien zu gelingen. Und nun, nachdem er so weit gekommen, faßte er noch einen anderen, vielleicht noch edleren, vielleicht schwächeren Entschluß, wie man es nehmen will. Er setzte sich an seinen schönen Schreibtisch, auf dem jede Kleinigkeit wohlgeordnet an ihrem Platze lag, zog ein geheimes Fach hervor, schloß es mit einem besonderen Schlüssel auf und — zählte sein Geld. „Das ist der Nothpfennig des Meisters," sagte er leise zu sich. „Gut, mag er unangetastet liegen bleiben, bis die Noth kommt, sie wird vielleicht nicht ausbleiben. Das ist des guten Vaters Geld. So viel, nachdem die Kollegien und die nöthigsten Bücher bezahlt sind — und er

sonderte ein kleines Päckchen ab — bleibt mein, das brauche ich noch, mehr darf ich nicht brauchen. Das Uebrige bleibt — sein. Für's Erste will ich es bewahren, es kommt schon die Zeit, es ihm wieder zu geben, und ihm damit vielleicht eine große Freude zu machen, oder eine noch größere Sorge abzunehmen. Ich brauche wenig. Von heute an wird jeder Ueberfluß beseitigt, von heute an wie ein weiser Mann gelebt. Lust am Schauspiel, Conzerten — verschwinde, oder, willst Du genossen sein — verdiene Dir es selber." Und er war der Mann dazu, sein Gelöbniß zu halten.

In diesem Augenblicke pochte es an die Thür, es war die Stunde, in der die Freunde ihren Besuch zugesagt. Schnell packte er sein Geld in den Kasten, schloß ihn ein, und rief „herein!"

Aber es war noch keiner der Freunde. Herr Holzbrecher selber erschien auf der Schwelle, gefolgt von seinem etwas fetten Bello.

„Guten Morgen, mein lieber Herr Studiosus," rief er ganz vergnügt, und streckte seinem Miether die Hand hin. „Da Sie sich nicht sehen lassen, muß ich schon selber kommen, und Ihre Einrichtung in Augenschein nehmen. Ei, sieh doch! das gefällt mir! Ordnung und Reinlichkeit sind die Hauptbedingungen des Lebens — meines Lebens, meine ich —"

„Auch des meinigen und vieler anderer Menschen, Herr Holzbrecher.“ —

„Das seh' ich, das seh' ich. Und es freut mich, Ihretwegen und meinetwegen — ich meine, unsertwegen, denn meine Frau freut sich auch, Herr! Aber da über dem alten Sessel muß eine Konsole mit einer alten Uhr stehen, die einen schönen, reinen Klang und einen sicheren Gang hat. Nun, das läßt sich machen, ich habe ihrer genug, und das wird hier passen. Aber, sagen Sie mir aufrichtig, gefällt es Ihnen denn bei uns? Es ist so still hier, man sieht keine Wagen fahren, und hat keine Gelegenheit, die schönen vorübergehenden Mädchen zu bewundern, hoho! Herr Student, ich bin auch einmal jung gewesen — o, schämen Sie sich nicht, ich scherze nur, Alles in Ehren! Sie sind hier wie allein in der Welt, man sieht und hört Sie nicht, oder wollen Sie ausziehen?“

„Bester Herr Holzbrecher, ich denke nicht daran. Es gefällt mir bei Ihnen so wohl wie früher zu Hause, und grade diese Stille, diese Einsamkeit ist nach meinem sehnlichsten Wunsch. Auch habe ich Ihnen für so viele Gefälligkeiten zu danken.“ —

„O, nun sein Sie nur still. Wir sind schon zufrieden, wenn wir es Ihnen recht gemacht haben. Und offen gesprochen — ich habe das Wort, das ich denke,

immer auf der Zunge — Sie gefallen uns auch! Lassen Sie doch! Eben Ihr stilles Verhalten, Ihr Fleiß, Ihre Arbeitsamkeit — Alles in Allem eine Seltenheit bei einem Studenten von Ihrem Aussehen — ich meine das Alter — das hat uns behagt. Aber warum kommen Sie nicht öfter ein Stündchen zu uns, Abends um neun oder zehn? Wir gehen aus alter Gewohnheit nie vor zwölf Uhr zu Bett, und sind um sechs wieder auf, wir schlafen Beide nicht viel, und Abends von zehn Uhr an wird doch nur die Zeitung gelesen — wohlthuende Arbeit, so erbärmlich sie sonst ist, für müde Füße und Hände — kommen Sie, wenn Sie wollen, und zerstreuen Sie sich. Sie haben ja noch nicht einmal meine Werkstatt gesehen und mein Kabinet. Kommen Sie, Sie stören mich nicht, ich arbeite ruhig weiter, wenn Sie mich bei der Arbeit finden. Doch halt — beinahe hätt' ich vergessen, daß meine Frau mir einen Auftrag gegeben." Und dabei griff er in die Brusttasche und holte ein Packetchen heraus. „Zuerst einen Gruß von ihr und dann diese Billets. Es sind Einlaßkarten zum Theater, diese hier zu den Beethoven-Conzerten, diese hier zur Akademie. Wir sind überall abonnirt, und gehen nicht hin, die Dinger liegen nur herum — aber Sie, Sie haben junge Beine, der Regen hält Sie nicht ab, und Sie können immer zwei bekommen, eins für sich und eins für einen Freund. Da nehmen Sie." —

„Sie sind so gütig gegen mich, Herr Holzbrecher, daß ich nicht weiß, wie ich das Alles gut machen soll.“

„Ach, spaßen Sie nicht, das Alter macht gut, die Jugend nicht. Warten Sie, bis Sie graue Haare haben, wie ich. Und nun noch Eins, beinahe hätt' ich's vergessen. Essen Sie morgen am Sonntag eine Suppe bei uns — aber sehen Sie da, das dumme Thier hat sich auf den Sopha gelegt — Bello, Du bist hier nicht zu Hause. Alloh! komm! Guten Abend, Herr Wollzagen, guten Abend!“

Und er entfernte sich eilig, daß Eduard nur wenige Worte des Dankes vorbringen konnte. Gleich darauf aber kam er wieder und fragte: „Sie kommen also doch morgen? Ich muß sichern Bescheid bringen, sonst ist es nicht recht. Sie werden einen braven Kerl kennen lernen; so glatt ist er freilich nicht, wie Sie, aber auch fleißig und gut, und ein tüchtiger Künstler.“

„Ein Künstler? Und wer denn?“

„O, nicht ein akademischer, wie ich, so ein handwerklicher Kunstmensch dritter Gattung — bewahre! ein wirklicher Künstler erster Klasse. Eigentlich ist er Architekt, dann aber auch Maler wie Einer, und Bildhauer dazu —“

„Also ein zweiter Michel Angelo?“

„Gewiß und wahrhaftig! Ein prächtiger Mensch! Hat viel gesehen und gethan, aber, leider! keine Em-

pfehlungen, keine Gönner, keine Vettern! Jetzt baut er die abgebrannte Katharinenkirche — nun, Sie werden sich freuen, ihn kennen zu lernen; also Sie kommen?"

„Ich komme gewiß und mit Freuden!"

„Nun dann, Bello, wollen wir gehen. Adieu, bis morgen!" —

„Siehe da!" sagte Eduard, als er wieder allein war, „da dachte ich, als ich meine Kasse zählte, es würde immer böses Wetter für meine Vergnügungen sein — und nun schickt Gott lauter Sonnenschein!" — Und er legte die zurückbehaltenen Einlaßkarten unter den Spiegel.

Bald darauf kamen die Freunde, Felix zuerst, die beiden anderen hatten sich auf der Straße zusammengefunden. Alle drei hatten sich in ihrer verschiedenen Weise körperlich und geistig zu ihrem Vortheil entwickelt. Da sie aber noch nicht auf den Gipfel ihrer künftigen künstlerischen Stellung gelangt waren, so versparen wir uns das nähere Eingehen in ihr besonderes Wesen für spätere Zeiten. Es genügt hier, zu bemerken, daß Felix ein Meister, wie er es schon lange auf dem Flügel war, auch auf der Violine und dem Violoncell zu werden versprach, und daß in den Bestrebungen der beiden Anderen Anlage und Fleiß zu ihrer Veredelung gemeinschaftlich wirkten und halfen. Für heute Abend aber hatten sie nach geheimer Verabredung dem so hoch in Ehren gehaltenen und geliebten Jugendfreunde die Ueberraschung

bereitet, daß ein jeder ihm die Erstlingsfrüchte seines Fleißes wie einen Tribut der Anerkennung seiner höheren Begabung zur Schau stellte. So überreichte ihm Felix seine ersten vier in Musik gesetzten Lieder; Ernst den sauber gearbeiteten Abriß eines großen Fabrikgebäudes mit höchst künstlicher Dachverbindung; Karl aber ein in einem Tuche sorgfältig hergetragenes Werk seiner stillen Hände, einen Strauß künstlich getrockneter und zusammengestellter Blumen, in einem Kästchen unter Glas und Rahmen aufbewahrt. Alles wurde von dem dankbaren Freunde bewundert und besprochen, und zuletzt, als sie sich auf das weiche Sopha niedergelassen hatten, und die gemüthliche Lampe angezündet war, holte er seine in dem letzten Jahre gefertigten Aquarellen hervor.

„Hier habe ich auch etwas für Euch," sagte er freudig. „Ihr seid nicht allein thätig gewesen. Da seht!" Und er enthüllte die Blätter. Alle Drei fielen gierig darüber her. Es folgten Ausrufungen der reinsten Bewunderung. Und als nun gar Felix die Mühle, und sein Mutterchen aus dem einen Fenster derselben blicken sah, in dem treulich wiedergegebenen einfachen Kopfputz, den sie im Hause zu tragen pflegte, da standen dem erregbaren Musiker die Thränen in den Augen. „Nun, laßt es nur gut sein, lobet nicht zu viel, Jeder kann sich wählen, was er will, nur Felix bestimm' ich die Mühle."

„Ach," sagte dieser mit seiner sanften, flötenartigen

Stimme, „ich lasse sie hier bei Dir, Eduard. Zu Hause würde ich immer davor stehen und wegen der Mutter nicht arbeiten können. Hier bei Dir ist es so schön, so gemüthlich, und wenn wir des Sonnabends, nach unserer Verabredung, hierher kommen, so ergötzen wir uns gemeinschaftlich daran.“

Die beiden Anderen stimmten bei, und Eduard wollte ihrem Wunsche willfahren. „Aber den Zimmerhof nehme ich mit,“ sagte Ernst, „den bring' ich unter Glas. Er soll über meinem Bette hängen und eine Ermuthigung zur Nacheiferung des Strebens meines wackeren Vaters sein. Die Zeichnungen aber sind wahrlich vortrefflich, correct, wahr und geschickt entworfen. Von wem hast Du solch' eine Arbeit gelernt?“

„Von wem anders, als von Deinem guten Vater.“

„Nein, Eduard, so brav mein Vater zeichnet, das hier versteht er selber nicht.“ — Ernst war geistig noch nicht so weit entwickelt, wie ein Anderer, der diese Aquarellen am nächsten Tage sah, und die Quelle leichter zu finden wußte, aus der diese kleinen, aber ausgezeichneten Schöpfungen geflossen waren.

„Hier sollt Ihr noch eine andere Belohnung haben, Ihr Guten,“ rief Eduard, und warf die empfangenen Einlaßkarten auf den Tisch. „Hier eine Quartett-Symphonie von Beethovens Meisterwerken. Das ist etwas für Dich, Felix, einer der beiden Andern mag Dich begleiten.

Und hier noch ein Billet für den Götz von Berlichingen, der morgen gegeben wird."

„Den nehme ich!" rief Ernst.

Und so war die Freude eine doppelte. Bis zum späten Abend blieben sie zusammen, unterhielten sich von ihren Entwürfen und hörten mit gespanntester Aufmerksamkeit die Belehrungen des Studenten an, der mit Entzücken von dem sprach, was er bereits in der Hauptstadt erfahren hatte. Dann gingen sie auseinander, ein jeder in seine abgelegene, stille Wohnung, wie die jungen Adler, die erst in dunkelen Felsenspalten wohnen, ehe sie, ausgewachsen und gekräftigt, sich in die Lüfte erheben und Kampf und Sieg erjagen. Alle Vier aber ahnten nicht, daß dieser kleine Kreis werdender Künstler bald vergrößert werden, und hellere, größere Sterne den Raum erleuchten sollten, den sie schon jetzt in heiligem Vorgefühl ihre Universität nannten. —

Der Sonntag kam, und Eduard begab sich nach der Kirche in die ihm schon bekannte prachtvolle Wohnung des Bankiers Ermeling, der von seiner Reise zurückgekehrt war und dem Studenten behilflich werden sollte, sein, wenige Seiten vorher geschildertes, Vorhaben auszuführen.

In einer der schönsten Straßen der Stadt, an dem größten Platze, wo hohe Dome im Style der Mitte des vorigen Jahrhunderts ragten, lag das prächtige Wohnhaus

des reichen Kapitalisten. Schon das massive, mit Bronze ausgelegte und bunter Glasmalerei versehene Hausthor erregte dem jugendlichen Besucher einen erhabenen Begriff von der Macht des Goldes des darin gebietenden Kaufmanns. Die mit geschmackvollen Oelmalereien verzierten Flure, die polirten, von blankem Metall strotzenden Treppen, die weichen darauf liegenden Teppiche, die Kandelaber von bronzirtem Zink, Engelsköpfe, die, Laternen auf dem Kopfe tragend, den Eintretenden lächelnd zu bewillkommnen schienen, alles Das war unserm ehemaligen Dorfschüler ein staunenerregender Anblick.

Ein Diener in hellblauem Frack mit silbernen Tressen und Knöpfen meldete ihn an. Er wurde sogleich vorgefordert und in ein freundliches, aber sehr einfach ausgestattetes Empfangszimmer geführt, denn der Luxus begann in diesen Tagen in den Häusern der Reichen sich in fast künstlicher Einfachheit vorzuführen.

Eduard brauchte nicht lange zu warten. Eine Nebenthür öffnete sich und Herr Ermeling in eigener Person bat den Jüngling, in sein Arbeitszimmer zu treten, worin er sich grade befand. Mitten in diesem stand ein hohes Pult, in der Mitte am Höchsten, nach beiden Seiten abfallend, für zwei Arbeiter bestimmt. Darauf lagen einige Bogen Papier, Federn und Dinte. Der Bankier selber war ein freundlicher Mann mit wohlwollenden Zügen, eine Brille tragend, grauen Haaren und Augen und einer

sehr scharf markirten spitzen Nase bei ungewöhnlich breiter und kahler Stirn. Er empfing den Eintretenden sehr freundlich, und bedauerte, seinen Vater nicht gesprochen zu haben, den ihm zugehenden Brief aber habe er erhalten, und wolle gern in Allem behilflich sein. Da er sich selbst nicht setzte, und an seinem Pulte, eine Arbeit oder Rechnung öfter mit einem Blicke überfliegend, stehen blieb, so erhob sich Eduard ebenfalls nach einer Weile von seinem Stuhle und stellte sich an die andere obgedachte Seite des Pultes. Es entstand eine kleine Pause. Plötzlich erhob der Bankier sein scharfes Auge und sah den ihm Gegenüberstehenden mit theilnehmender Miene an.

„Sie sind also der Sohn unseres guten Wollzagen?“ fing er wieder an. Eduard bejahte. „Und studiren?“

„Medizin und Naturwissenschaften!“

„Hm! ein schönes Studium. Aber es erfordert Anstrengung und Mittel. Sie sprachen vorher von einem Anliegen — was wünschen Sie?“

Eduard trug jetzt seinen vorher schon angedeuteten Vorsatz klarer und weitläufiger vor.

„Aha! ich verstehe! Dem Alten fällt das Studium schwer, und Sie wollen es ihm durch Unterrichtertheilen erleichtern? Hundert Millionen! das ist hübsch von Ihnen. Wir wollen sehen! Was können Sie lehren?“

„Musik, Zeichnen und Französisch. Auch manches Andere noch, wenn es verlangt wird.“

„Ja — gut! Aber wie alt muß der Schüler sein? wie hoch gehen Ihre Kenntnisse, meine ich?“

Der Gefragte erröthete. Es kam ihm ein Gedanke ein, eine plötzliche Lust erfaßte seine Phantasie. Während er sprach, ergriff er eine Feder, tauchte sie in ein Dintenfaß und begann mit raschen, kecken Zügen den vor ihm stehenden reichen Mann zu skizziren. Dieser bemerkte es kaum, oder ließ ihn ungestört gewähren. Der schnell Zeichnende sagte:

„Ich will mich nicht erheben und nicht erniedrigen. Aber Kinder bis zu achtzehn Jahren wären mir die Liebsten.“

„Achtzehn Jahren! Hundert Millionen! das sind keine Kinder mehr. Aber, man muß es doch wissen — nun, wir wollen es überlegen. Judith muß eifrig Musik und Zeichnen lernen. Essen Sie eine Suppe heute bei mir.“

„Ich bedaure, für heute bin ich versagt.“

„Nun, dann über acht Tage. Was ist das? ha!“

Der Entwurf des Bankiers war fertig — der Zeichner reichte dem Fragenden das Papier über das Pult; es war sprechend ähnlich.

„Hundert Millionen! das ist gut!“

„Sie wollten wissen, was ich leisten kann!“

„Das soll Judith lernen, ja, ja! Sind Sie eben so bewandert in der Musik und im Französischen?“

„Versuchen Sie es und sprechen Sie mit mir."

„Ich danke; ich bin froh, meine französischen Correspondenten zu befriedigen. Aber — ich bin sehr, sehr einverstanden. Wenn Sie im Uebrigen nur halb so viel liefern, wie im Zeichnen, bin ich Ihr Diener. Also Sie wollen gehen? Nun, leben Sie wohl, vergessen Sie nicht, heute über acht Tage wiederzukommen."

Eduard verbeugte und entfernte sich, gefolgt von dem reichen Manne bis zur Thür, der immer noch den Bogen Papier mit seinem Konterfei in der Hand hielt. „Hundert Millionen!" rief er laut, als er wieder allein war, „das ist ein schöner Kerl, und wie rasch er das gemacht hat, ich habe es gar nicht bemerkt. Nun, wenn der einmal ein Doktor ist, dann, guten Morgen, ich möchte ihn nicht bei meiner Frau zum Hausarzt haben! Allein!" fügte er mit einem leisen Seufzer bei, „ich habe nichts zu befürchten, meine Frau ist — todt!"

Und doch! seine Frau war freilich todt. Aber die Prophezeihung oder der Gedanke sollte dennoch halb in Erfüllung gehen. Der reiche, gute, wackere Vater ahnte nicht, daß seine einzige Tochter Judith die erste Patientin dieses Doktors werden sollte. —

Als Eduard nach Hause kam, war es Zeit, sich zum akademischen Künstler zu Tische zu begeben. Und doch

kam er zu früh. Holzbrecher raspelte noch in seiner Werkstatt. Gönnen wir diesem merkwürdigen Manne einige wenige Zeilen, denn er verdient unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade. In der Werkstatt war Herr Holzbrecher ein anderer Mensch, als am Kaffeetisch bei seiner Frau. Hier herrschte diese, dort regierte er. Und mit welchem königlichen Scepter künstlerischer Vollendung und Meisterschaft! — Der jetzt alternde Mann war von gewöhnlichem Herkommen; er hatte in seiner Jugend das Tischlerhandwerk erlernt. Aber in wenigen Jahren war er diesem entwachsen. Durch ureigenen Trieb, ein sicheres Auge, geschickte Finger, eine gewaltige Begabung, alles mit Augen Gesehene nachzubilden, hatte er eine ganz eigene Stufe künstlerischer Thätigkeit im Laufe der Jahre erstiegen. Gegenwärtig war er auf dem Gipfel seiner Leistungen. Was menschliche Hände aus Holz, Metall, Elfenbein oder sonstigem Material zu bilden vermögen, bildete er nach, und in einem so hohen Maaße des Schönen, Gediegenen und Vollkommenen, daß allgemeiner Beifall ihn bald in den Augen der Künstler selbst zum Künstler erhob. Das Modell einer Kuppelkirche, in Elfenbein ausgeführt, aufrecht stehende Flügel mit silbernem Tone und von ausgezeichneter Dauerhaftigkeit hatten ihm die Anerkennung der Kunstakademiker und seinen Titel verschafft, worauf er sehr wenig gab, denn er arbeitete für sich, für sein Haus, für seine wenigen, aber

gediegenen Freunde. Wer ihn sah, mochte ihn gern; wer ihn aber mit seiner vollkommenen Leichtigkeit arbeiten gesehen, bewunderte ihn. Er hatte einen eigenen Fleiß; vom frühen Morgen bis zum späten Abend schnitzelte, drechselte, feilte er. In seiner großen Werkstatt sah es lustig aus. Die herrlichsten und verschiedenartigsten Instrumente, zum Theil von ihm selbst verfertigt, schmückten die Wände; eine kostbare Drehbank von Eisen und Stahl war ein Gegenstand der Bewunderung, selbst für höhere Mechaniker. Dabei war er immer schweigsam, in sich versunken, nur wenn ihm Jemand ein stilles Lob spendete, freute er sich, dann holte er alles Sehenswürdige und Verborgene herbei, und er hatte desselben viel zu zeigen. So z. B. führte er heute den jungen Studenten zuerst in einen Saal seines Hauses, dessen Wände selbst verfertigte Fortepiano's, Flügel und andere musikalische Instrumente schmückten. Eduard war betroffen. Er öffnete eins und rührte nach seiner nicht rauschenden, aber sinnigen Weise die schön gearbeiteten Tasten, wobei er bemüht war, den glockenreinen, schwellenden Ton des herrlichen Instrumentes in den Ohren des Verfertigers widerklingen zu lassen. Dieses war augenblicklich ganz gewonnen. „Sie spielen?“ rief er, „und ich wußte das nicht? Gut. Suchen Sie sich einen Flügel aus, er kann auf Ihrem Gartensaal so gut wie hier stehen.“

„Ich nehme diesen,“ rief Eduard sogleich, dankbar

erfreut. Und er spielte weiter, seine Phantasie riß ihn fort, er spielte, wie sogar Felix es gern gehört haben würde. Er bemerkte nicht, daß unterdessen ganz leise eine kleine unansehnliche Person hinter ihm in's Zimmer getreten war, und, dem entzückten Akademiker einen Wink gebend, still in einer Ecke stand und zuhörte. Der Spielende endigte. „Vortrefflich! vortrefflich!" rief hinter ihm eine fremde Stimme. Er blickte sich um. Da stand der Architekt, Hans Waldau, ein Mann von sechs- bis achtundzwanzig Jahren, kleiner Figur, etwas ältlichen, grämlichen Zügen, aber einem klaren, tiefschauenden Auge unter einer edlen, reinen Stirn, in dem die Begeisterung des vollendeten Künstlers, gemischt mit eigenthümlich beschaulichem Wesen, schlummerte. Holzbrecher stellte die Beiden einander vor. Ohne Weiteres reichte Waldau dem Jüngeren die Hand und sagte: „Sie spielen, nicht wie ein Gott, aber wie ein Mensch!" — Sie gingen nun zusammen durch die anderen Zimmer, sahen die Elfenbein-, die Holzschnitzarbeit, die Stühle, die Tische in kühnen, gewagten, aber durchaus gefälligen Formen, und Eduard war von Allem so erregt, daß er mehr als gewöhnlich sprach, während der Architekt ein sinnendes Schweigen beobachtete, und im Anhören der wohlklingenden Stimme und der gewichtigen Worte des Studenten vertieft war. Ihre Betrachtungen wurden dadurch unterbrochen, daß Frau Holzbrecher zu Tische rief. Man stieg in das

Speisezimmer im ersten Stockwerke hinab und setzte sich. Bello und der Kater hatten ihren eigenen Stuhl in der Nähe des Tisches. Die Speisen waren schmackhafter und gewählter, die Weine reichlicher und herzhafter, als sie Eduard bisher genossen hatte. Angeregt durch den ungewohnten künstlerischen und leiblichen Genuß, erfüllt vor Freude über den Flügel, der seine Mußestunden erheitern sollte, sprach er viel, während die Anderen sich mehr schweigend verhielten.

Als sie zu dem Dessert gelangt waren, sagte er: „Sie wundern sich vielleicht, daß ich so lebhaft bin, aber ich kann nicht verschweigen, was heute Belebendes in mir vorgeht. Sie glauben nicht, wie mich ein Wirken, wie das Ihrige, Herr Holzbrecher, erfreut, ja, wie es mich beglückt. Und das Alles geschieht so in der Stille, in dem häuslichen Kreise, abgeschlossen von der Welt und ihrem Beifall! Wenn das die Mächtigen, die Reichen sähen, wie müßte es ihre Trägheit beschämen, wie müßten sie die Hand, die Solches zu leisten vermag, verehren!“

„Mein Mann ist akademischer Künstler!“ bemerkte die Frau vom Hause mit Bedeutung.

„Was will das sagen! Ein Titel ist für einen Mann, wie den Ihrigen, keine Herzenserfrischung. Bezahlt man mit einem Worte den alltäglichen Fleiß, die Mühseligkeit der Arbeit, den schaffenden Gedanken, das Opfer der Entsagung alles Uebrigen?“

„Ich arbeite nicht für Lohn, Herr Wollzagen."

„Sie, ich weiß es. Aber Sie vergessen, daß es Arbeiter, Künstler der Nothwendigkeit giebt, wie Sie einer der Liebhaberei und des Vergnügens sind. Wenn ich ein Reicher, ein Fürst wäre, wie wollte ich eine solche Kunst schätzen und den Künstler lieben und verehren!"

„Hier, meine Hand, noch einmal," rief plötzlich Waldau tief ergriffen, und reichte die Hand über den Tisch hin. Seine künstlerische Begeisterung war aus ihrem Schlummer erweckt, von jetzt an sollte sein Herz dem jungen Studenten offen und ergeben bleiben.

„Dann verehren und lieben Sie den da!" rief der Akademiker, und zeigte auf den Architekten, dessen Auge blitzte und dessen graues Gesicht eine belebende Röthe überzogen hatte. Wo war nun seine Grämlichkeit, sein Schweigen? Er drückte Eduard herzlich die Hand und sagte: „So wollen wir Freunde sein!"

Man stand vom Tische auf. Die kinderlosen Eheleute waren, das wußte Waldau, gewohnt, ihr Schläfchen nach Tische zu halten. Er begleitete den Studenten hinab in den Garten. Nachdem sie hier eine Weile auf- und niedergeschritten waren, und ihr Gespräch über Kunst und Wissenschaft fortgesetzt hatten, betraten sie den Saal. Auf dem großen runden Tische in der Mitte lagen die Aquarellen aus Bilsingen.

„Hier wohnen Sie?" fragte der Architekt. „O, wie

allerliebst ist das — geräumig, hell und freundlich, so recht eine Künstlerwohnung."

„Ich bin kein Künstler, ich bin nur ein Student."

„Das waren wir in gewissem Sinne Alle. Aber wir sind aus Studenten Künstler geworden. Warten Sie!"

„Ich glaube nicht." — In diesem Augenblicke waren Waldau's umherspähende Augen auf die Aquarellen gefallen. Er ergriff sie sogleich und fuhr mit Kennerblick darüber hin. „Was ist das?" fragte er. „Wer hat das gemacht?"

„Ich selbst, in meinen Mußestunden auf dem Dorfe, vor einem Jahre."

„Sie?" und der Blick des verständigen Künstlers flog wieder vom Verfasser zum Bilde.

„Und von wem haben Sie das gelernt?"

„Von einem Zimmermann, dem Vater eines vielversprechenden jungen Mannes, den Sie bald hier werden eintreten sehen."

„Das ist nicht wahr! Das kann Niemand lehren. Das haben Sie aus Ihrem eigenen Innern geschöpft. Ich verstehe mich darauf. Hier haben wir schon den Künstler."

„Ich versichere Sie, das ist nach dem Leben gemalt, alle diese Blätter finden ihr natürliches Konterfei in Bilsingen."

„Das glaube ich wohl. Was ich aber nicht in Bilsingen finde, ist das, was Sie in der Ausführung geleitet hat. Sehen Sie diese Luft, dieses Wasser — das ist Kunst — Kunst —“

„Es ist Natur!“

„Nun ja, eben darum; die höchste Stufe der Kunst ist eben weiter nichts als die Erreichung der Natur, und die höchste Aufgabe für uns Naturmenschen ist wiederum die Kunst. So ist es. Was ich hier vor mir sehe, stimmt mit dem, was ich von Ihnen in Tönen und in Worten gehört habe, überein. Töne, Worte, Farben sind in Ihrem Munde, in Ihrer Hand Poesie. Haben Sie niemals gedichtet?“

Das Wort durchzuckte Eduards Herz elektrisch. „Gedichtet?“ fragte er, „nein, nie!“

„O, Sie wissen es selbst nicht. Versuchen Sie es, ich glaube, Sie können darin was leisten. Und wenn Sie was Gutes machen, ich hoffe es, so schenken Sie mir Ihr Vertrauen. Ich liebe das. Besuchen wir uns öfter.“

„Gern, so oft es geht. Kommen Sie Abends, am Sonnabend, hierher, Sie finden Freunde hier, die auch Künstler sind wie Sie“

„Oder wie Sie! das wäre mir noch lieber! Ich komme. Ich bringe auch etwas von dem Meinigen mit — Kleinigkeiten!“ setzte er achselzuckend hinzu.

In diesem Augenblicke kam Ernst Dossow. Eduard machte die Beiden mit einander bekannt. Dann entfernte er sich, um bei Frau Schwarzkopf einen guten Kaffee zu bestellen. Er fand sie erst nicht und blieb daher etwas länger aus.

Waldau und Ernst waren unterdeß bald in's Gespräch gerathen. Ersterer war in Allem ein Baum, ein ausgewachsener Baum voller saftiger Früchte, worin Ernst noch ein Zweig war. Aber an den gleichen Blättern und Blüthen hatten sie sich erkannt; auch der treibende Saft in ihnen war von demselben Stoffe und aus derselben Quelle, deshalb waren sie bald einverstanden.

„Also von Ihrem Vater hat Wollzagen diese Kunst gelernt?“ fragte der Architekt.

„So sagt er; indessen mein Vater kann dies bei Weitem nicht und hat bei ihm allein den Grund dazu gelegt.“

„Auch schon genug, ich dachte es aber wohl. Ein seltener Mensch! Und eines Landpredigers Sohn?“

Ernst schwieg, er wollte nicht die Unwahrheit sagen, denn er hatte oft genug die Verhältnisse Eduards von seinen Eltern besprechen hören.

„Sagen Sie, ist er des Landpredigers Sohn?“ fragte der hartnäckige Künstler abermals.

„Sein Pflegesohn; aber, warum zwingen Sie mich

so mit Ihrem drängenden Auge? Sprechen Sie gegen Niemand darüber."

„Seien Sie ohne Sorge, ich bin Hans Waldau! Und wer waren seine Eltern?"

„Man kennt sie nicht."

„Aha! da haben wir's! Verlassen Sie sich darauf, in dem steckt mehr, als er selbst weiß."

„Das sagte meine Mutter auch. Sie glaubte immer, er würde einst als ein großer Herr unter uns stehen, wenn seine Abkunft bekannt wird."

„Als großer Herr? Möglich! Als großer Mann — gewiß! Warten Sie ab. Ich fühle so etwas Prophetisches in mir, es weht mich von ihm an. Es ist eine seltsame Sache mit einem solchen Gefühl —"

Er konnte nicht vollenden, Eduard kam zurück. Anna brachte den Kaffee. Nachdem sie ihn auf den Tisch gestellt, ging sie erröthend wieder hinaus.

„Wie das Alles hier aussieht," sagte Waldau zu Beiden. „Ich glaube, Wollzagen, Sie werden von Genien bedient, — das war ein allerliebstes Mädchen."

„So? es war meiner Aufwärterin Tochter."

„Mag sie sein wer sie will, sie ist hübsch. Ich sage es Ihnen, ich, Hans Waldau! Und nun machen Sie Ihre Augen auf und sehen Sie, was Gott Ihnen Alles gegeben hat." —

Nach dem Kaffee kam Felix und Karl. Bald

darauf gingen sie Alle zusammen weg, um den Götz zu sehen und den Beethoven zu hören. Es waren ihrer schon fünf, und es sollten ihrer noch mehr werden. —

Am andern Morgen begegnete Waldau dem Herrn Holzbrecher auf der Straße. „Was halten Sie von meinem Miether?" fragte der Letztere.

„Das ist ein Genie, und er weiß es nicht, wie gewöhnlich. Sie meinen in der Musik? Mir scheint er auch ein bedeutender Mensch, aber er ist noch mehr, er ist auch ein guter Mensch. Beides, beides, lieber Holzbrecher, in vollem Maaße. Aber auch in meine Kunst spielt er hinein, und sein Geist wird ihn schon emporheben."

„Gewiß, einen guten Grund hat er gelegt."

„Einen tüchtigen Grund, von Gott selbst gemauert — und wir, wir armen Menschen, wir wollen die Gerüste auf diesen Grund aufbauen, dann mag er sich selber in die Höhe arbeiten."

„Meinen Sie, daß er ein Künstler werden wird? Er studirt ja Medizin."

„Für jetzt noch. Nun, ein Künstler ist er schon, innerlich wenigstens. Aber er wird sich vielleicht nicht mit uns in eine Reihe stellen. Mag's sein. Dann aber gewiß das Andere."

„Welches Andere?"

„Er wird ein Kunstrichter werden, und uns selber

unseren Platz anweisen. Denken Sie an mich. Sie kennen den Hans Waldau!"

„Bei Gott ist Alles möglich!"

„Und seine Freunde sind meiner Meinung. Sehen Sie, wie dieser kleine Felix ihn mit seinen Augen verfolgt. Das ist auch ein Genie."

„Und Sie auch Eins."

„Nun, dann sind wir ja schon zu Dreien beisammen. Guten Morgen, Sie Viertes!"

„Guten Morgen, Hans Waldau!"

Drittes Kapitel.

Die Familie des Bankiers Ermeling.

Am nächsten Sonnabend hatten sich die Freunde zusammengefunden und sich durch ihre Unterhaltung gefördert gesehen, also den Abend angenehm und nützlich zugleich verbracht. Für das nächste Mal hatte der Architekt, nach Eduards Zustimmung, einen neuen Gast verheißen, der Allen willkommen sein würde. Eduard sollte auch einen Unerwarteten einzuführen berufen sein, und werden wir denselben im nächsten Kapitel kennen lernen. Nun war der Sonntag gekommen, und das Mittagsessen im Hause des Bankiers stand ihm bevor. Ob er den Unterricht erhalten würde? das fragte er sich oft, denn schon war dieser Erwerb eine Lebensfrage für ihn geworden. Schon sah er in Gedanken die Freudenaugenblicke, wenn er Vater und Geschwister mit dem Ersparten überraschen könnte.

Heute aber, am frühen Sonntagsmorgen, beschäftigte ihn ein anderer Gedanke. Waldau hatte denselben veranlaßt. Sein neulich gesprochenes Wort: „Haben Sie noch niemals gedichtet?“ war, wie ein Funke in eine Pulvertonne fällt, in sein Gemüth gefallen und hatte eine großartige Explosion hervorgerufen, die zwar nicht so zerstörend wie jene, aber aufwühlend, erschütternd genug und zur Entwickelung drängend, alle seine Geisteskräfte in gährende Bewegung gesetzt hatte.

„Ob ich gedichtet habe?“ sagte er jetzt zu sich, allein sein Zimmer durchschreitend und den schönen Kopf gesenkt, die Arme auf der Brust eng geschlossen haltend — „ob ich gedichtet habe? Wie kam er auf diese Frage? Ich und dichten? O, es wurde nie in der Welt so viel gedichtet, wie jetzt. Alles schreibt, druckt, posaunt aus — wer mag das Alles lesen? Und ist es wirklich so schön, und so wahr, was alle diese jungen Leute sagen? Haben unsre großen erhabenen Dichter dies Alles nicht viel reiser, schöner, herrlicher, wahrer gesungen? Sind Alle berufen, die sich berufen glauben? Ganz gewiß, nein! Es ist so viel künstliche Poesie darin, gemachte — nicht natürliche, wirkliche. Waldau sagt ganz richtig, Natur ist Poesie. Macht doch die Natur! schafft eine neue zweite Welt! Ha! einen solchen Dichter würde ich wie einen Gott auf den Knieen verehren. Und was heißt eigentlich dichten? In Worten, klingenden, reimenden süßen Worten

sagen, was in der tiefen Brust des Dichters lebt, was er fühlt und empfindet, was er von der Natur und ihrem nie ganz aufgeschlossenen Geheimniß herauslies't. Denn sie ist ja die Mutter aller unsrer Künste — Mensch, Landschaft, Thier, Vegetation — das ist ja Natur! Der erhebende, erklärende Dichter soll eigentlich singen, was gut, wahr und schön ist. Erhebt er, verklärt er aber nicht, so beunruhigt, verstimmt er uns, ohne uns zu bessern. Nein! Was dem Menschen das Leben verschönt, die Sorge der Arbeit, die Last der Mühen erleichtert, was die Hoffnung an der goldenen Zukunft wach erhält, das muß allein Gegenstand des Dichters sein, und — thut er das? Pfui! wie oft habe ich das Gegentheil gelesen; zwanzig könnte ich nennen, die gerade das Schlechteste, das Schwärzeste, das Scheußlichste im Leben und in der Natur, das Teuflische in dem Herzen des Menschen besungen und beschrieben haben. Kannten sie das Göttliche in ihm nicht? Nein, sie kannten es nicht. Von keinem Gott begnadigt und beseligt, nur vom Dämon ihres Innern gestachelt, geängstigt, schufen sie ihre Dichtungen, und das soll man bewundern? Ich nicht! Und wie dann, sollte ich das Göttliche, was in mir lebt, wenn es überhaupt in mir ist, mit kalten Worten sagen, Worten, die heute gesprochen, morgen verflogen sind? Giebt es blos Dichtung in Worten? Nein, auch in Farben und Tönen. Das sind die Maler und Tondichter. Das bin ich nicht, bei Gott,

das will ich gar nicht sein. Dazu fehlt mir die Anlage. Meine Neigung geht nach Ernsterem, Heiligerem, der Wissenschaft, der schönsten von Allen, dem Menschen zu helfen — mit Thaten! Ha! ist das nicht Poesie? Giebt es nicht eine Poesie der That und des Vollbringens? Kann man nicht, was die Dichter mit Worten schreiben, in Handlungen üben? Kann man nicht das Herz des Aufgeregten beruhigen, die Thränen des Unglücklichen trocknen, die Noth des Elends lindern? Ist das nicht eine Poesie der That und des Herzens zugleich, von stärkerer Wirkung, als das geschriebene Wort?

„Gewiß! Ein solcher Dichter der That möchte ich wohl sein! Dazu hätte ich Anlage in mir, das ist ein neues, nie dagewesenes Studium, ein großes, mich selbst veredelndes und Anderen nützendes Werk. Wie wird mir's plötzlich so warm in der Brust, was klopfen meine Adern? Wäre das nicht blos ein Gedanke, sondern eine Stimme, die nicht ruht? Waldau, Waldau! welchen Brand hast Du mit Deinem Worte in meine Seele geschleudert! Was hast Du gethan? Willst Du es verantworten? Nein, doch nicht, das ist ja schon lange mein Dichten und Trachten, er hat es nur neu geweckt, heller angefacht, klarer mir vor Augen gestellt, das ist ja wieder Rath und That des Vaters — Dichter in Rath, Dichter in That, da haben wir's! Und nun bin ich zufrieden, nun bin ich wieder auf eine Weile klar und mit mir selber ausgesöhnt. Voran

denn! nur nicht lange gezaudert! Und Du, allmächtige Vorsehung, gieb mir die Mittel, daß ich helfen, gieb mir die Keule in die Hand, daß ich das Ungethüm des Elends zerschmettern, und die Schaale voll Honig und Milch, daß ich die Schmerzen lindern kann. Das ist köstlicher als in Worten zu deklamiren. Aber still — Keiner darf es wissen. Es würde ihnen wie eine Träumerei erscheinen, und ein träumender Mensch ist ein halber Mensch in den Augen der Sehenden und Weisen. Also im Stillen, leise und ungesehen, bis mir die Macht ist, daß ich kann was ich will, daß ich will, was ich muß, daß ich muß, wozu ich bin!"

Er hatte sich hoch aufgerichtet bei diesen Gedanken, ohne daß er es wußte. Seine breite Brust erweiterte sich, sein Gesicht strahlte, sein Auge leuchtete, und wie in ein erhabenes, kraftvolles, unerschütterliches Gebet versunken, das Berge versetzt und unmittelbar vor Gottes Thron sich niederlegt, stand er mit erhobenem Antlitz da und schaute gen Himmel. Wer ihn so gesehen hätte, diese hohe Gestalt, diese glühenden, sprechenden, tiefblauen Augen, die dunkelblonden Ringelhaare zurückgeworfen und die Farbe des männlich schönen Gesichts in höherer Gluth der Begeisterung erleuchtet! — Erst langsam beruhigte und sammelte er sich. Was sein Geist und sein Herz eben geredet hatte — sein kühl gewordener Verstand mußte es erst billigen. Und er billigte es. Und um seinem treuen

Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, setzte er sich von Stunde an nieder und schrieb alle Gedanken und Wünsche, die sich hierauf bezogen, nieder. So wuchs diese Sammlung von Monat zu Monat und bildete die Grundlage eines Werkes, das er noch in den Jahren seiner Studien vollendete. Ein Werk, welches, wenn es auch nicht in die Oeffentlichkeit gelangte, doch so ungeheuern Einfluß auf die Zukunft dieses Menschen und vieler hundert Anderer haben sollte, daß wir erstaunen werden, wenn wir es später erfahren. So bewirkt oft ein absichtslos, ja, vielleicht neugierig hingeworfenes Wort Handlungen, die eine ganze Welt verändern und verschönern können, und wer die Geschichte unserer großartigen Erfindungen und Entdeckungen, nicht allein der neuesten Zeit, aufmerksam und weise studirt, wird das eben Gesagte bewahrheitet und bestätigt finden.

Um ein Uhr Mittags trat der eingeladene Student in das Zimmer des Goldmannes. Er wurde freundlich empfangen.

„Noch ist die Zeit zum Essen nicht da," sagte Herr Ermeling, „gehen wir in mein Arbeitszimmer und besprechen wir das Ende von dem, was wir neulich begonnen haben. Sind Sie noch Willens, Ihrem Vater Ausgaben zu ersparen und meinen Kindern Unterricht zu ertheilen?"

„Gewiß bin ich das."

„Wie viel Stunden können Sie täglich von Ihrem Studium opfern?“

„Täglich? O, eine — eine gewiß.“

„Das wäre genügend. Ich bin es zufrieden. Das macht wöchentlich zwei Musik-, zwei Sprach-, zwei Zeichenstunden. Was verlangen Sie für die Stunde?“

Das war für Eduard eine beschämende Frage. Seine Wangen errötheten und er blickte vor sich auf das Pult nieder, an welchem er wieder stand. „Ich habe noch nie Unterricht für Geld gegeben,“ sagte er etwas wehmüthig.

„Nun, nun, das muß Sie nicht kränken. Ich bin ein Mann, der die Hand gern öffnet, um zu zahlen, aber auch gern schließt, wenn es geschehen ist. Doch — denken Sie weiter nicht nach; ich sehe, das macht Ihnen die Sache unangenehm. Ich will Ihnen zu Hilfe kommen. Sie haben einen guten Zweck vor Augen. Ich will diesem Zwecke förderlich sein. Also wir sind einig. Unter einem Thaler die Stunde können Sie Ihren Unterricht nicht ertheilen. Das macht wöchentlich sechs, monatlich vier und zwanzig Thaler. Hier sind sie.“

Und er warf acht Dukaten heiter auf den Tisch. Eduard trat zurück, sein Auge sah fest, aber nicht strenge den verblüfften Bankier an.

„Herr Ermeling,“ sagte er sanft, „eine Bitte! Senden Sie mir das Geld, wenn ich es verdient habe; keine

Vorausbezahlung, nicht von Hand zu Hand — ich bin versehen."

„Nun gut, nun gut!" erwiderte der reiche Mann, etwas schüchtern geworden, und nahm sachte, sachte, daß sie nicht klingelten, die Goldstücke vom Tische auf und steckte sie in seine Tasche.

„Hundert Millionen!" sagte er bei sich, „der Kerl hat Ehrgefühl. Bravo!" Und er schellte. „Ist angerichtet?" fragte er den eintretenden Diener.

„Aufzuwarten, Herr Ermeling!"

„So kommen Sie;" und er nahm den Gast unter den Arm — „ich bin neugierig, was Judith für ein Gesicht zu ihrem neuen Lehrer machen wird."

Während sie die Treppe hinaufgehen, wollen wir einen kurzen Blick auf das Hauswesen und die beiden Kinder des Bankiers werfen.

Herr Ermeling war schon seit sieben Jahren Witwer. Er hatte seine Gattin innig geliebt und mit ihr den schönsten Besitz seiner Reichthümer verloren. Mehrere Jahre war er trübsinnig gewesen und hatte sich von aller Welt zurückgezogen; erst seitdem seine älteste vierzehnjährige Tochter Judith sich entwickelt hatte und die äußere, liebliche Erscheinung der Mutter anzunehmen begann, war ein neuer saftiger Trieb in sein verdorrtes Herz gekommen und er war, wenn auch nicht der frühere Lebemann, doch ein glücklicherer Mensch und ein freundlicherer Hausherr

geworden. Nun ging seine ganze Neigung aber auch auf seine beiden Kinder über, Judith und Emil, der zwei Jahre jünger war als jene. Er beschloß, ihnen den Genuß des jugendlichen Lebens ganz und vollkommen zu gewähren, ihre kindliche Freiheit durch keinen äußeren Zwang in irgend einer Weise zu beschränken und die jungen lebhaften Pflanzen sich selbst und weniger äußerlicher Nachhilfe zur Entwickelung zu überlassen. Daher war im Ermelingschen Hause, im Gegensatz zu ähnlichen reichen Familien, kein Erzieher, keine Erzieherin zu sehen; Emil besuchte ein Gymnasium und sollte sich später dem Stande des Vaters widmen, falls er nicht eine andere Laufbahn vorzog; Judith war, mit Ausnahme einer alle Tage erscheinenden ausgezeichneten Privatlehrerin, beinahe sich selbst überlassen, jedoch müssen wir gestehen, daß der liebevolle Vater mit sicherem Auge über sie wachte und jeden Abend, wenn er nicht ausnahmsweise in Gesellschaft war, bei den Kindern zubrachte, mit ihnen las, spielte, sprach und so den ganzen Faden ihrer Entwickelung in der Hand behielt. Der Mangel einer fürsorgenden weiblichen Erziehung und Leitung hat bei einem Mädchen in der Regel fühlbare und traurige Folgen; eine schlechte Erzieherin dagegen, eine kokette, geschraubte, überfeine, verbildete ist schlimmer als gar keine, denn hier kann im günstigeren Falle die Natur doch selbst ihr Amt versehen. Judith litt, genau betrachtet, nicht bei dem Mangel einer soge-

nannten Bonne, im Gegentheil, sie gewann, nur war sie wilder, freier, eigenwiliger, bestimmter geworden, als wie man dies sonst bei so jungen Mädchen zu finden gewohnt ist. Ihr Geist entwickelte sich freiwillig bei geringer, aber vortrefflicher Anleitung, und ihr Herz war kindlich, rein, voll Liebe gegen den ehrlichmeinenden Vater geblieben. Judith war in ihrem Aeußern das, was man eine interessante Erscheinung nennt. Nicht von ganz regelmäßiger Schönheit und Gesicht, war ihr Wuchs durch köstliche Verhältnisse ausgezeichnet und für ihr Alter beinahe zu weit vorgeschritten. Ihr Gesichtsausdruck war lebendig, energisch, die Farbe blühend, das dunkle Auge bestimmt und neckisch, ihr braunes, glänzendes, üppiges Haar gürtete den ovalen, etwas trotzig gehaltenen Kopf, ihr lächelnder Mund zeigte zwischen den frischesten Lippen die schönsten Zähne, und ihre Bewegungen hatten etwas Wiegendes, Tanzendes und setzten damit der ganzen lieblichen Erscheinung die Krone auf.

Heut war sie überaus gut aufgelegt. Schon während der Vater mit dem Studenten noch in seinem Arbeitszimmer sprach, befand sie sich mit ihrem jüngeren, ihr sehr ähnlichen Bruder im Speisesaal. Beide sollten mit dem Vater und seinem Gaste allein zu Tische sein. Judith sah gar zu gern Besuch. Freilich hatte ihr der Vater scherzhaft gesagt, der neue Lehrer sei zwar sehr klug, aber ein häßlicher, verwachsener ältlicher Mann. Und

dennoch freute sie sich auf seine Bekanntschaft, denn die Aehnlichkeit der von ihm entworfenen Skizze des Vaters hatte sie entzückt.

„Wo sie nur bleiben?“ sagte sie zu Emil, „sieh doch einmal in das Zimmer des Vaters.“

„Das werd' ich wohl bleiben lassen; der Lehrer würde mich gleich vom ersten Tage für neugierig halten. Geh Du doch selber.“

„Das werd' ich auch thun. Du hast keinen Muth, ich werde Dir ein Beispiel geben.“

Und damit wollte sie zur Thür hinaus. Plötzlich fiel ihr ein, nachzusehen, ob auch bei der Tafel Alles in Ordnung sei, denn der Vater war in diesem Punkte etwas häklig und sah nicht gern, wenn irgend ein Nothwendiges nicht am rechten Platze stand. Sie trat an den mit reichen Geschirren, köstlichen Blumen in silbernen Gefäßen und herrlichen krystallenen Gläsern bedeckten Tisch. Es war Alles in schönster, geschmackvollster Lage.

„Hier soll der Lehrer sitzen,“ sagte sie laut zum Bruder, „gerade das Licht muß auf ihn fallen, damit wir ihn recht mit Muße betrachten können, neben ihm der Vater und Du, ich ihm gegenüber. Und nun, Jakob,“ fügte sie zu dem eben eintretenden Bedienten hinzu, „sorgen Sie für lauen Bordeaux und kalten Champagner, wie es der Vater liebt, und lassen Sie nicht zu lange Pausen zwischen den Gängen entstehen.“

Da ging die Thür auf und herein trat der Vater mit dem häßlich, verwachsen, ältlich erwarteten Gaste. Jener hatte ein fröhliches Lächeln auf dem Gesichte, wegen des Ausfalles seines Scherzes; Eduard, innerlich noch etwas bewegt zwar von dem Vorgefallenen, erschien doch äußerlich, wie gewöhnlich, ruhig, gleich ernst und milde. Aber wie erstaunte er, als die Tochter des Hauses, seine nunmehrige Schülerin, auf seine Verbeugung bewegungslos, starr, mit weit geöffneten Augen und beinahe hörbar lautem Athem ihm gegenüber stand und ihn mit aller ihrer Sehkraft nicht betrachtete, sondern beinahe verschlang Noch mehr erstaunte er, als der Vater diesen von ihm hervorgerufenen Auftritt mit lautem, heiterem Gelächter unterbrach. Er sah bald den Lachenden, bald das unbewegliche schöne Mädchen an. Mit wenigen Worten erklärte der Hausherr die Scene, und nun mußte er selber lächeln. Es schien ihm dieser Scherz eben so natürlich, wie er angestiftet und ausgeführt war. Wo war aber nun Dein Muth, Deine Entschlossenheit, Dein Muthwille hin, schöne Judith? Ach, er hatte sich einen Augenblick hinter die Wolke einer raschen Thräne verborgen, denn als Mädchen hielt sie sich für die einzig Gefoppte, und einen nicht eben dankbaren Blick auf den heute so frohen Vater werfend, zerdrückte sie rasch mit ihrem rosigen Finger die aufquellende Perle und nahm schweigend, aber fortwährend den Lehrer anschauend, ihren Platz ihm

gegenüber ein, während Emil, still vor sich hin kichernd, den sich zurückziehenden Fuß der Schwester unter dem Tische wiederholt leise mit seiner Fußspitze berührte. Und das volle Licht der frischen, Menschen und Blumen belebenden Maisonne fiel auf das edle, geröthete Antlitz des herrlich gebildeten jungen Mannes.

Es ist nicht unsre Absicht, die Speisekarte des Banquiers und alles bei Tische Gesprochene dem Leser zu überliefern. Beim Rentier Holzbrecher hatte Eduard den Tisch schmackhaft, den Wein gut gefunden, hier war Beides lecker, ausgesucht, seinem Gaumen im Einzelnen und Ganzen niemals zuvor geboten. Die Unterhaltung war ungezwungen und heiter, meist jedoch sprach der Wirth mit dem Gaste, denn der bescheidene Emil sprach gar nicht und hatte nur ein neckendes Gesicht für die betrogene Schwester, und diese beantwortete alle ihr vorgelegten Fragen kurz und scharf, aber sicher. Eduard war von seinen neuen Schülern befriedigt — das war das erste Wort — und nichts mehr. Seine Gedanken waren mehr wo anders als gerade hier, dennoch war er aufmerksam, heiter, beredt wie immer und erzählte Ernstes und Scherzhaftes.

Endlich kam das Dessert und der Champagner.

„Nun, Judith,“ sagte der Vater, „nun kommt Deine Freude. Schneide den Faden, Mädchen, wie sonst und spiele die Hebe.“

„Aber laß es nicht knallen!“ flüsterte Emil.

Ein zurechtweisender Blick aus dem blitzenden Auge der Schwester fiel auf den Bruder. Und sie schenkte die vier Gläser so voll, daß der perlende Schaum das Tischtuch benetzte.

„Aber Mädchen, wo hast Du heute Deine Augen?" fragte scherzend der Vater.

„Ich weiß, wo sie sie hat!" flüsterte der Bruder und versetzte dem kleinen Fuß unter dem Tische einen leisen Stoß. Der vorige Blick wurde flammender wiederholt. Sie entschuldigte sich und goß den Männern das zweite Glas ein, aber nicht mit besserem Erfolg.

„Ich kann es nicht besser," sagte sie, und setzte schmollend die Flasche nieder, die sie heute nicht wieder berührte.

Man trank, man scherzte, man lachte.

„Wie schmeckt Ihnen der Wein?" fragte Ermeling.

„Ich weiß nicht," erwiderte der Student, „was ich sagen soll. Wohl habe ich oft von diesem Schaumwein sprechen und ihn als das herrlichste Getränk auf Gottes weiter Erde rühmen hören. Mir, der ich ihn heute zum ersten Male trinke, kommt er etwas zu süßlich und zu weichlich vor, mehr ein Getränk für Frauen als Männer. Ich ziehe jenen goldgelben Rheinwein vor, in ihm ist mehr Feuer und Leben, mehr Kraft und, wie mir scheint, auch mehr Duft verborgen."

„Bouquet!" flüsterte Emil.

Judith machte große Augen, die sie fast gar nicht von dem jugendlichen Gaste gewandt hatte.

„Sie haben Recht," sagte der Bankier, „so sprechen viele Kenner. Es ist das aber Liebhaberei und Eigenthümlichkeit der Zunge. Für Nektar der Götter halte ich den Schaumwein auch nicht, und wie mir scheint, schmeckt er meiner Judith auch nicht so gut wie sonst, denn sie hat sich ganz im Stillen noch ein Glas Johannisberger eingeschenkt und kostend und nippend das Glas schon zur Hälfte geleert."

„O, sie trinkt ihn blos heute nicht!" rief jetzt laut und in die Hände klatschend der Knabe, „und ich weiß, warum."

„Du weißt nichts!" zürnte Judiths klangvolle Stimme, „und thätest besser zu schweigen."

So wurde das Mittagsmahl beendet, man stand auf und trank den duftenden Kaffee im Nebenzimmer.

„Und nun, denke ich, fahren wir ein wenig spazieren! Nicht wahr, Herr Wollzagen?" fragte der Wirth.

„Ich werde es dankbar annehmen."

„Und darf ich den Pony reiten?"

„Nein, Emil, Du reitest nur, wenn ich selber reite."

„Väterchen, ich will Dir etwas sagen," begann plötzlich Judith, und streichelte dem Vater die Wange.

„Und das wird sein?" sagte dieser. „Ich vermuthe es beinahe."

„Reite Du mit dem Emil, und laß mich den — den Herrn spazieren fahren. Du kennst meine Leidenschaft.“

„Da soll man etwas abschlagen, wenn man so geliebkos't wird!“ lächelte der gutmüthige Vater und blickte den Studenten an.

„Ich darf's, ich darf's!“ jubelte Judith und schellte so heftig, daß die Drähte der Glocke beinahe rissen. „Die Füchse, die Füchse!“ rief sie dem eintretenden Diener zu.

„Und mir den Pony! und Papa den Schimmel!“ setzte Emil triumphirend hinzu, zur Schwester aber gewandt, flüsterte er: „Du verstehst es, und ich weiß warum?“

Nach einer Viertelstunde wurde gemeldet, daß der Wagen auf dem Hofe und die Pferde gesattelt seien. Man war bald gerüstet. Vater und Sohn setzten sich auf — Judith und Eduard nahmen den einzigen Sitz eines Phaëtons ein, während der Kutscher lächelnd den Bedientensitz bestieg. Eduard schaute etwas bedenklich auf die scharrenden, am Gebiß käuenden Pferde und die jugendliche Lenkerin derselben.

„Seien Sie außer Sorge,“ rief der Bankier, der es bemerkt hatte, „sie versteht es.“

„Vorwärts!“ rief Judith, und die Pferde hüpften zum Thorweg hinaus und rannten durch die Straßen, daß die Funken sprühten.

„Nicht so rasch in der Stadt, Judith!“ rief der Vater, der neben dem Schlage ritt. Judith pfiff, und die Füchse trabten langsamer. Bald war man aber vorm Thore; auf dem geraden und glatten Landwege wurden die Pferde in schnelleren Gang gebracht und zwar so energisch, daß der Kutscher bisweilen sich in seinem Sitze erhob und einen prüfenden Blick auf die schäumenden Thiere warf.

„Bleib sitzen, Louis, bleib sitzen!“ ermahnte Judith, „sei ohne Sorge, Du hast mich ja selber geschult.“

Eduard war, wie er noch nie so vortrefflich gespeis't, noch nie so köstlich gefahren.

„Fahren Sie gern so schnell?“ begann Judith das Gespräch mit ihrem Nachbar, der nicht wußte, ob er mehr die Füchse oder ihre Lenkerin bewundern sollte.

„Ich bin in meinem Leben sehr wenig gefahren,“ entgegnete er, „aber ich finde es höchst ergötzlich.“

„Ja, fahren ist schön, aber reiten viel schöner. Reiten Sie auch?“

„Ich habe allerdings auf unserm Dorfe bisweilen auf einem Bauernpferde gesessen, wenn man das reiten nennen kann.“

„Mit oder ohne Sattel?“

„Ohne Sattel, auf nacktem Gaule.“

„O, das ist sehr schwierig. Da werden Sie auch

auf dem Sattel sitzen können. Wir wollen es einmal versuchen. In unserm Garten ist eine vortreffliche Bahn."

„Reiten Sie denn auch?"

„Warum denn nicht? Alle Mädchen meiner Bekanntschaft reiten, und wenn keines ritte, so ritte ich allein. Es ist ein köstliches Vergnügen. Sie glauben nicht, welche Klugheit so ein Thier besitzt. Mein Schimmel kennt mich genau und läuft mir nach. Der Vater hat ihn für vieles Geld von Wollschläger gekauft, er ist dressirt. Sie sollen darauf reiten lernen."

„Und wollen Sie meine Lehrerin sein?"

„Ganz gewiß will ich das."

„So werden wir uns gegenseitig unterrichten. Ich werde zwar meine Autoriät dabei verlieren, das sehe ich ein, aber ich werde dennoch gewinnen."

„Autorität? haben Sie denn schon welche über mich?"

Des Studenten tiefes, seelenvolles Auge warf einen einzigen Blick auf das Mädchen. Er genügte, sie dunkel erröthen zu machen, obgleich er dazu nicht abgesandt war. Sie schwieg; der Blick des Jünglings war die Antwort gewesen, sie hatte dieselbe verstanden und die in Frage gestellte Autorität zu fühlen begonnen.

„Sehen Sie den Wagen da vor uns? Ich glaube, es ist eine prinzliche Equipage. Den müssen wir einholen. Füchse — Galopp!"

Und ohne Zaudern schüttelte sie die Gurtenzügel und die Pferde flogen davon.

„Mädchen! Judith!“ rief der Vater angstvoll und galoppirte rasch dem Wagen zur Seite — „Judith, ich bitte Dich — es ist der König, der nach Ludwigsburg fährt.“

„Der König? So? Dann wollen wir ihn erst recht einholen. Vorwärts, Füchse!“

„Fahren Sie langsamer!“ bat Eduard, „der Vater wünscht es.“

„Wollen Sie langsamer fahren?“

„Ich bitte darum.“

„Ruhig!“ flüsterte das Mädchen und zog die Zügel an. Die Pferde fielen in den vorigen Trab, der voranfahrende Wagen wurde nicht erreicht. So fuhr man noch eine Viertelstunde weiter, dann drehte man auf einem Seitenwege um und kehrte langsamer nach Hause zurück.

Die kühne Fahrt, die rasche Bewegung, die frische Mailuft hatte Judith ihr Gleichgewicht wiedergegeben, sie war wieder das fröhliche, heitere Mädchen geworden, das sie war, ehe der arglose Scherz des Vaters und die ungehoffte Erscheinung des neuen Lehrers, die von allen Seiten unerwartetsten Folgen gehabt hatte.

„Da sind wir wieder!“ rief sie munter, als sie eben im Zimmer angekommen waren, warf Hut und Umhüllung nachläßig hin und schüttelte die glänzenden Locken ihres

niedlichen Kopfes zurecht, ohne einen einzigen Blick in den Spiegel zu werfen. Die traurige Zeit war für sie noch nicht da, wo sie diesem allzu verrätherischen Busenfreunde so vieler Frauen ein Geheimniß anzuvertrauen oder seine Billigung zu Rathe zu ziehen hatte. — „Da sind wir wieder, und nun wollen wir auf mein Zimmer gehen.“

Eduard hatte seinen Hut in der Hand behalten und wollte sich empfehlen, um an seine lange genug unterbrochene Arbeit zu kommen. Allein heute sollte er in jeder Beziehung die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben.

„Es thut mir leid, Ihnen nicht folgen zu können,“ sagte er, „mich erwarten meine Bücher, ich muß nach Hause.“

„Sie müssen?“ fragte das Mädchen naiv. „Wer zwingt Sie? Sind Sie nicht mehr Ihr eigener Herr?“

„Um es zu bleiben, will ich eben gehen.“

„Ausflüchte! Ich bitte. Nur eine Viertelstunde. Sie müssen doch mein Zimmer sehen, worin wir den Unterricht nehmen werden und sich überzeugen, was ich leisten kann; sonst denken Sie vielleicht, ich sei ohne alle Vorkenntnisse.“

„Ich habe die Proben schon in Nebendingen gesehen, die Hauptsachen werden nicht vernachlässigt sein. Nun gut, wenn ich muß, so sei es auf eine Viertelstunde, aber nicht länger.“

Sie hatte ihm den Hut schon abgenommen und flü-

sterte dabei Emil zu, wenn er mitgehen wolle, solle er sich jede überflüssige Bemerkung ersparen, sonst werde sie ihn zu strafen wissen. Der Knabe wollte lachen und eine neue machen, aber eine komisch drohende Geberde der Schwester bewog ihn, für dies Mal zu schweigen. Judith ging voran, der Gast und Emil folgten, der Vater bat, auf einige Augenblicke sich entfernen zu dürfen, er hatte einige kleine Geschäfte.

„Sehen Sie, was sie kann,“ sagte er lachend zu dem Studenten, „ich hoffe, es ist mehr, als ich glaube.“

Sie schritten durch mehrere prachtvolle Zimmer. Eduard wagte kaum hart auf die köstlichen Teppiche zu treten. Zuletzt kamen sie in ein allerliebstes wohnliches Gemach, dessen Fenster nach dem Garten gingen und worin, als einziges Wandstück, in Oel und Lebensgröße gemalt, die verstorbene Mutter der Kinder hing, deren Lehrer der junge Student werden sollte. Eduard fühlte eine wehmüthige Beklommenheit, als er dieses weiche und und doch der Tochter so ähnliche Bildniß sah, eine Wehmuth und Beklommenheit, welche den Bankier in noch höherem Maaße beschlich, wenn er dieses Zimmer betrat. Und doch war er so gern und jeden Abend darin, denn es war das Zimmer, welches Judiths Mutter früher selbst bewohnt hatte. Erstere fuhr rasch im Zimmer herum, öffnete den Flügel, holte einige Zeichnungen und ihre Bücher hervor.

„Was wollen Sie zuerst prüfen?“ fragte sie treuherzig und ohne allen Anflug von Ziererei, denn sie hatte das Bedürfniß, in ihrem Wissen und Können fortzuschreiten.

„Zuerst also die Musik!“

„Gut, hier sind die Noten. Sie setzte sich und spielte ziemlich fertig einige der neusten beliebtesten Tänze. Nachdem sie dies Werk vollbracht, hörte sie auf und sah den aufmerksamen aber schweigenden Lehrer betroffen an. „Sie sagen ja nichts,“ rief sie, „war das gut oder schlecht?“

„Offen gesagt, keins von Beidem. Ich schweige, weil ich mich wundere, daß ein verständiger Lehrer Ihnen keine passenderen Stücke ausgewählt hat.“

„Zweimal gefehlt! Erstens habe ich eine Lehrerin und dann habe ich noch ernstere, sogenannte klassische Stücke, aber die spiele ich nicht so gut und deßhalb wählte ich jene.“

„Das ist mir lieb; ein Mädchen wie Sie muß nur an dem Vortrefflichsten Geschmack haben, was die Kunst bietet.“

„Ein Mädchen wie ich? Was bin ich denn für ein Mädchen, Herr Wollzagen?“

„Zeigen Sie mir Ihre Zeichnungen, wenn es beliebt.“

Judith wurde immer ernster und fing an, etwas weniger selbstvertrauend zu Werke zu gehen.

Eduard fühlte es und sehnte sich nach Gelegenheit, zu loben, um das offenherzige Mädchen — Kind konnte er nicht mehr sagen — nicht einzuschüchtern. Die Gelegenheit fand sich bald.

„Diese Blätter sind sehr schön," sagte er, „das da besonders."

„O, dies hat meine Lehrerin gemacht. Die da sind von mir."

„Ganz hübsch, ein guter Anfang. Fahren Sie so fort."

„O, das ist allerliebst, daß Sie mich loben. Das klingt wunderschön! Papa wird sich freuen."

„Der Lehrer ist besser," — wollte Emil ihr flüsternd in's Ohr raunen, aber er kam nicht weiter. Judith faßte ihn plötzlich hart am Arm, und ehe es Eduard eigentlich bemerkte, war er zur Thür hinaus befördert.

„Der lästige Junge!" schmollte die Schwester. „Er zerknittert mir das schöne Papier."

„Und das haben Sie geschrieben und übersetzt?"

„Das Alles, ja, und noch viel mehr!"

„Sie schreiben sehr fließend und deutlich für Ihre Jahre."

„Ach! nur für meine Jahre! Ich wollte, ich wäre erst achtzehn!"

„Und wenn Sie zwanzig sind, möchten Sie fünfzehn sein."

„Gewiß nicht! Sie kennen mich noch nicht. — Also morgen fangen wir an. Welche Stunde ist verabredet?"

„Noch keine, am liebsten wäre mir die Nachmittags von fünf bis sechs. Das ist meine Erholungsstunde und dann habe ich den Abend wieder für die Arbeit."

„So? Also mein Unterricht soll Ihre Erholung sein? das ist nett! Und nachher wollen Sie noch arbeiten? Wann denn? Nach zehn?"

„Von sieben bis eilf sind vier Stunden."

„Sie werden doch jeden Abend hier Thee trinken?"

„Niemals, Judith, das heißt, so selten als möglich, ich muß studiren. Mein Weg ist weit und ich fange ihn erst an."

Das Mädchen wollte sich entrüsten, aber er hatte sie zum ersten Male Judith genannt, das summte lange und eindringlich in ihren Ohren fort.

Da kam der Vater und gleich nach ihm wurde der Thee gebracht. Eduard wollte durchaus fort. Aber es ging nicht. Er mußte, ob er wollte oder nicht, noch zwei Tassen trinken. Er wurde unruhig und schwieg nachdenklich. Der Bankier bemerkte es und sagte:

„Nun, lieber Wollzagen, thun Sie sich keinen Zwang an. Sie sehen, Sie sind gern gesehen, aber abhalten dürfen wir Sie nicht. Ich kenne die Nothwendigkeit der Arbeit. Auf morgen also!"

Und damit war für heute Judiths Urtheil gesprochen.

Man trennte sich von allen Seiten zufrieden, nur meinte die Schülerin, der Vater hätte nicht so treiben müssen, doch sagte sie nichts.

Die Thür des Bankierhauses schlug hinter dem jungen Lehrer zu. Er nahm sein Tuch und wischte sich die Stirn. — Das Mädchen hat mir warm zugesetzt, dachte er bei sich, und nun noch den Thee, den ich gar nicht leiden mag. Ich werde bei ihr kürzer sein müssen, sonst wächst sie mir über den Kopf. Sie hat überdies ein sehr schnelles Wachsthum. — Und damit ging er nach Hause. Er hatte viel mit sich zu bedenken. Das Glück hatte ihm unverhofft so viel Nebeneinkünfte geliefert, als seine Haupteinnahme betrug, nun konnte diese ganz nach Wunsch verwendet werden. Voll stiller Freude kehrte er heim, um sich in sein gemüthliches Zimmer unter Büchern zu vergraben. Allein, er hatte sich wieder verrechnet, und noch neue Ueberraschungen waren ihm vorbehalten, aber aus der gelehrten Arbeit sollte für heute durchaus nichts werden.

Als er das Haus des Akademikers betrat und schnell in den Garten schlüpfen wollte, kam ihm dieser selbst entgegen.

„Ah, da sind Sie ja!“ rief er, als er ihn gewahr wurde, „wir wußten gar nicht, wo Sie blieben. Kommen Sie mit hinauf, Waldau ist oben.“

Er mußte mit, wider Willen, aber willig.

„Wo sind Sie gewesen?“ fragte Waldau sogleich.

„Beim Bankier Ermeling!“

„Der Tausend! Den ganzen Nachmittag und Abend? Aha! die Tochter, die Tochter!“

„Sie ist meine Schülerin und ich bin ihr Lehrer, weiter nichts.“

„Nehmen Sie sich in Acht! das Mädchen wird eine Schönheit.“

„Das ist sie schon. Die Schönheit allein aber thut mir nichts.“

„Sie hat auch Geld.“

„Das eben so wenig.“

„Nun, Sie sind sehr fest gepanzert.“

„Ich hoffe es und will es.“

„Abgemacht! —“ Und es wurde von anderen Dingen gesprochen, wobei Eduard unter Anderm erfuhr, daß Holzbrechers den größten Theil ihres Vermögens dem Bankier anvertraut hätten.

„Es ist ein sicheres Haus!“ sagte Holzbrecher.

„Und ein wackerer Mann!“ fügte Waldau hinzu.

„Ich glaube Beides gern!“ erwiderte Eduard.

Um zehn Uhr ging man, nachdem ein leichtes Abendbrot eingenommen war, nach Hause. Als der Student sich seinem Gartenhäuschen näherte, fand er Frau Schwarzkopf, mit der Laterne in der Hand, vor der Thür auf ihn warten.

„Noch so spät auf, Frau Schwarzkopf? Was giebt's?"

„Ihr Schlüssel, Herr Doktor!" — so nannten die Bewohner des Nachbarhauses schon im Voraus den jungen Studenten — „den Sie zurückgelassen haben, damit der Flügel hinein konnte."

„Was? ist er schon da?"

„Und die Uhr auch. Ich werde mit gehen, um Ihr Licht anzuzünden." Und sie that was sie sagte.

Der Flügel stand da, aufrecht an der Wand, an der passendsten Stelle des Zimmers und schmückte dasselbe, wie ein solches Kunstwerk ein großes Zimmer zu schmücken vermag.

„Die guten Leute! Und sie haben mir nichts davon gesagt, und ich habe mich nicht bedankt."

„Das können Sie ja morgen. Da liegt auch ein Brief auf dem Tische."

„Von wem? Von der Post?"

„Nein, von Herrn Holzbrecher."

„Da komme ich ja eben her."

„Ich weiß es nicht anders. Gute Nacht, Herr Doktor!"

„Gute Nacht, Frau Schwarzkopf!"

Eduard, noch den Hut auf dem Kopfe, betrachtete freudig den Flügel und die laut tackende, altmodische, zum Inhalt des Zimmers aber passende Uhr. Dann

brach er neugierig den Brief auf und las zu seiner Verwunderung Folgendes:

„Mein lieber Herr Wollzagen!

„Als wir Ihnen vor etwa vier Wochen den Gartensaal vermietheten, setzten wir den Miethpreis auf fünf Thaler an. Damals kannten wir Sie noch nicht. Heute kennen wir Sie besser. Das kleine Haus mit Allem, was darin ist, hat für uns nicht den Werth, den jene fünf Thaler für Sie haben dürften. Wohnen Sie in Ruhe und Frieden darin, uns kinderlosen Leuten aber gönnen Sie die Freude, zu glauben, es wohne kein Fremder, sondern ein theurer Sohn in unserm Garten. Die übersandten fünf Thalerscheine erfolgen hierbei zurück.

„Holzbrecher und Frau."

Eduard sank vor Erstaunen und Rührung über diese unverhoffte Mittheilung in das Sopha zurück. Die Art und Weise derselben bewegte ihn tief.

„Wieder einige gute Menschen auf dieser schönen Erde! Dank, Vater im Himmel!"

Da klopfte es noch ein Mal an die Thür. Sie öffnete sich leise und Frau Schwarzkopf rief:

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, ich habe noch etwas vergessen. Es war ein junger Herr hier, der Sie besuchen wollte. Er war groß und trug eine Brille."

„Hat er keinen Namen genannt?"

„Er sagte lachend, ich sollte nur melden, der Wolf sei in die Heerde des Schäfers eingedrungen. Dann würden Sie schon wissen! Gute Nacht!“

„Ah!“ rief Eduard fröhlich, „das war Wolfgang Josephson, das ist gut. Gute Nacht, und ich danke!“

Und sich entkleidend, dachte er bei sich: Dieser Tag hat gut begonnen und besser geendet. Möchten mir viele solcher Tage beschieden sein.

Viertes Kapitel.

Wolfgang Josephson.

Es giebt Menschen auf dieser Welt, die uns beim ersten Blick, den wir auf sie werfen, unwiderstehlich anziehen und unsern Geist wie unser Gemüth fesseln, andere, die uns eben so schnell einen unbegreiflichen Widerwillen einflößen. Oft sieht man sich bei genauerer Bekanntschaft freilich getäuscht, oft aber auch nicht. Um die Ursache dieser merkwürdigen, auffallenden und gewiß sehr häufigen Erscheinung zu erklären, hat man, da kein anderer Grund zu finden war, von natürlichen Sympathieen, von geheimnißvoll wirkenden, magnetischen Kräften in der Natur gesprochen und sich gedacht, daß unsichtbare, vielleicht planetarische, vielleicht auch geistige Fäden uns mit diesen anziehenden und abstoßenden Naturen verbinden, daß eine im Verborgenen wirkende Weltkraft unsere eigene und jene den

Fremden inwohnende Seelenthätigkeit gleichartig erschaffen und entwickelt habe. Sehr möglich ist das freilich und sogar wahrscheinlich. Wer kennt die allmächtige Feder, die unser innerstes, geheimstes Leben in Bewegung setzt, den nie gesehenen, aber oft gefühlten Zügel in unserer Seele, der diese bald anzieht, bald lockert? — Einstweilen müssen wir es schon so hinnehmen wie es ist; Grübeln und Denken, des Phantasten und des Denkers tägliche Arbeit, hat es noch nicht aufgeklärt und, so lange wir hier auf diesem mangelhaften Stückchen Gotteserde wallen, werden sie es wahrscheinlich niemals zu erklären vermögen! —

In dem Speisehause, in welchem unser junger Student sein einfaches Mittagsbrot einnahm, hatte er gleich in den ersten Wochen seines akademischen Lebens einen jungen Mann von ferne wahrgenommen, dessen strahlendes, etwas scharfes braunes, hinter einer Brille verborgenes Auge ebenfalls auf ihn gerichtet blieb. Am zweiten Tage schon hatten sie sich begrüßt und am dritten neben einander gesetzt. Das war der Anfang der spätern innigen und brüderlichen Freundschaft zwischen zwei eben so verschiedenen wie bedeutenden Studirenden an der Universität.

Das Schicksal hatte sie zusammengeführt und das Schicksal band sie unzertrennlich auch für die Zukunft zusammen. In seinem Aeußeren bot der Fremde manche

Aehnlichkeit mit seinem jüngern Gefährten, aber eben so viel Abweichendes dar. Er war beinahe so groß, beinahe so schlank und so kräftig, aber dennoch nicht so regelrecht gebaut; sein Gesichtsausdruck zeigte eine entschiedene Geistesschärfe, während die Eduards zugleich geistreich, milde und edel war. Seine hohe Stirn war von dichten, beinahe zu lockigen dunkelbraunen Haaren beschattet; sein braunes Auge etwas kurzsichtig, um seinen mit guten Zähnen besetzten Mund spielte eine kleine Falte gutmüthiger Ironie, seine Hände aber waren von weniger klassischer Form und entschieden geringerer Zartheit und Weiße. In seinem ganzen Wesen weniger als in dem falkenartigen Zuge um die leicht gebogene Nase aber lag etwas, was bei manchen Physiognomieen oft sehr anstößig erscheint, bei ihm aber gerade angenehm und originell aussah, ein unverkennbarer Typus, der seine Abstammung von jener orientalischen Völkerschaft verrieth, die ihren Christus in blinder Wuth religiösen Fanatismus einst gekreuzigt und verrathen hatte.

Und um ihn hier gleich vollends zu schildern, wollen wir hinzusetzen, daß er mit dem, was er war und in sich trug, nicht der edelste, aber gewiß der geistig fähigste der spätern Freunde Eduards genannt werden konnte. Er war ein reiner, heiterer, stets zum Scherzen aufgelegter Mensch, ein spekulativer Kopf; nach allen Richtungen hin, wie viele von gleicher Abkunft, geistig entwickelt,

scharf, oft sogar beißend, aber voll von einer Gutmüthigkeit und Hingebung, die ihm den wieder verbündete, den er kurz vorher verletzt hatte. So war er das gerade Gegenstück von Eduards gleichmäßig wohlwollendem, stets edelm, beinahe jungfräulichem Wesen; gemeinsam hatte er nur mit ihm den klaren Verstand, den strebenden Willen, das warme, wohlwollende, nachsichtige Herz. Eine solche Verbindung entgegengesetzt scheinender, im Grunde aber gleichgestimmter Seelen wird oft die innigste und bedeutungsvollste für das ganze Leben, und so sollte es auch hier sein. Und wenn Eduard zum Ueberfluß noch voll thatendürstender Poesie des Herzens war, so fehlte es dem Aeltern nicht an jener wohlbekannten, obwohl selteneren Poesie des Geistes, mit der er das zu übertünchen bemüht war, was die launenhaft spendende Hand der Natur seinem Gemüthe versagt hatte.

Wolfgang Josephson, gewöhnlich von seinen Freunden nur Wolf genannt, war kein Wolf in Schafskleidern, noch weniger aber, wenn er die Schafe auch gerne rupfte, fraß er sie. Nicht wie jener bekannte Professor gleichen Namens, der ein gefürchteter Examinator war und, gefragt, warum er so viele Examinanden durch die Prüfung fallen lasse? antwortete: Der Wolf ist ja für die Schafe! — nicht, wie jener, wiederholen wir, sagte Wolf Josephson: ich bin für die Schafe und die Schafe sind für mich, sondern er sagte: Ich heiße nur Wolf, aber ich bin kein

Wolf und wenn sich die Schafe vor mir fürchten, soll ich mich darum vor ihnen verstecken?

Dieser mithin ungefährliche Wolf war auch Student der Medizin, aber er hatte diese Wissenschaft, nicht wie Eduard, um sie als Brücke zu den Naturwissenschaften im Großen und Ganzen zu umfassen, sondern als sogenanntes Brotstudium erwählt. Auch war er, obwohl nur zwei Jahre älter, doch schon mit siebzehn Jahren zur Universität gekommen und somit jetzt am Ende seines Studiums und bereitete sich eifrig vor, so schnell wie möglich die gesetzlichen Prüfungen abzulegen. In sofern war er Eduard als älterer Student selbst fördernd und in der Wahl des oft so schwer zu findenden richtigen Weges für ihn von überwiegendem Nutzen.

Nach jenem zufälligen Zusammentreffen im Speisehause hatten sich Beide öfter gefunden, waren sich allmählig näher gerückt und standen jetzt auf dem Punkte, von der Bekanntschaft zur Freundschaft überzugehen, wozu Josephson durch seinen gestern verfehlten Besuch die Bahn brechen wollte. Eduard trieb es eben so zu jenem, wie diesen zu ihm, und so begab er sich am folgenden Abend, nach beendigter Arbeitsstunde in die Wohnung des nahebei hausenden Studenten. Er traf ihn zu Hause, in einem äußerst beschränkten, von Büchern beinahe überfüllten Zimmerchen, so daß sogar das dem Studenten unumgänglich nothwendige Sopha erst zu seinem eigentlichen

Berufe hergestellt werden mußte. Das Willkommen war herzlich und der alle krumme Wege hassende junge Gelehrte ging sogleich gerade auf das Ziel los.

„Seien Sie mir überaus willkommen. Aber ein- für allemal, seien wir ganze Studenten und zieren uns nicht: Bruder Wollzagen, setz' Dich!"

Da war denn freilich schon ein großer Schritt für Eduard vorwärts gethan, der sich nicht leicht an Bekannte und Unbekannte wegwarf. Hier war ihm die vertrauliche Anrede angenehm und erfreulich.

„Werfen wir die langweiligen Bücher für heute zur Seite," fuhr Josephson fort, indem er Tisch und Sopha aufräumte, „setzen wir uns und plaudern gemüthlich wie zwei alte Bekannte, die junge Freunde geworden sind. Rauchst Du eine Cigarre? Gut ist sie, das kann ich versichern, ich kenne die Quelle und Du sollst sie ebenfalls heute kennen lernen."

Die Cigarren waren in jenen Tagen noch nicht ein so allgemeines und unabänderlich nothwendiges Mittel, sich die Langeweile zu vertreiben und die wählerische Nase mit einem so zweideutigen Dufte zu kitzeln wie heute. — Eduard hatte noch keine geraucht und zögerte sie anzunehmen.

„O, nimm sie, sie ist leicht und fein. In diesem großen Sündenpfuhle giebt es kein so reines Gewächs — ich bin aber ein Seestädter!" Und er hielt Eduard den

brennenden Fidibus hin und dieser sog, halb neugierig, halb furchtsam, den warmen Rauch ein. Es ging; und was uns heute gar nicht wunderbar erscheint, da wir beinahe alle so gerne rauchen, sie schmeckte dem Neuling auch.

„Trinkst Du auch Thee, ächten chinesischen Thee? Er ist auch aus der Heimath."

„Nicht gern, aber wenn Du hast, so gieb."

„O bewahre, quälen will ich Dich nicht. Ich habe auch Wein, ich habe noch etwas Besseres. Warte, nachher."

„Du scheinst gut versehen zu sein?"

„Ach! ich bin nur ein armer Teufel, aber — das sind Geschenke, theure Geschenke."

„Wohl gar von einer Freundin?"

„Ja, ja, Freundin!" und er seufzte leise. „Doch," fuhr er wieder heiter fort, „ehe wir uns betrachten können, müssen wir uns aufschließen. Ich zögere nicht gern mit dem, was ich zu thun entschlossen bin. Du sollst mich zuerst kennen lernen, nach mir kommst Du. Also meine kurze Geschichte — doch dazu müssen wir ein Glas Alten trinken und auf eine bessere Zukunft anstoßen." Hier holte er eine bestaubte Flasche Rheinwein herbei, entkorkte sie und goß, in Ermangelung feinerer Behälter, die ganze Flasche in zwei große Wassergläser aus.

„Er riecht gut, dieser alte Bursche. Sieh hier, es ist ein bemoos'tes Haupt. Auf Dein Wohl!" Und sie

stießen an und tranken. „Und nun vorwärts! — Ich bin also in Hamburg zur Welt gekommen. Ein wichtiges Ereigniß — für mich wenigstens. Mein Vater war ein ziemlich armer Sprachlehrer, er trank keinen so alten Wein wie wir hier, aber er war, was mehr sagen will, als aller Adel der Geburt und aller Reichthum der Welt, ein sehr gebildeter und kenntnißreicher Mann und sprach, glaube ich, acht Sprachen, wovon er mir die Hälfte mit Hängen und Würgen beigebracht hat. Du siehst also, daß es kein Wunder ist, wenn meine Zunge, da sie so früh in Bewegung gesetzt wurde, so reizbar geworden ist, daß sie Alles, was schlecht schmeckt, nicht vertragen kann. Vivat vinum und trink ein Mal! Mein Großvater war ein Jude, mit Erlaubniß zu sagen, aber ich erwähne es lieber selbst, als daß ich es mir von andern christlichen Pinseln auftischen lasse. Im Grunde bin ich sehr froh darüber, denn ich habe, glaube ich, von ihm nur diejenigen Eigenschaften geerbt, welche man auch an Juden nicht übel findet; aller Schacher dagegen ist in die Luft gegangen, und mir ist nicht so viel davon geblieben, daß ich mir eine Prise dafür erhandeln könnte. Dieser mein Großvater nun ließ sich taufen, um eine Christin zu heirathen, die ihn in's Paradies führen sollte und ohne die er nicht leben zu können glaubte. Die Dinge in der Welt sehen aber manchmal am Abend anders aus, als am Morgen, und so kam es, daß sie zuletzt Beide das

Paradies des Lebens nicht finden und endlich gar nicht mehr mit einander leben konnten. Glücklicher Weise starb meine liebenswürdige Großmutter, nachdem sie sich noch so viel Zeit genommen, nicht einen neuen Messias, wohl aber meinen alten Vater zu gebären, der aber natürlich sehr jung war, als er in die Welt kam. Doch ich sehe, diese Späße gefallen Dir nicht, und somit will ich von meiner Geburt nur so viel sagen, daß sie wirklich stattfand und daß meine Mutter eine so gute Christin war wie die Deine. Was man nun von mir hält, ob für Vollblut, für Halbblut, für Viertelsblut — das ist mir einerlei, ich habe kein Vorurtheil, für keinen Stand, keine Religion, keinen Reichthum, keine Größe, die geistige abgerechnet, ich kann Alles noch werden und erreichen, sogar Premierminister des Königs. Fiat voluntas tua! In meinen Gedanken bin ich zufrieden, ein Mensch zu sein, und das, hat ich weiß nicht welcher Philosoph gesagt, ist immer noch besser als ein Hund! — Nun, ich wurde, nachdem ich lange sehr klein gewesen war, zuletzt gerade so groß, wie ich jetzt bin, kam vor vier Jahren auf die Universität, zuerst nach Kiel, zuletzt hierher, wo Du mich gefunden hast und hoffentlich sobald nicht wieder verlieren wirst. Finis!"

Eduard lächelte, dehnte sich auf dem Sopha und blies den Dampf seiner ächten Havannah wie ein Alter hervor. —

„Du machst es schon gut, Füchschen, o, komm nur in meine Schule!"

„Offen gestanden," erwiederte Eduard, „das Ding schmeckt mir. Du hast aber nichts von der Freundin gesagt, aus deren Hand diese Gaben stammen."

Wolf wurde ernst und besann sich.

„Das ist eigentlich nicht meine Lebensgeschichte, sondern nur eine Episode daraus, und eine jammervolle dazu," sagte er. „Doch ich hab' es versprochen und werde es halten. Hier ist sie. — Die einzige Freundin meiner Mutter, die an einen Arzt verheirathet war, hatte eine einzige Tochter. Wir sahen uns alle Tage. Wir liebten uns wie die Kinder und versprachen uns zu heirathen, wenn wir zwanzig Jahre älter geworden wären. Wir waren nämlich Beide damals erst sechs Jahre alt."

„Was? in Eurem sechsten Jahre liebtet Ihr Euch schon?"

„Wie die Tauben, sage ich Dir. Wir schnäbelten uns, wo wir nur konnten, und das hat uns auch späterhin noch sehr viel Vergnügen gemacht, ich kann's wohl sagen. Mit einem Male waren wir siebzehn Jahre alt geworden. Woher es kam, wußten wir alle Beide nicht. Aber wir konnten es nicht rückgängig machen, und so blieb es dabei. Da kam ein — ein, nun, was soll uns der Name, vergäß' ich ihn ewig! es war ein reicher Kerl, ein Kaufmann, in's Haus. Der kratzfußte, beugte und

neigte sich, bis es mit einem Male hieß, er würde sie heirathen. Mir wurde ganz schwarz vor den Augen. —"

Er hielt inne. Seine Brust hob sich, plötzlich flog ein Schatten des bittersten Ernstes über sein Gesicht und haftete lange darauf. Endlich fuhr er wieder fort:

„Sie heiratheten sich wirklich. Ich erbte damals — ein Pflaster für mein Liebesweh — von meinem Onkel mütterlichenseits ein paar tausend Thaler, von diesen studire ich, sind sie vergeistigt — leben Sie wohl."

„Aber die Freundin?"

„Ja so! Was Du für ein hartnäckiger Patron bist! Sie lebt in Hamburg in großartigen Verhältnissen. Vergessen hat sie mich nicht, denn sie schickt mir beinahe alle vier Wochen ein Andenken. Sie muß wohl glauben, ich hungerte und durstete hier oder meine Liebe sei mir in den Magen gefahren, denn stets ist es etwas zu essen, natürlich nur Feines: Austern, Fische, südliche Früchte, fremde Käse, Pikles, Thee, Wein, Cigarren und was dergleichen mehr ist und was Du nun Alles mit mir theilen sollst, denn ich kann unmöglich alle Sendungen allein verzehren. Sieh, hier ist meine Speisekammer und dort mein Cigarrenlager." Und er öffnete den obern und untern Theil eines großen Schrankes, in welchem alle vorhandenen Delikatessen in bunter Reihe da standen. „So," fuhr er fort, „gut, daß wir dabei sind, die Speisestunde ist da, langen wir zu. Was willst Du?"

„Ich werde von diesem appetitlichen Fleische nehmen, es hat eine einladende, kräftige Farbe.“

„O, das ist nur ein Stück von einem holsteinischen Rinde, es hat freilich Kraft in sich. Gut! laß es uns heute behagen. Schade, daß keine größere Auswahl da ist, allein die Jahreszeit ist nicht die rechte, im Winter wirst Du meine Speisekammer besser gefüllt finden. Hierzu aber müssen wir ein kräftiges Gewächs versuchen. Zum Beispiel das da!“

Und er goß aus einer langhalsigen, beinahe rings mit Goldpapier verklebten Flasche ein drittes, aber kleineres Wasserglas voll.

„Das ist Xeres,“ belehrte er, „wenigstens zwanzig Jahre alt. Nun, wie schmeckt er? He! hat er nicht Feuer im Leibe?“

„Er verursacht es wenigstens. Du unterrichtest mich übrigens vortrefflich, Josephson. Diese Dinge sind mir böhmische Dörfer.“

„Warte es ab, diese Gelehrsamkeit findet sich ganz von selbst, sogar bei einem Pavian. Der Mensch kann nicht ewig von Milchsuppen leben, er muß dem wachsenden Geiste auch bessern Stoff bieten. Lebe ein Jahr mit mir und Du sollst an Dir selber die Wahrheit erkennen, die ich Dir predige. — Es sei wunderbar,“ fuhr er fort, „sagen die klugen Leute, die sich dazu berufen glauben, den gewandelten Zeitgeist auch in den Fortschritten des

Gaumens zu beleuchten, es sei wunderbar und zugleich für den menschlichen Geist demüthigend, daß der Geschmack an kostbaren Leckereien, feinen Gerichten, so überhand nehme, es liege darin unbestreitbar der Beweis, daß unsere Zustände, wie die Herkulanums und Pompeji's im Alterthum dem Untergange entgegenliefen. Diese Narren! Das spricht aus ihnen allein der Neid, denn sie haben noch nie etwas Gutes gegessen und die köstlichen Folgen davon beobachtet. Nein, ich im Gegentheil behaupte, daß die Verfeinerung des Gaumens, die wählerische Unterscheidungsgabe der Zunge auch die Verfeinerung unseres Geistes bedeute und beweise. Denn je mehr wir uns von den Nahrungsmitteln des Thieres entfernen, um so weniger bleiben wir Thier, um so mehr werden wir etwas Besseres."

„Du lachst selbst über Deine Beweise, Josephson! Es fressen ja gerade viele Thiere die Leckereien am liebsten, nach denen der Mensch so begierig sucht. Denke zum Beispiel an die Trüffeln."

„Ei, ist denn das ein Beweis gegen meine Ansicht? Das beweis't nur, daß jene Thiere einen entwickelteren Geschmacksinn haben, als manche Menschen und daß wir von ihnen auch darin, wie in vielen andern Dingen lernen können."

Eduard kannte seinen neuen Freund noch nicht hinreichend, um zu wissen, daß es seine Neigung war, oft

die ernsthaftesten Dinge in das komischste Gewand gehüllt zur Schau zur stellen.

„Du sprachst vorher von den köstlichen Folgen einer feinen Speise; diese näher kennen zu lernen, bin ich begierig.“

„Ei, weißt Du das noch nicht? Frage nur die vornehmen Leute, ob sie Schwarzbrot so gut verdauen wie Austern? und sie werden Dir ein grimmiges Gesicht schneiden. Freilich giebt es trockne, übelgelaunte Philosophen und Professoren — in der Regel macht sie der Hunger dazu — die da behaupten, Speise sei Speise und der Mensch habe keinen Vortheil davon, ob er das oder jenes zu sich nehme. Die Einfältigen! So etwas glauben machen zu wollen! Frage die Aerzte, das heißt die gescheidtesten unserer und aller Zeiten. Die wissen es besser und darum aßen sie zu allen Stunden das Vorzüglichste. Denn wir sind nicht Geist allein, der sich mit himmlischen Gedanken sättigt, wir sind auch Stoff, Materie. Dieser Stoff, diese Materie muß, um sich zu erhalten, von anderen nährenden Materien Vortheil ziehen, sonst geht sie zu Grunde. Diese Materie, Leib oder Körper genannt, ist aber die Wohnung unserer Seele. Ist es Dir nun etwa gleichgiltig, ob Du in einem dunkeln Kellerloch oder in einem engen Hühnerstall wohnst? Athmest Du nicht lieber in einem warmen, geräumigen, luft- und lichtreichen Zimmer? Aha! denke von Deiner und unserer Aller Seele

nicht schlimmer! Also unsere Seele wohnt auch gern behaglich, streckt sich und dehnt sich, wie ich mich hier auf meinem Sopha dehne und ist lieber an einen Feinschmecker als an einen Kartoffelesser gebunden. Darum nennt man, oft mit Recht, oft mit Unrecht, die an gemeine Naturen gefesselten Seelen gemeine Seelen und wir hören sie schimpfen, wir sehen sie liederlich leben, wir finden sie gegen feinere Seelen mit Wuth und Haß gerüstet. Meinst Du nicht auch?“

„Wenn ich auch das Letztere einem anderen Grunde zuschriebe und Du es gewiß nur im Scherz gesprochen hast, so kommt es mir doch vor, als ob in Deinen Scherzen ein tieferer und wahrer Ernst läge.“

„Gewiß ist Ernst und Wahrheit darin. Versuche es nur. Hungere ein paar Tage und dann erprobe den Muth und den Adel Deiner Seele. Friß oder stirb!, heißt das Wort. So etwas muß man durchgemacht haben. Ich habe gehungert, und mein ganzer Geist war nicht einen Schuß Pulver werth. Und nun füttere wieder Deinen Leib mit feinen, seltenen, wohlschmeckenden Stoffen oder mit Kartoffeln und Pumpernickel, wie der westphälische Bauer und beobachte die verschiedenen Folgen davon. Ich wenigstens fühle mich nie behaglicher, als wenn ich was Köstliches genossen habe und mein Geist ist dann noch ein Mal so munter, so frisch und so aufgelegt zu allem Guten.“

„Es läßt sich dagegen sehr viel erinnern, liebster Freund! die Seele wird nicht, dünkt mich, durch die Nahrung des Körpers, sondern durch Anlagen, Erziehung und Unterricht gestärkt und verfeinert. Das Essen, der Stoff, wie Du ihn nennst, kitzelt mehr den Gaumen als er die Seele erhebt."

„O, bitte, frage doch die vornehmen Herren, was ihnen denn die Seele so hebt, wenn sie von einem herrlichen Diner kommen."

„Nun, der Wein."

„Oho, der Wein! das ist's ja, was ich meine. Hätten sie Kartoffelspiritus getrunken, sie würden gewiß nicht heiter und glücklich nach Hause kommen und die vortrefflichen Gesetze erdenken, die uns so glücklich machen."

Und er lachte laut auf und rieb sich in gutmüthiger Ironie die Hände.

„Ja, das ist gewiß," fuhr er fort. „Mit dem Hunger im Magen ist man ein reißendes Thier, mit einem feinen Ragout darin ist man ein Lamm, an einem seidenen Bande zu lenken."

„O, das ist nur bei Dir so, weil Du ein geborner Wolf bist."

„Aha! Du kannst auch scherzen! Du bist mein Mann, ich wußte es wohl. Nun, leben sollst Du ein Mal!" und er trank das Glas Xeres mit dem größten Wohlbehagen aus und nickte dem verwundert blickenden Freunde zu. —

„So, jetzt nur noch ein Glas, das letzte. Und nun im Ernst Deine gewiß interessante Lebensgeschichte.“

„Die ist so interessant eben nicht. Ich bin der Sohn eines — eines Landpfarrers zu Bilsingen, einem eine Meile von der Sommerresidenz unseres Königs gelegenen Dorfe. Dort bin ich erzogen, unterrichtet und groß geworden. Vergangenen April kam ich hierher, um zu studiren, und sitze nun bei Dir und freue mich, einen so offenen, ehrlichen Menschen, wie Du bist, zum Gefährten gefunden zu haben. Das ist meine ganze Lebensgeschichte von Anfang bis zu Ende.“

„Was? Du bist auf keiner Schule gewesen?“

„Mein Vater und der Dorfschullehrer waren meine Schulmeister und Erzieher.“

„Du erzählst mir ein Mährchen. Das ist ja nicht möglich. Ein Landpfarrer und ein Dorfschulmeister! und solche Erziehung, solche Kenntnisse!“

„Lerne sie kennen und beurtheile sie richtiger.“

„Und Du bist niemals unter Deines Gleichen, ich meine, unter Kindern Deiner Bildung gewesen?“

„Der Sohn des Kantors, der eines braven Zimmermanns und der einer armen Witwe, meine hiesigen Freunde, wurden mit mir zusammen erzogen und waren meine theuern Jugendgefährten. Du wirst sie bald kennen lernen, denn es sind die, von denen ich Dir schon gesagt, daß sie mich alle Sonnabende besuchen.“

„Das klingt wie eine Fabel.“

„Und doch ist es die Wahrheit.“

„Dann habe ich nur noch um so mehr Respekt vor Dir! Tausend und noch ein Mal! Ein Dorfbube und solch eine Erscheinung geworden! Freilich der Seidenwurm macht Stoffe, die Könige und Fürsten schmücken. Aha! wieder eine Lehre für mich!“

„Welche Lehre?“

„Daß ich noch Premierminister werden kann.“

„Strebst Du danach? Du ein Arzt?“

„Ich strebe nach gar nichts. Wohin mich die Welle trägt, dahin gehe ich. Jetzt bin ich Arzt, aber, ich hoffe, ich werde es nicht lange mehr bleiben.“

„Du willst doch nicht umsatteln? Du machst ja jetzt die schweren und kostspieligen Prüfungen!“

„Die mache ich und werde sie auch bestehen. Aber, unter uns gesagt und künftig mehr davon, ich vollende mein Studium jetzt nur deshalb, um mir selbst zu genügen und um nicht aus Furcht vor dem schweren Ende als Ausreißer zu erscheinen. Ich schäme mich am unliebsten vor mir selber. Und wer weiß, wo ich meine Approbation noch ein Mal brauchen kann. Meine Devise ist: lerne was Du kannst, Du lernst nie zu viel. Außerdem versuche ich gern meine Fähigkeiten und Kräfte, und wo sie am meisten wirken, da lasse ich sie spielen. — He! Du auf einem Dorfe geboren und erzogen! wie heißt das Ding?“

„Bilsingen — ein schönes Dorf in schöner Gegend.“

„Das glaube ich. Also Du bist da auch geboren?“

Eduard zögerte zu antworten. Sein Auge starrte an die Decke des Zimmers. Dem aufmerksamen Josephson entging das nicht. Ihm entging so leicht nichts.

„Ich fragte, ob Du in Bilsingen geboren bist?“

„Nein! ich bin nicht in Bilsingen geboren!“ antwortete Eduard langsam und sehr ernst.

„Entschuldige meine Neugier, aber ich muß immer Alles betrachten, ehe ich es begreife. Dein Vater war also früher in einem andern Dorfe?“

„Er war in keinem andern Dorfe.“

„Dann bist Du also geboren, ehe er Pfarrer war?“

Eduard besann sich einen Augenblick. Ohne Zögern und offen sagte er dann mit liebevoller Betonung:

„Der Dorfpfarrer Wollzagen ist nur mein Pflegevater.“

„Die Blicke Beider tauchten in einander; tief, tief sahen sie sich in ihre Seelen hinein. Es war ein großer Schatz, den sie aus dieser Tiefe mit heraufbrachten: das Vertrauen und die wachsende Liebe.

„Warum schweigst Du?“ fragte der Jüngere freundlich.

„Weil ich fürchte, Dich verletzt zu haben. Ich erscheine neugierig.“

„Du verletzest mich nicht, Du erleichterst mich. „Und er seufzte tief und lang auf. Josephson faßte die Hand Wollzagens. Leise fragte er:

„Du kennst also Deinen wirklichen Vater nicht?“

„Er starb kurze Zeit nach meiner Geburt.“

„Aber Du nennst Dich ja nach dem Pflegevater?“

„Ich nenne mich, wie man mich gewöhnlich nennt.“

„Aber Dein wirklicher Name?“

„Ist noch ein Geheimniß, das ich zu lüften habe. Da hast Du eine zweite Aufgabe meines Lebens.“

Beide standen auf und drückten sich die Hand. „Was Du mir sagst, hast Du Niemand gesagt,“ beendete Josephson das Gespräch. „Vertraue mir fest. Aber lieb ist mir, daß Du mir wenigstens das Räthsel gelös't hast. Jetzt sehe ich schon klarer. Du willst gehen. Gut, wir haben heute einen tüchtigen Schritt zu unserer Erkenntniß gethan. Und nun lebe wohl und verzeihe mir, daß ich vorhin so unsinniges Zeug schwatzte. Ich weiß nicht, was mir angeflogen kam, die Laune schlich herbei, wie ein Dieb in der Nacht. Aber glaube nicht, daß ich immer so bin, Dein neuer Freund kann ernst, sehr ernst sein. Das sollst Du erfahren. Schlaf wohl und vergiß mich nicht. — Sieh, da Du jetzt gehen willst, fühle ich recht, wie lieb ich Dich schon habe und wundre mich, wie das so schnell gekommen ist. Aber, als ich Dich zuerst sah, leuchtete es seltsam in mir auf; ich hatte, was bei mir selten ist, eine Art Vision. Beinahe war mir's, als hätt' ich den Stein der Weisen in Dir gefunden und es wären nun alle Schätze Golkonda's mein. Nun, da ich weiß, daß Du ein so armer Teufel

bist wie ich selber, weiß ich auch, daß wir das Gold und die Diamanten in uns selber suchen müssen. Laß uns graben — fleißig und unverdrossen! Ich hoffe, wir finden etwas, was der Mühe lohnt. Du aber mußt mit meinen, ich mit Deinen Augen sehen, denn man sieht mit eigenen Augen die Schätze am wenigsten, die man in sich trägt. Also gute Nacht, auf morgen!"

Und sie schüttelten sich kräftig die Hände und trennten sich. —

Fünftes Kapitel.

Die geheimnißvolle Arbeit, Raphael Sanzio und der Semmelmaler.

Ungefähr acht Wochen nach dem eben Erzählten saßen in einem verschlossenen Zimmer eines Hauses, welches dem des Banquiers Ermeling zunächst lag, und aus dessen Fenstern man den Garten, die Reitbahn und die Hintergebäude des Nachbars genau beobachten konnte, zwei junge Männer bei einer, wie es schien, sehr angenehmen und eiligen Arbeit. Es waren Künstler, Hans Waldau, unser Bekannter, und dessen Freund, ein Maler, Namens David Riegenstahl. Ihre heutige Arbeit war eine Beschäftigung ihrer Muße, der sie sich nur in den wenigen Stunden hingaben, die ihnen von ihrem gewöhnlichen Tagewerk übrig blieben. Sie waren also in diesem Augenblicke Künstler im reinsten Sinne des Wortes, sie arbeiteten nicht um den, allen Armen so traurigen Erwerb.

Hans Waldau besaß zwei Zimmer, in dem einen wohnte, in dem andern arbeitete er. In dem letzteren finden wir natürlich die beiden Freunde. Es sah darin aus, wie es in jedem kleinen Künstleratelier aussieht, nur daß hier Architektur, Malerei und Skulptur zugleich vertreten waren, denn wir wissen, daß Waldau in allen dreien Meister war. Die Bildhauerkunst übte er jetzt wenig; nur in Rom, wo er unter Thorwaldsen gearbeitet, hatte er sich darin ausgezeichnet. Da aber die beiden anderen Schwesterkünste ihm für den Augenblick mehr zusagten und er keine besondere Gelegenheit, jene zu treiben, vor sich sah, so ruhte sie. Einige schöne Abgüsse Thorwaldsen'scher Modelle sah man jedoch seine Schränke und Wände zieren, und wenn er sich, wie er selbst sagte, zu neuen Unternehmungen stärken und festigen wollte, studirte er eine Stunde lang jene Modelle, denn er sowohl, wie viele seiner Kunstgenossen, waren der Meinung, daß man durch Anschauung der Meisterwerke der einen Kunst auch für die anderen Ideen fassen und Gewinn ziehen könne. Außer diesen Modellen fand man mehrere mit verschiedenen Malereien gezierte Staffeleien vor; die eine zeigte den Grundriß der Kirche, an deren Wiederherstellung er jetzt als Werkführer thätig war, die andere eine Winterlandschaft, und die dritte ein Portrait in schwarzem Sammetrock, das Eduard Wollzagens in natürlicher Größe, aber nur als Bruststück gemalt. Auf den Tischen herum

lagen in bunter Verwirrung, Pinsel, Näpfchen, Papiere, Skizzen und auch andere nicht zur Kunst gehörige Dinge, als Cigarren, Taschentücher und dergleichen Sachen. Auf dem großen Tische aber, an welchem neben einander sitzend die Freunde arbeiteten, lag eine ungeheure Mappe, deren Inhalt sehr geheim gehalten wurde und soeben den Gegenstand ihres Fleißes bildete. Waldau malte in Wasserfarben ein im romantisch-normännischen Style gehaltenes Schloß von ungeheurer Ausdehnung, an welchem man Thürme und Thürmchen von allen Größen und Formen sah, dessen mannichfaltige, unzählige Fenster bald den Spitzbogen, bald den Rund- und Eckbogen zeigten, und dessen Gesimse, Zinnen, Vorsprünge mit den verschiedenartigsten in dieser Manier erlaubten Schnörkeleien besäet waren. Es gewährte dieses Schloß einen zugleich großartigen und anmuthigen Anblick für ein poetisches Gemüth, es war prachtvoll, königlich, ein aus vielen Einzelnheiten zusammengesetztes Ganze, und doch wieder harmonisch-einfach-romantisch, ein sonderbarer, kaum in unserer Gegend bekannter Geschmack, wenn wir vielleicht die prinzlichen Landwohnungen ausnehmen, welche die waldigen Höhen der blauen Havel zieren.

Der andere Künstler, eigentlich ein Landschaftsmaler, zeichnete die innere Einrichtung jenes Schlosses, die Zimmer, die Möbel, die Verzierungen der Decke und Gewölbe, und zwar mit einer Genauigkeit, Schärfe, Eleganz und

Vollendung, daß Waldau selbst nicht umhin konnte, von Zeit zu Zeit einen Blick der höchsten Befriedigung auf die emsige Schöpfung des Freundes zu werfen. Aber eben diese scharfe Auffassung und diese korrekte Darstellung des Einzelnen, Kleinen, oft sogar Unbeachteten, war David Riegenstahls höchst entwickelte Eigenthümlichkeit. Er wendete seine Mußezeit, Waldau zu Liebe, zu diesem Werke an, denn wie er schon jeder vernünftigen Einwirkung anderer befreundeten Künstler folgsam war, so war er weiches Wachs in der Hand des erfahrenen Architekten. Schon sein stilles, bedächtiges Gesicht zeigte eine Bescheidenheit und Unterordnung unter die Aussprüche des höhern Meisters, wie sie heutigen Tages bei den übertriebenen Ansprüchen und dem gewachsenen Dünkel unserer jungen Künstler sehr selten ist. Als Maler war er ausgezeichnet in Darstellung aller Thiere, besonders aber gelangen ihm Hunde und Pferde vortrefflich, und wußte er das Seelenhafte dieser Geschöpfe so scharf aufzufassen und so pünktlich und natürlich wiederzugeben, daß selbst sein berühmter Lehrer, der bekannte Pferdemaler Müller, für sein Atelier ihn zu gewinnen gestrebt hatte.

Es war ein Sonnabendmorgen, auf den irgend einer der vielen Festtage der römischen Heiligen gefallen war; die Glocken der nahen katholischen Kirche läuteten bei ihrer schweigsamen Arbeit; ihre Augen und Hände wirkten, man sah es, mit gleich regem Eifer und heiterem Wohl-

gefallen. Als das Läuten der Glocken, das ihr Gespräch unterbrochen hatte, aufhörte, begann es Waldau wieder, dem man eine gewisse Hastigkeit in seinem heutigen Wesen auf den ersten Blick ansah.

„David,“ sagte er, „Du sitzest der Thür am nächsten, sieh doch einmal, ob sie auch fest verschlossen ist, und bedecke das Schlüsselloch.“

Der Angeredete gehorchte sogleich und berichtete, daß Alles in bester Ordnung sei. Dann setzte er sich sogleich nieder und fuhr fort emsig zu arbeiten.

„Man muß sich sehr vor einer Ueberraschung hüten, wenn man ihnen etwas verbergen will,“ sagte Waldau mit leiserem Tone, „sie sind gar zu neugierig, die lieben Freunde. Und ich habe mir einmal vorgesetzt, mich an ihrem Staunen zu ergötzen, wenn die Arbeit fertig ist und ihnen endlich vorgelegt wird.“

„Es wird wohl noch lange dauern, bis wir so weit sind,“ entgegnete Riegenstahl.

„Leider, ja! doch es läßt sich nicht ändern. Mich drückt es schon an allen Enden, daß es zu lange dauert. Weiß der Himmel, wie es kommt, je weiter ich vorschreite, um so unruhiger werde ich; mir ist zu Muthe, als käme schon morgen der Mensch, der es sich zueignen will und forderte es mir ab.“

„Und doch arbeitest Du nur aus Neigung daran, nicht auf Bestellung. Wen denkst Du denn damit zu erfreuen?“

„Nun, sicher den, der es kaufen und mich zum Baumeister aller der verschiedenen Gebäude machen will."

„Das muß ein reicher Mann sein; ich glaube, kein Prinz an unserm Hofe besitzt die Mittel dazu."

„Es gibt reichere Leute als Prinzen; Du hast wohl ganz vergessen, daß es Könige in der Welt gibt?"

„Das nicht, aber wenige unter ihnen, die dergleichen lieben und kaufen, noch weniger bauen."

„Das ist freilich der Jammer! Ach, wenn alle Kunst einen Käufer fände, dann wären wir nicht so arm, David!" und er seufzte tief auf.

„Wenn nun aber gar kein Käufer oder Bauherr kommt, was fängst Du dann mit der schönen Arbeit an?"

„Dann lasse ich sie drucken und gebe sie in einem Prachtwerk heraus. Auch das ist ein Gewinn."

„Das wäre vielleicht das Allerbeste."

„Das meine ich nicht. Dann wären ja alle die Risse, die Berechnungen, die Anschläge umsonst gemacht, die ich für die wirkliche Ausführung meiner Pläne angefertigt habe."

„Was? Du hast schon die Anschläge dazu fertig?"

„Gewiß, David. Wozu bin ich denn Baumeister? Ich weiß wohl, Ihr haltet mich Alle — Du noch am wenigsten — für einen bloßen Grübler, Ihr foppt mich mit meinen Visionen, meinen Ahnungen — aber sieh — alle diese Papiere, die hier liegen, werden mit Anschlägen

und Berechnungen gefüllt, sobald ein Blatt nach dem andern in der Zeichnung vollendet ist.“

„Das ist ja eine ungeheure Arbeit; ich bewundere nicht, nein, ich erschrecke vor Deinem Fleiße.“

„Wozu ist man auf der Welt, David? Zu arbeiten, doppelt und dreifach, zu genießen — höchstens nur einfach!“

„Habe Geduld, auch Deine Bemühungen werden belohnt werden, es kommt einmal für uns Alle der ersehnte Messias, wenigstens eine Messiaszeit.“

„Gebe es Gott!“ —

Hier schwieg das Gespräch und die Glocken fingen wieder an zu läuten. Als die reinen Töne verhallt waren, die Riegenstahls weiches Gemüth in eine andere Richtung mochten gelenkt haben, fragte er in seinem gewöhnlichen ruhigen Tone:

„Siehst Du immer noch Visionen und hast Du immer noch Ahnungen?“

„Ja, und die werde ich haben, bis ich ein Ziel meines Bestrebens gefunden habe. Es war bei meinem Vater, der ein großer Baumeister war, eben so. Meine Mutter hat es mir oft erzählt.“

„Und was sahest Du zuletzt?“

„Bis vor kurzer Zeit waren es immer dieselben Bilder. Seitdem ich diese Arbeit begonnen und eine schwere Aufgabe ehrenvoll zu vollenden mir in den Kopf

gesetzt, aber zugleich auch eine drückende Last damit vom Herzen gewälzt habe, sehe ich sie im Geiste aus dem Nichts in das Leben sich übertragen. Wo ich gehe und stehe, höre ich die tausend Arbeiter, die es in die Wirklichkeit führen sollen, pochen und hämmern, daß es eine Lust ist. Und ich gehe unter ihnen umher und feure sie an, zu eilen, um es fertig zu machen. Und Du sitzest auch darin und leitest die Tapezierer und Tischler, und malst, was Du kannst, — und alles Das kreis't so wahr und lebendig vor meinem innern Auge, daß ich es greifen konnte."

„Siehst Du auch schon Deinen Beutel sich füllen?" fragte David lächelnd.

„Was frag' ich nach dem Beutel, mich kümmert das Werk. Aufrichtig aber gesagt, ich habe bisher ihn sich nicht füllen gesehen."

„Absit omen!" lächelte Riegenstahl.

„Ja, absit! Und dann solltest Du die Schiffe sehen, die mit Werkstücken beladen auf dem Wasser daher schwimmen, die Wagen, so schwer, daß die Pferde sie kaum ziehen können. Und Alles drängt sich und treibt sich wie in einem Wettlauf."

„Willst Du es denn am Wasser gebaut haben?"

„Auf einem Berge, über dem blauen Wasserspiegel eines ruhig dahin fließenden Stromes. Ja, David, dazu hab' ich es bestimmt. Du weißt wohl, daß ich meine

eigenen Absichten über die Oertlichkeit meiner Bauten habe. Ein Palast im Geschmacke Ludwigs des Vierzehnten paßt nicht an einen romantisch gelegenen Ort, und mein normännisch-gothisches Schloß nebst allen dazu gehörigen Gebäuden nicht in einen steif gedrechselten französischen Garten."

„Hanns, Hanns! diese Visionen, wie Du sie nennst, diese Ahnungen, die Du uns bisweilen mittheilst, sind am Ende nichts als Luftschlösser, Bilder und Täuschungen Deiner aufgeregten Künstlerphantasie!"

„Und wenn sie nur das wären, David, wäre es zu beklagen? Was haben wir armen Künstler Anderes, Besseres auf dieser erbärmlichen Erde, als, da uns das Wirkliche, Greifbare, Erstrebte versagt ist, uns an unsere Phantasieen und die Luftschlösser derselben zu halten? Arbeiten wir Künstler, Dich nicht ausgenommen, nicht alle mehr in der Idee, als in der Wirklichkeit? Führst Du alle Deine Gedanken in Bildern aus? Glaubst Du, daß die Heroen aller Poesie, die Dichter, die Musiker, die Maler, und wie sie alle heißen, nur das dachten, was sie geschaffen haben? O David, für wie arm hältst Du den künstlerischen Geist! Wollte ich, ich armer, schlechter Erdenmensch allein alle meine Ideen verwirklichen, ich müßte tausend Jahre leben, und doch brächte ich sie nicht alle zu Stande. Nein, nimm mir meine Luftschlösser nicht, Du nimmst meiner Muse die Göttlichkeit und machst sie

zur irdischen Dirne. Ein wahrer Künstler lebt in seiner vollen männlichen Thätigkeit nur eine kurze Zeit; wie eine Rose mit ihrem Dufte verblüht, und von einer andern Blume verdrängt wird, so welkt der Glanz des Künstlers nach kurzem Strahle dahin, und ein anderer kommt und verdunkelt sein Licht mit stärkerem Glanze. Also laß uns den Traum, da die Wirklichkeit und das Leben nur feindlich und karg für uns ist."

„Ich verarge Dir diesen Traum nicht, ich habe auch Träume, aber ich lebe von ihnen nicht allein. Deine Träume gleichen Gespenstern. Sie erscheinen Dir in so massenhaften Gestalten, daß sie die Helligkeit Deines Lebens und Wirkens verdunkeln."

„Du lästerst, David! Ja, ich gebe es zu, mir erscheinen Gespenster, sie mahnen, sie treiben mich, aber es sind wahre Gestalten, sie besuchen mich sogar oft in der Person meiner Freunde..."

„Hanns, Du bist exaltirt..."

„Das bin ich nicht..."

„Dann bist Du krank..."

„Ich bin so gesund wie Du... sieh Dich um, David ... er horcht..."

„Was ist denn? wer horcht denn?"

„Da! sieh! hast Du Augen?"

Davids Blicke folgten denen des Schwärmers, dessen Haar sich emporzurichten schien, dessen Auge dunkel glühte

und den blitzenden Stern auf das Brustbild Eduards gerichtet hatte, das in unnachahmlicher Aehnlichkeit, als lebte es, mit seinem ruhigen, warmen Seelenblicke, seinem würdigen, so ernsten und doch so lieblichen Gesichtsausdrucke die beiden von angestrengter Arbeit aufgeregten Künstler zu betrachten und zu fragen schien: „Was wollt Ihr von mir?“ David zuckte zusammen; die Mahnung, das ähnliche Bild anzusehen, kam so plötzlich, und es war so trefflich gemalt, daß Riegenstahl, sagen wir, selber erschrak und in die, wenn auch nur augenblickliche Täuschung verfiel, als lebte es. Er faßte sich aber schnell wieder, stand auf, drehte das Bild herum und sagte:

„Dummes Zeug, beinahe hätte ich mit Dir gefaselt!“

Waldau aber stand ebenfalls rasch auf, wandte das Bild wieder um und rief:

„Laß mich es betrachten, Du weißt nicht, wie lieb es mir ist. Sieh es nur an, wen glaubst Du da vor Dir zu haben?“

„Das Portrait unsers Freundes, eines geistreichen, guten und edlen Menschen — was aber noch?“

Waldau schüttelte spöttisch den Kopf.

„Wenn Ihr nicht mehr seht, bedaure ich Euch. Ich sehe mehr.“

„Und was denn?“

„O, laß es — es ist nicht der Ausdruck geistigen und seelischen Adels, nicht die Schönheit und Lieblichkeit

des Körpers — es ist nicht die Würde, die Männlichkeit, was mich in diesen Zügen anzieht, erhebt, mit einer gewissen Scheu erfüllt, nein, es ist…"

„Nun, was denn?"

„Nun, so höre es denn und lache mich aus — es ist — halt, hörtest Du Nichts?"

„Schon wieder eine Vision?"

„Nein, aber ich glaube, es klopfte."

Beide horchten und schwiegen. Da klopfte es noch einmal lauter an die Thür.

„Wer ist da?" rief Riegenstahl.

„Raphael Sanzio!" erwiderte eine flötenweiche Stimme von Außen.

Die beiden unterbrochenen Künstler packten rasch ihre Bilder in die große Mappe, stellten diese hinter einen Schrank und öffneten die Thür.

Eine wunderbar feine Gestalt mit beinahe mädchenhafter Bildung des Kopfes und Schönheit des Gesichts trat elfenartig leise in das Gemach.

„Wie? seid Ihr schon wieder bei Eurer geheimnißvollen Arbeit?" sagte der Kommende mit seiner nur ihm eigenen, lächelnden und gewinnenden Weise. „Kann man sie noch nicht sehen?"

„Nein, Raphael, nein, jetzt noch nicht. Du mußt so gut warten, wie die Anderen, bis sie fertig ist."

„Ihr wollt uns überraschen und werdet uns beschämen. Ich kann mir es denken.“

Und der schöne Maler, denn auch er war Künstler, warf sich, mit dem Finger drohend, auf das Sopha. Betrachten wir ihn jetzt etwas näher. Raphael Manowsky, wegen seiner Aehnlichkeit mit seinem unerreichbaren Vorbilde, Raphael Sanzio, und seiner eigenen idealen Körperbildung und Kunstrichtung nach ihm mit seinem unsterblichen Namen von den Freunden genannt, war und ist noch ein Künstler ersten Ranges seiner Zeit. Sein Aeußeres war in seiner damaligen Jugend wie sein Inneres; beschreiben wir Eins, so kennen wir das Andere. Er war von mittlerer Größe, fein und anmuthig gebaut und etwas künstlerisch, mit offenem Halse, um den ein buntseidenes Tuch den Hemdenkragen umfaßte, gekleidet. Sein kleiner, idealisch schöner Kopf glich dem eines Johannes, des Lieblingsjüngers Christi, nur hatte er nicht den Ausdruck leidender Duldsamkeit und Abhängigkeit, wie Jener in seinem Gesicht, das, wie aus Milch und Blut, in zartem Gemisch, jedes Mädchen zum Wettkampfe in der Feinheit seiner Farben herausfordern konnte. Seine Züge waren glatt und weich, seine Augen groß und hellblau, die nur bei irgend einer Conception oder einer künstlerischen Verklärung einen adlerartigen Ausdruck annahmen. Um dieses schöne Gesicht wallten lange goldgelbe, von der Natur dichtgeringelte Locken, die ihm bei'm Malen

oft vor's Gesicht fielen und dann mit einer eigenthümlichen Anmuth zurückgeschüttelt wurden. Seine melodische, weiche Stimme hörte man selten, denn er sprach sehr wenig, dachte aber mehr, als er sprach. In seiner Kunst war er, jetzt erst vierundzwanzig Jahre alt, schon berühmt, und versprach für die Zukunft noch mehr. Er verfolgte, wie es bei seiner Natur nicht anders sein konnte, die ideale Richtung der Kunst. Weiche, rührende, mädchenhafte Gestalten, engelgleiche Naturen gelangen ihm am besten. Sie schlummerten in seinem Innern; er brauchte sie bloß zu wecken mit seinem schöpferischen Willen, so sprangen sie lebendig hervor. In seinen Mitteln war auch er bedürftig, denn er war eines armen Schuhmachers Sohn und hatte sich mit Mühe und Noth durch die Klippen künstlerischen Lebens bisher durcharbeiten müssen. Dadurch aber war auch er zu früher männlicher Selbstständigkeit erstarkt, und er ruderte rüstig im Meere des Lebens weiter, so klein auch sein Kiel und so heftig auch der Wind und die Wellen um ihn her stürmten.

„Es thut mir leid, daß ich Euch störe," begann Manowsky wieder, als er sah, daß die beiden Freunde ihre Arbeit bei Seite gelegt hatten und sich in seine Nähe setzten.

„Laß Dir nichts leid thun, Raphael," scherzte Waldau, „das wäre ein Schaden für Dein kindlich Gemüth. Da, rauche eine Cigarre und sei heiter wie wir."

„O, an Heiterkeit gebricht es mir nicht, obwohl ich mich etwas beklommen fühle. Ich kam eigentlich hierher, um Euch zu fragen, ob Ihr nicht mit mir zur Akademie ginget, den Ausspruch der Preisrichter zu hören?"

„Und um Deinen Triumphzug verherrlichen zu helfen," setzte Waldau hinzu und blinzte Riegenstahl an.

„Oder mich durchfallen zu sehen; Eins von Beidem, das ist gewiß. Nun, wenn Alle so überzeugt wären, wie ich..."

„Daß Du den Preis gewinnst?" fragte David.

„Nein, daß ich ihn nicht erhalte, so könntet Ihr ganz ruhig sein. Was lacht Ihr?"

„Weil wir schon wissen, wer ihn gewinnt."

Raphael sprang auf.

„Wie? scherzt Ihr oder ist es Euer Ernst? Ihr solltet mit solchen Dingen nicht spielen."

„Wir spielen und scherzen nicht mit Dir, wenn wir im Ernst mit unserm Freunde reden."

„Nun, so sagt mir, was Ihr wißt, und laßt mich nicht auf der Folter."

„Sieh seine Augen! sieh seine Augen!" rief Waldau frohlockend, „o, der Kleine hat Feuer in sich, ich sagte es ja immer."

„Ja, stille Wasser sind die tiefsten."

„Und kleine Flammen brennen eben so, wie die großen..."

„Nun macht ein Ende! Hat einer der Preisrichter gegen Euch geplaudert?“

„Höre mich an, Sanzio,“ sagte Waldau ernst. „Wer sind Deine drei Mitbewerber?“

Manowsky nannte die drei Namen.

„Und Du fürchtest Dich vor diesen? O, habe mehr Achtung vor Deinem eigenen Genie, Knabe! Wie haben jene die Aufgabe: Raphael mit seiner Geliebten, aufgefaßt? Sage es uns, und aus unserm Urtheile erkläre Dir das Urtheil der Richter.“

„Sie können parteiisch sein, oder auch eine andere Meinung haben, als Ihr.“

„Ueber die wahre Kunst kann es nur eine Meinung geben, also, wie haben Deine Mitarbeiter die Aufgabe gefaßt?“

„Der Eine,“ sagte der junge Maler, „hat Raphael in der zärtlichen Umarmung mit seiner Geliebten dargestellt. Ein schönes üppiges Bild, naturgetreu und wacker gemalt.“

„Das ist zu materiell, zu sinnlich. Der erhält den Preis nicht. Fahre fort!“

„Der Zweite hat Raphael auf dem Sterbebette dargestellt, das Mädchen in Thränen zerfließend. Ein rührendes Bild, sehr fleißig gemalt.“

„Das ist nicht schön. Ein Sterbender, und wäre

es selbst ein Raphael, flößt uns Angst, Unruhe, Besorgniß ein. Der erhält den Preis auch nicht. Weiter!"

„Der Dritte hat den Augenblick gewählt, wo Raphael das schöne Haar seiner Geliebten flicht. Ein treues Bild, das Haar ist wunderschön und der Ausdruck in Raphael der eines glücklichen und siegreichen Liebhabers."

„Das ist ein handwerksmäßiges Bild, und erinnert an den Friseur und die Toilette. Das Haar mag schön sein und Raphaels Gesicht siegreich, aber Sieger ist der Maler des Bildes nicht. Nun bleibst Du noch übrig. Wie hast Du den Gegenstand erfaßt?"

Raphael holte tief Athem, seine Brust erweiterte sich und seine Augen begannen einen adlerartigen Ausdruck anzunehmen.

„Ich habe ihn so erfaßt," sagte er: „Raphael, schon von seiner Krankheit ergriffen, die aber seine edle reine Schönheit noch nicht gestört hat, malt das Bild seiner Geliebten mit inniger, geheimnißvoll zärtlicher Wärme. Er sieht das schöne Gesicht das Mädchens an und läßt seinen Pinsel, in Betrachtung verloren, einen Augenblick ruhen."

„Und die Geliebte?" fragte Waldau, in Begeisterung gerathend.

„Die Geliebte tritt, ungesehen von dem Geliebten, hinter ihm aus dem Vorhange hervor und belauscht im

Spiegel mit stillem, aber ergebenem Schmerze das begeisterte, abgemagerte Antlitz des allzugeliebten Künstlers."

„Da haben wir's!" rief Waldau frohlockend, und umhals'te den von der Schilderung seiner eigenen Arbeit ergriffenen Maler. „Das ist eine geistige Auffassung, der Gedanke allein ist des Preises werth. Da ist keine Sinnlichkeit, keine Todesblässe, kein Handwerk, mit Einem Worte, in der wechselseitigen Sorge, Liebe und Ergebung ist Kunst, Wahrheit, Natur .... ihr gebührt allein der Preis!"

Und Beide beglückwünschten den hochentzückten Freund, der so glücklich war, als fühle er schon den Lorbeerkranz auf seinen Locken.

„Ihr seid zu freundlich," sagte er. „Ihr wollt mir Muth einsprechen, das ist hübsch, aber mein Herz will nicht glauben, was Eure blinde Liebe ihm vorspiegelt."

„Nichts von blinder Liebe, nichts von Vorspiegelung. Glaube nur und vertraue. Ich verstehe was davon, ich heiße Hans Waldau! Und nun, David, natürlich, wir müssen ihn begleiten, damit er nicht wanke, wir wollen ihn führen, wenn er vor die Richter berufen wird. So machen wir uns denn fertig."

Und sie kleideten sich zum Gehen und zum Feste an. Unterdessen war Manowsky vor die Staffelei getreten und hatte, wie schon früher aus der Ferne, jetzt auch in der Nähe das ihm unbekannte Portrait betrachtet.

„Was ist das für ein Kopf?“ fragte er plötzlich.

„Du sollst es hören und ihn heute Abend noch sehen, ich lade Dich hiermit zu ihm ein. Vorher aber sage mir, ob er Dir gefällt, und welchen Eindruck das Gesicht auf Dich macht?“

„Ob er mir gefällt! Was Du malst, Hans, gefällt mir immer, wir lernen Alle von Dir!“

„Bitte, bitte! Nur weiter im Text!“

„Und welchen Eindruck es auf mich macht? Das ist leicht und schwer, aber unmöglich in einem Worte zu sagen.“

„Den Haupteindruck, den Haupteindruck, auf Dein Gemüth, Raphael!“

„Nun, es ist ein Gesicht, welches anzuschauen der innersten Seele wohlthut. Es beruhigt, es erhebt, es läutert!“

„Bravo, bravo! Da haben wir's!“

„Solche Gesichter sind selten, Hans, Du hast es gewiß idealisirt?“

„Idealisirt? Daß Gott mich verdamme! Das ist nicht meine Richtung im Malen; — im Denken, im Wünschen, im Hoffen — ja! aber nicht im Malen!“

„Und wäre das Idealisiren denn eine schwache Seite der Kunst?“ rief Raphael etwas betroffen. „Ich selbst habe ja diese Richtung, sagt Ihr, und Raphael hatte sie auch ...“

„Junge!“ sagte Waldau, und klopfte ihm auf die Schulter, merke dies und vergiß es nicht wieder: Was für Dich ein Lob ist, wäre für Andere, für mich wenigstens ein Tadel. Jeder pflegt sein eigenes Talent. Du die Ideale, und ich ...“

„Ah! was ist das?“ unterbrach plötzlich Manowsky den Sprechenden, indem er aus dem Fenster, an dem er stand, auf den Hof deutete.

Die Reitbahn des Banquiers Ermeling, vorher noch leer, zeigte Judith zu Pferde; ein allerliebster Schimmel von arabischem Blute, trug ihre schöne Gestalt, und tanzte sprühend unter ihrer leichten Last. Das lange dunkelgrüne Amazonenkleid hob die reine Taille und die blühenden Formen des jungen Mädchens hervor, ihre glänzenden Haare waren von einem ponceaurothen griechischen Mützchen mit goldener Trobdel bedeckt.

Die Freunde traten an das Fenster und sahen dem schönen Schauspiele eine Zeitlang schweigend zu.

„Allerliebst!“ rief Waldau, „man möchte Bravo rufen!“

„Thu' es nicht, thu' es nicht, Hans!“ bat Manowsky, „das würde sie kränken. Hätte ich dieses Gesicht früher gesehen, so hätte ich es der Geliebten Raphaels gegeben.“

„Verbrenne Dir nicht die Augen, Knabe, thu' es ja nicht,“ ermahnte der Architekt, und drohte mit dem Finger.

„Ist sie Braut?“

„Braut noch nicht, aber sie kann es werden.“ -

„Von wem denn?“ fragte Raphael etwas bestürzter, als er selbst wußte.

Waldau antwortete nicht, und deutete nur nach dem Portrait auf der Staffelei.

Ueber des Künstlers inneres Auge legte es sich wie ein düsterer Schleier. Er wußte noch nicht, warum? Aber die instinktartige Stimme einer unverdorbenen Natur erwacht schneller aus ihrem Schlummer, als der langsamer wandelnde Begriff des Selbstbewußtseins sich zur Klarheit entwickelt. — Er sagte Nichts und nickte blos mit dem Kopfe. Jetzt waren die Freunde bereit, und sie schritten ihrem heutigen Ziele entgegen. —

Es war ein Sonnabend in den letzten Tagen des Monats August. Vor Eintritt der üblichen Sommerferien, die immer bis Mitte Herbst dauerten, wurden die Preise auf der Kunstakademie vertheilt. Das sollte nun heute geschehen. Es herrschte daher eine feierliche und gespannte Stille in den geheiligten Hallen, und was die große Stadt an Verehrern, Meistern und Jüngern der Künste aufzuweisen hatte, war heute voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, in denselben versammelt. Die Richter saßen schon im verschlossenen Zimmer, als unsere Freunde anlangten, und die durch ihre Kleidung, die künstlerische Form ihrer Hüte und den offenen Hals

sich verrathenden Söhne der Akademie drängten sich, lauschend und voller Spannung der Thür entgegen, die sie noch von dem Urtheilsspruche der alten vorsitzenden Meister trennte. Da hörte man ein ungestümes Jauchzen die Treppe hinaufschallen. Die Maler wandten sich um, den Grund dieses Lärmens kennen zu lernen. Es waren die Bildhauer, die aus den Werkstätten ihrer Meister, wo sie sich versammelt hatten, herbeiströmten und einen ihrer Commilitonen jubelnd umringten.

„Hier ist er! hier ist unser Sieger!" riefen sie schon unten an der Treppe. Denn der alte Meister Daun, den sie soeben verlassen, und der Krankheits halber nicht in der Akademie anwesend sein konnte, hatte ihnen seine unmaßgebliche Meinung, wie er sagte, eröffnet, und in seiner altväterischen plauderhaften Art mitgetheilt, wenn er den Preis zu vertheilen hätte, er würde ihn dem Bildhauer Andreas Oeggering zuerkennen. Man verstand den Wink des allgeliebten Greises, und wie dergleichen nicht verschwiegen zu werden pflegt, so hatte man bald den glücklichen Jüngling gefunden, und führte ihn nun im Triumphe in die offenen Hallen der Akademie ein. Da kam er denn auch die Treppe herauf, der bescheidene, vor Schreck bleich gewordene Jüngling, ein treuer Verehrer der ernsteren Muse Waldau's, von diesem geschätzt und geliebt, von Allen beneidet, von Keinem verlästert, denn Andreas Oeggering, eines Töpfers Sohn, war ein so an-

spruchsloser, in aller Stille fortlebender, ewig fleißiger Mensch, daß Niemand war, der diese gutmüthigste Seele der Welt nicht von Herzen geliebt hätte. Und wahrlich, wer ihn heute zum ersten Male sah, seine treuen blauen Augen voller Freudenzähren, seine rundgewölbte klare Stirn von einem leichten Sorgenanfluge beschattet, der mußte ihn doppelt lieb gewinnen, da er als Sieger der Bescheidenste Aller war.

„Kinder! laßt mich, laßt mich! Ihr wißt es ja nicht bestimmt!“ rief er einmal über das Andere, und suchte sich loszumachen und in dem allgemeinen großen Strome zu verschwinden. Aber das wußten die Freunde, und darum hielten sie ihn fest. Auf der obersten Treppenstufe aber mit ihm angekommen, öffneten sich von innen die schweren Thürflügel des Sitzungssaales, und eine silberne Glocke ergoß ihre hellen Töne, laut und weithin schallend, durch den ganzen, gedrängt vollen Tempel der Kunst. Dies war das Zeichen des Richterspruches. Alle, Maler, Bildhauer, Architekten, Musiker, durcheinander gemengt, drängten sich in wilden jugendlichbrausenden Wogen in den großen leeren Sitzungssaal, bis in die geheiligte Nähe der Kunstnestoren, die hinter einer Schranke von grünem Eichenlaube, heiter lächelnd, wie die ewige Kunst besonders das Alter schmückt, die hereintobende hoffnungsvolle Jugend betrachteten.

Als Alles im Saale war, was darin sein konnte, erhob sich der Direktor der Akademie in seinem schwarzen langen Sammetschleppkleide, nahm die dunkele Bekleidung vom Kopfe und begrüßte mit herzlichem Winke die ganze wogende Versammlung.

Sogleich entstand eine lautlose Stille.

„Nach alter Weise der Kunst,“ begann der greise Sprecher mit immer noch weithin tönender Stimme, „sind wir hier versammelt, den Preis zu ertheilen den nach unserer Ansicht Würdigsten und Tüchtigsten. Begeistere sie ferner Apollo und schütze sie Gott!“

Und nun las er die Namen der Glücklichen. In den übrigen Zweigen betraf es keinen unserer Bekannten — Felix und Ernst hatten noch nicht mitgeworben, und errangen erst im nächsten Jahre einen Preis — in der Bildhauerkunst war es wirklich Andreas Oeggering, des Töpfers, und in der Malerei — Raphael Manowsky, des Schuhmachers Sohn!

„Wo sind sie? Wo sind sie?“ riefen hundert Stimmen zugleich.

„Hier! hier!“ war die Antwort.

Und im stürmischen Jubel der Commilitonen fast erdrückt, von lautem Beifallsrufe umbraus't, kamen heran, leise durch das Gedränge vorschreitend, der bleiche An-

dreas und der beschämt die Augen niederschlagende Raphael, Letzterer von Waldau und Riegenstahl, den schon ausgebildeten Meistern, selber geführt. Beiden Siegern liefen die Thränen über die Wangen, als der grünende Lorbeer von der zitternden Hand des alten Künstlers auf ihr jugendliches Haupt gedrückt wurde. Ach! eine solche Freude aber ist mehr werth, als der Preis, den man gewinnt!" —

Auch noch ein Dritter vergoß Thränen. Aber es waren dies nur Thränen der Hoffnung, nicht des Neides. In die hinterste Ecke des Saales gedrängt, auf den Zehen stehend, sah man eine kleine Figur, gekleidet in ein leichtes lichtes Sommerröckchen, die hellblonden Haare in der Mitte gescheitelt und über ein kränklich verkümmertes Gesicht sich zu beiden Seiten des beinahe noch kindlichen Kopfes anschließen. Dieses war, von Niemandem beinahe beachtet, einer der jüngsten Maler der Akademie, der siebzehnjährige Willibald Kannenschmidt, der noch keinen Preis errungen hatte, der sich heute aber in ergriffenster Seele zugeschworen, einen solchen zu erringen, oder zu sterben.

Als aber die Ceremonie vorüber war, hatte ihn dennoch Einer bemerkt, noch dazu der schöne Sieger, Raphael Sanzio.

„Willibald!" rief er dem entfernt Stehenden zu,

„komm in meine Wohnung, ich habe Dir Etwas zu sagen!“ —

Und damit war Alles beendet, die Wogen rauschten auseinander, wie sie zusammengeflossen waren, und fröhlichen Sinnes eilten die glücklichen Musensöhne nach Hause. —

Am Abend dieses für die beiden Lorbeergekrönten so verhängnißvollen Tages, während die meisten jungen Künstler an verschiedenen Vergnügungsorten ihr alljährliches Freudenfest begingen und zum Ruhm und Preis der beiden glücklichen Commilitonen sich in materiellerem Rausche beseligten, versammelten sich die alten und neuen Freunde Eduards, wie es jetzt schon hergebrachte Sitte war, in dem kühlen Gartenhause, für dessen Ausschmückung zur heutigen besondern Feier Karl Michels kunstfertige Hände gesorgt hatten. Was an Blumen aufzutreiben war, schien sich in dem wohnlichen großen Raume vereinigt zu haben, zwei Sieger und mit ihnen einen Kreis von Jünglingen zu schmücken, der jetzt schon neun Glieder zählte, bald aber noch um zwei vermehrt werden sollte, denn die Zahl eilf hatte das Schicksal ausersehen, einen Künstlerverein vollzählig zu machen, der in seinen kleinen Anfängen unmöglich die höhere Bedeutung ahnen ließ, welche er in späteren Tagen anzunehmen bestimmt war.

Die gute Frau Holzbrecher, durch Waldau von allen

Vorgängen in der Studentenwohnung unterrichtet, hatte für Speisen und Getränke, heute wie auch sonst, gesorgt, und Josephson, mit einer neuen Sendung südlicher Weine beglückt, war in Gesellschaft einiger sonderbar gestalteter Flaschen schon zeitig herbeigeeilt, die Festlichkeit vollständig und so glänzend wie möglich zu machen. Der akademische Künstler selber, von Eduard eingeladen, hatte freundlich dankend abgelehnt, weil er, wie er sagte, die jungen Leute durch sein abgelebtes Wesen nur stören würde, wenn er für sich selbst auch den größten Geschmack an ihren künstlerischen Unterhaltungen fände. Selbst die Bitte, zu seiner vollsten Bequemlichkeit in Pantoffeln und Schlafrock, wie er so gern im Hause einher ging, zu erscheinen, hatte ihn nicht bewegen können, dem fröhlichen häuslichen Feste beizuwohnen.

So hatten sich denn außer Eduard dessen drei Jugendfreunde und Josephson, Waldau mit Riegenstahl bereits im Gartenhäuschen eingefunden, Manowsky, von Eduard eingeladen, war noch nicht erschienen, doch wurde er jeden Augenblick erwartet. Als Waldau eintrat und Eduard die Hand schüttelte, rief er sogleich:

„Nun, Wollzagen — schon längst hatte ihre Vertraulichkeit den brüderlichen Ton angeschlagen — ich bin heute vorlaut, aber Du mußt mir verzeihen. Ein Dutzend sind wir noch lange nicht, und so lange noch eine treue

Seele und eine tüchtige Hand unserm Kreise fehlt, so lange werde ich denselben nicht für geschlossen erklären. Also — ich habe noch einen Gast in Deinem Namen eingeladen — bist Du damit zufrieden?"

„Er soll mir willkommen sein, wie Du selber, aber ich ahne, wer es ist."

„Du ahnst? Du also auch? O, das ist ja herrlich! Nun, wer ist es denn?"

„Dein sieggekrönter Bildhauer, Andreas Deggering, mir nicht weniger lieb, als Dir!"

„Prächtig geeathen — geahnt, wollt' ich sagen! Ja, er ist's. Thut mir aber den Gefallen und bekümmert Euch nicht viel um ihn, denn er ist scheu wie ein Reh und hat das Licht der Welt noch nicht lange genossen, denn in seiner dunkeln Werkstatt leuchtet nur das Flämmchen seiner herrlichen Kunst."

Eduard wollte etwas erwidern, als die Thür aufging und die mädchenhafte Gestalt und das durchsichtige klare Gesicht Raphael Sanzio's mit den goldenen immer wogenden Locken sichtbar wurde. Hinter ihm aber, in bescheidener Haltung, sich häufig verneigend und unverstandene Laute murmelnd, trat der gekrönte Bildhauer leise herein. Man hieß sie Beide von allen Seiten auf das Herzlichste willkommen. Raphael Manowsky's sanftes Auge aber suchte im Kreise umher und bald fand es,

was es suchte. Seinem Künstlergedächtniß hatte sich das bei Waldau erblickte Bildniß tief eingeprägt. Er stand vor dem noch unbekannten jungen Manne, und ihn warm, aber fest anblickend, schien er in seiner Seele zu lesen. Diese Seele war aber für solches Auge leicht zu ergründen, und augenscheinlich befriedigt, schüttelte er die ihm dargebotene Hand und sagte mit etwas bebender Stimme:

„Mein Herr! ein einfacher Künstler kommt zu einem gelehrten Kopfe, wie ich höre. Nehmen Sie mich, wie ich bin, ich bringe Ihnen Alles mit, was ich habe.“

„Und wir,“ entgegnete Eduard herzlich, „nehmen jedes freundlich Gebotene dankbar an, und geben Alles für Alles. Nehmen Sie meinen Glückwunsch für Ihren heutigen Erfolg und meine Freude zugleich hin, uns fortan verbunden zu sehen. Und auch Sie, Meister Deggering, denn Ihr Meisterstück ist heute vollendet, seien Sie gegrüßt. — Nun aber, meine Freunde, lassen wir Alles bei Seite, was unsere vertraulichen Mittheilungen stören kann, und seien wir junge Leute, die einen rühmlich bestandenen Tag in festlicher Gemüthlichkeit beenden wollen. Gearbeitet wird heute nicht, der heutige Tag ist für uns ein Sonntag.“

Aber Manowsky hatte noch etwas auf dem Herzen, und er konnte es nicht länger da sitzen lassen.

„Noch ein Wort, meine Herren,“ sagte er. „Ich bin heute ein glücklicher Mensch, und die Glücklichen dürfen und müssen der minder Gesegneten gedenken. Ich sehe, daß wir hier essen und trinken sollen. Darf ich die vielleicht unbescheidene Bitte wagen, noch einen stillen Gast Ihnen zuzuführen? Sie würden mich mit Ihrer Genehmigung sehr erfreuen.“

„Lassen Sie hören, wen meinen Sie?“ rief Eduard. „Ihre Stimme ist zu lieblich, als daß wir den, für den sie bittet, nicht willkommen heißen sollten.“

„Sie sind sehr gütig. Ich kenne aber einen jungen, von fast allen Hilfsmitteln verlassenen Künstler, welcher darbt und bei großem Talente beinahe nur von Brot und Wasser lebt. Er hat von der Natur die seltene Gabe empfangen, jedes menschliche Antlitz augenblicklich zu erfassen und auf dem Papiere wiederzugeben. Er arbeitet unablässig an seinem Fortkommen, aber in dieser großen Stadt sind der Maler so viele, daß wenige Menschen ihn bis jetzt kennen gelernt haben.“

„Wenn für einen Künstler sich ein anderer bewirbt,“ meinte Eduard, „so muß etwas Tüchtiges an ihm sein. Wer ist Ihr Schützling und warum haben Sie ihn nicht gleich mitgebracht?“

„Er wollte nicht, das heißt, er wagte es nicht, und wünschte erst Ihre Einladung, ehe er käme. Doch eine

Viertelstunde genügt, und ich kann ihn bald zur Stelle schaffen. Er heißt Willibald Kannenschmidt und zeichnet bei'm Professor Kähling."

„Ah!" rief Riegenstahl lächelnd, „ist das nicht der kleine Semmelmaler?"

„Der ist es, so nennt man ihn."

„Ich habe Ausgezeichnetes von ihm gehört," sagte Waldau, der beinahe alle jungen Talente kannte, zu Eduard, „es soll ein großes Genie in ihm verborgen liegen."

„In der That, er ist ein Genie. Später will er sich der Freskomalerei widmen."

„Aber warum heißt er der Semmelmaler?" fragte Josephson, dessen Ohr sogleich den komischen Namen aufgefangen hatte.

„Wahrscheinlich von seinem hellblonden Haar!" entgegnete Riegenstahl.

„Nein, meine Herrn," berichtete Manowsky, „das ist nicht der Grund. Er trägt selbst die Schuld an diesem Namen durch eine rührende Geschichte, die er in aller Unschuld in seinem Atelier erzählt hat."

Alles war begierig, die spaßhafte Geschichte zu hören, denn eine Geschichte, die sich auf eine Semmel bezog, konnte nur spaßhaft sein.

„Er ist nämlich der Sohn eines Bäckers," erzählte

Manowsky, „eines sehr armen Mannes in einer kleinen thüringischen Stadt. Der kleine Junge, frühzeitig den prickelnden Stachel seines Talentes spürend, aber auch ebenso von dem nicht minder prickelnden Gefühle eines nicht immer vollkommen gestillten Hungers gepeinigt, schaute alle Morgen mit Wollust die warmen Semmeln an, die sein Vater aus dem Ofen in den Laden trug."

Alle lächelten, Welf allein lachte; Alle aber horchten gespannt auf den Erzähler.

„Eines Tages nun," fuhr dieser fort, „wies ihn der Vater aus dem Laden, weil er allzuverlangend die schmackhafte Waare beliebäugelte. Der Knabe, vom Hunger und seinem innern Darstellungstalente gepeinigt, ergriff in vollem Grimme ein Stück Papier und einen Bleistift, und malte, zur Sättigung seiner Phantasie wenigstens, die Semmeln, die er nicht speisen durfte. Das versuchte er Morgen um Morgen, fuhr mit einer Farbe darüber, die er sich selbst aus Ocker und Lehm bereitet, bis er eine so vortreffliche Semmel gemalt hatte, wie sie sein herber Vater kaum zu backen verstand."

Jetzt lachten alle Zuhörer aus vollem Herzen.

„Nun, meine Herren, wir sollten glauben, der Knabe wäre jetzt befriedigt gewesen, aber bewahre! Es fehlte ihm ein ganz besonderes Etwas an seiner Hände Werk,

und dies vermochte er unter keinen Umständen wiederzugeben."

„Was war das?" rief Josephson freudestrahlend. „Ich errathe es fast."

„Es war der liebliche warme Duft, der aus seinem papiernen Gebäck sich nicht so labend entwickeln wollte, wie aus den Semmeln von Mehl."

„Richtig, richtig!" rief Jener, und klatschte in die Hände. „Und da hat er die Lust an seiner Arbeit gewiß verloren, denn den Semmelduft kann kein Maler der Erde hervorpinseln."

„So ist es; dennoch aber sollten seine künstlichen Semmeln ihm zu wirklichen verhelfen. Sein Lehrer sah sie, sprach mit dem Vater, und dieser bewilligte dem Talent, was er dem Hunger verweigert hatte. Jetzt aber ist er hier auf der Akademie, erhält jedoch von seinem Erzeuger nicht einmal Semmeln mehr, denn er hat ihn halb nackt und ohne einen Pfennig in die weite Welt entlassen müssen."

Das Lachen hörte auf — selbst Josephson lächelte nicht einmal mehr.

„Holen Sie ihn!" rief er schnell, „er muß neben mir sitzen, ich will ihn auf meine Weise laben."

Manowsky ging und in zehn Minuten kam er athemlos wieder mit dem kleinen bleichen, halb verhungerten, in sein Sommerröckchen — das einzige, was er hatte —

gekleideten Künstler, den wir auf der Akademie hatten weinen sehen.

Eduard ging ihm entgegen, drückte ihm warm die Hand und führte den vor Bescheidenheit Erröthenden an das obere Ende des großen Tisches, der heute nicht wie sonst mit den Attributen ihrer Arbeit, sondern mit erfrischenden Speisen und einladenden Flaschen bedeckt war. Josephson nahm ihn neben sich.

„Sehen Sie sich diese Flasche an, junger Mann, aus der wir trinken,“ sagte er heiter, nachdem schon Alle einen tüchtigen Imbiß genommen hatten, „sehen Sie sie sich genau an und merken Sie ihre Gestalt, damit Sie sie mit dem Griffel wiedergeben können, wenn Sie den Namen des Inhalts vergessen sollten. Diese Flasche schon an sich hat einen achtungswerthen Charakter. Was glauben Sie zu trinken?“

Der Semmelmaler, der noch nie in seinem Leben Wein getrunken hatte, und keinen eigenen Namen dafür wußte, sagte trinkend und lächelnd:

„Ich glaube, ich trinke Weißwein!“

„Nun, das ist schon so übel nicht. Die Farben wenigstens kennen Sie. Doch, da Sie sicher nicht so gut ahnen können, wie der da — mit einem ironischen Seitenblick auf Waldau deutend — so will ich Ihnen sagen, wie dieser Wein heißt. Es ist Rheinwein, mein junger Freund, edler deutscher Wein, vom besten Gewächs, Rü-

desheimer genannt, kenntlich an dem langen Halse, — ich meine die Flasche — der schlanken Taille und dem goldbraunen Kleide. Verstanden? Nun wohl! Ja, lächeln Sie nicht, meine Herren, jeder Wein, ich behaupte es sicher, trägt schon in seiner Umhüllung den in ihm verborgenen Charakter zur Schau. Sehen Sie sich nur selbst an, ob Sie nicht schon an Ihrem Aeußern, Ihrem offenen Halse, ihrem Kragen, Ihrem Rocke und dem ganzen Zuschnitte Ihres Wesens den Maler erkennen? Hab' ich nicht Recht? Sehen Sie den Priester an — erkennen Sie nicht in dem langen schwarzen Rocke, dem weißen Tuche, dem glattgeschorenen zerknirschten Gesichte — nicht von seinen eigenen, sondern von anderer Leute Sünden zerknirscht — auf den ersten Blick den Geistlichen? Sehen Sie den Doktor mit dem langsamen, gravitätischen Schritte, dem lauernd beobachtenden Auge, den goldenen Stockknopf an das Kinn gedrückt, sieht er nicht aus, als könnte er Ihr Leben um tausend Jahre verlängern? Da haben wir's. Nun sehen Sie jene kleine, kurze, gedrungene Flasche, mit apoplektischem Halse, im grünen Mantel, unter dem sie mit Mühe einen rostigen Blutfleck im Innern verbirgt — das ist der feurige Burgunder, der sanguinische Franzose. Ich bin überzeugt, Ihr Malerblick wird diese Merkmale nie vergessen. Und nun sollten Sie erst das Aeußere einer wohlhäbigen Champagnerflasche sehen, wie sie eine dicke Fessel von undurchdringlicher Masse

ihrem kochenden Geiste anlegen muß, um ihn zu zügeln, und wie sie ihren geschwätzigen Mund mit einem eisernen und hanfenen Schlosse versehen muß, um ihn zum Schweigen zu zwingen — dann würden Sie nicht leugnen, daß die Flaschen Charakter haben wie die Menschen, und überdies noch häufig viel mehr Geist als jene."

„Aber ich leugne das ja durchaus nicht!" wisperte der aufgeregte Semmelmaler, der den eingesperrten Flaschengeist schon in seinem kleinen Gehirn zu fühlen begann.

„Sie leugnen es doch, denn Sie trinken nicht, und wer nicht trinkt, verleugnet sich selber, das heißt, seinen Durst, und der Durst ist eine Naturgabe, so wichtig und wichtiger zur Erhaltung der Menschheit, als die Gabe der Malerei..."

„Welf, Welf! schweige still," rief Eduard, mit dem Finger drohend, herüber, „sonst schwatzest Du ihn um den Verstand, den schon der Wein benebelt hat. So ist er!" — setzte er, zu Manowsky gewendet, hinzu — „so ist er im Stande, eine Stunde lang seinem Kitzel zu genügen."

„Eine glückliche Natur!"

„Ja wohl, eine glückliche, denn wer heiteren Geistes ist, ist glücklich! Wann reisen Sie?"

„In drei bis vier Jahren!"

„Nicht früher?"

„Nein, so lange habe ich noch hier zu lernen, Rom soll die letzte Feile sein, die ich mir versprochen habe, so Gott mir das Leben fristet.“

„Da halte nur Deine armseligen hundert Louisd'ors zusammen,“ rief Waldau.

„Es sind dreihundert, Hans!“

„Ja, freilich, aber auch für drei Jahre, das macht auf jedes Jahr hundert. Armseliger Preis! Eine solche Akademie! da glaubt sie für ein Genie genug gethan zu haben, was höchstens für einen Handwerker hinreichend wäre. Rom und Paris! Fünfhundert Thaler das Jahr — reisen! sich kleiden, essen und trinken! Armseliger Preis!“

„Hans!“ rief Eduard, und hob das Glas.

„Was willst Du?“

„Murre nicht! Wanke nicht! Eile nicht! Hoffe und arbeite! So wollen wir die besseren Zeiten erwarten! Mögen sie kommen!“

„Von Herzen thu' ich Dir Bescheid, und wir Alle von ganzem dazu.“

Und sie stießen mit den Gläsern so fröhlich zusammen, daß sie klangen, wie eine tönende Stimme aus höheren Regionen. Und die an den Fenstern schauenden Schwarzkopfs freuten sich über den Klingklang der Glä-

ser, und die bei ihrer Zeitung halb eingeschlafenen Holzbrechers wachten wieder ganz auf und sagten:

„Das ist doch hübsch, ist er doch einmal jung, und haben sie ihre Freude daran!“

„Komm, Frau, jetzt wollen wir zu Bett gehen!“ —

Der Inselkönig.

Ein Roman in fünf Bänden

aus

Herloßsoh'ns nachgelassenen Papieren

von

Philipp Galen.

Zweiten Theiles zweite Abtheilung.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Zweites Buch.

Ernst ist das Leben; heiter ist die Kunst.

Erstes Kapitel.

Die Bescheerung und ein dämmerndes Licht am Weihnachtsbaum.

Kurze Zeit nach den am Ende des vorigen Kapitels erzählten Begebenheiten traten die großen Herbstferien an der Universität ein. „Eine Wollust für die Professoren," sagte Josephson, „und ein Krebsschaden für das Studium fleißiger Studenten! Jene nähmen freilich das Honorar für das ganze halbe Jahr sehr gern, läsen aber oft nicht viel länger als acht bis zwölf Wochen. Unbekümmert, ob ihr Gegenstand in dieser kurzen Zeit erschöpft sein kann, eilten sie gegen Ende Augusts mit wissenschaftlichen Siebenmeilenstiefeln voran, um nur sagen zu können: „Meine Herren, das war es, wofür Sie bezahlt haben; ich danke für Ihre Aufmerksamkeit und wünsche glückliche Reise!" Fort wären sie dann über alle Berge, und rühmten, in solchem Vollgenusse ihrer akademischen

Freiheit, ihrer Goldstücke und des Bewußtseins, eine lange und schwierige Aufgabe in kürzester Zeit ohne alle Mühe vollendet zu haben, den vortrefflichen Geist, den Eifer und die Anhänglichkeit der jüngeren lieben Kommilitonen, die ihnen bei ihrem Abmarsch sogar noch ein Vivat oder Ständchen dargebracht hätten. Hol' sie der Teufel! Und nachher, wenn sie im Examen uns gegenüber sitzen, thun sie, als hätten sie uns ihre ganze Weisheit mit Suppenlöffeln eingegossen, und es wäre allein unsre Schuld, sie nicht gehörig verdaut zu haben. Wir armen Studenten dagegen, begierig, vorwärts zu kommen, haben beinahe drei freie Monate, die übrigen zwei Monate Ferien nicht einmal gerechnet, vor uns, und wissen nicht, wohin damit? Nach Hause wollen wir nicht, reisen können wir nicht, denn wir haben kein Geld. Lernen wollen wir aber, lernen müssen wir! Denn drei Monate kann man doch, den Professoren zu gefallen, nicht in den Lethe werfen. — Und nun, was machen wir jetzt?"

„Wir bleiben hier, vegetiren und studiren, was wir wollen," erwiderte Eduard auf diesen Ausbruch seiner bittersüßen Laune.

Und sie blieben wirklich in der Hauptstadt und arbeiteten was sie konnten. Eduards stählerne Kraft bedurfte keiner Erholung nach so kurzer Zeit geistiger Anstrengung; auch war er nicht Muttersöhnchen genug, wie so viele Rosinen und Mandeln essende Studenten,

die, sobald acht Ruhetage eintreten, mit der Eilpost in die mütterlichen Arme fliegen, und dann sagen, die kindliche Liebe hätte sie zurückgeführt, und — und — in der Hauptstadt sei es so theuer, und — der Wechsel sei durch die große Hitze ganz eingetrocknet.

Erst zu Weihnachten wollte er zum ersten Male die Heimath wieder sehen, und die Eltern, Geschwister und Freunde überraschen, denn er hatte ihnen seinen Festbesuch verheimlicht. Josephson wäre sein treuer Begleiter gewesen, um den vortrefflichen Pflegevater und den Kantor und den Zimmermann, diese himmlischen Dörfler, wie er sich ausdrückte, kennen zu lernen, aber die Krisis, in der er sich jetzt befand, ließ es nicht zu. Denn nachdem er glücklich seine Doctorpromotion bestanden, eilte er ohne Zögern den großen Staatsprüfungen entgegen, deren Hälfte er bereits hinter sich hatte, als Eduard um Weihnachten von ihm Abschied nahm.

Ehe wir jedoch die drei Tage, die Eduard für sein väterliches Haus bestimmt hatte, mit ihm im Fluge durchleben, begleiten wir ihn am Abend vorher in das Haus der benachbarten Handwerker, die er häufig zu besuchen pflegte, nicht weil er ihrer bedurfte, sondern weil er die redlichen, fleißigen Arbeiter liebgewonnen hatte, und sie gern in ihren Werkstätten bei ihrem Treiben beobachtete. Sein erster Besuch an diesem Abend galt denn natürlich dem Meister Schwarzkopf, den er in seiner Werkstatt

mit zwei Gesellen fand, welche an einem schönen Stuhle von fremdem Holze arbeiteten.

„Guten Abend, Meister Schwarzkopf!“ begann er die kurze Unterhaltung. „Ei, sieh' da! eine neue Arbeit!“

„Guten Abend, Herr Doktor! Nun, noch so spät?“

„Ihr arbeitet ja, als müßtet Ihr den Stuhl noch heute fertig haben.“

„Beinahe ist es auch so. Ist ein Weihnachtsgeschenk. Sehen Sie die Politur — ist das nicht für einen Fürsten gut genug?“

„Das ist es. Ein schönes Werk. Das muß Euch was einbringen?“

„Ach, Du lieber Gott! Rechnen Sie das Holz, den Lohn, die Mühe, die Steuern, die Zeit und noch mehr dergleichen, dann bleibt nicht viel für den Werkmeister übrig. Die großen reichen Fabrikanten machen es so billig.“

„Aber auch schlechter!“

„Das wollt' ich meinen, das wird nur im Fluge so übergebuscht — Außen ist's blank und Innen faul. Sehen Sie 'mal diese Festigkeit — fassen Sie dreist an, das lass' ich gelten, aber nur wenige Käufer fragen jetzt darnach.“

„Ihr arbeitet sehr schön, Meister. Wenn ich 'mal was brauche zu meiner Einrichtung — Ihr allein sollt es liefern.“

„Das soll ein Wort sein, Herr Doktor! Nun faßt an, Jungens — Holz — hub!“

„Ich will nicht stören,“ endigte Eduard. „Adieu, Meister, ich gehe einen Augenblick zu Eurer Frau hinein.“

Frau Schwarzkopf empfing den jungen Mann immer mit innerem Wohlbehagen, sie wußte selbst nicht warum. Heute eben so wie sonst, Anna war nicht zu Hause.

„Sie wollen also verreisen, Herr Doktor?“

„O, nur auf drei Tage, zu meinen Eltern.“

„Aha! Das wird eine Freude sein! Ich kann es denken.“

„Gewiß, wird es das. Nun, da Sie einmal von einer Freude sprechen, Frau Schwarzkopf, so will ich mir jetzt gleich eine machen.“

„Bei mir? Das wäre!“

„Ganz gewiß. Wäre ich zum Feste geblieben, hätte ich es bis dahin aufgespart. Nun muß es aber schon vor der Zeit vom Herzen.“

Die Frau sah ihm überrascht und neugierig zugleich in das offene Gesicht.

„Sie hatten, als Sie meine Aufwartung übernahmen, nur einen kleinen Thaler dafür verlangt. Nicht wahr?“

„Und den habe ich auch erhalten.“

„Es ist aber zu wenig, Sie und Anna geben sich

so viele Mühe um mich. Von diesem Monat an verdoppele ich den Thaler, und hier ist der zweite."

„Herr Doktor!"

„Einfach und ohne Umstände, liebe Frau. — Da, nehmen Sie, Sie können Ihrem Manne dafür Kuchen backen."

Die leicht gerührte weichherzige Frau griff zu ihrem stets bereiten Beistand — der Schürze.

„So, das ist für Sie. Hier ist ein seidenes Taschentuch für den Meister — und hier für Anna, meinen Liebling, ein wollenes Kleidchen" — und er legte die beiden Gegenstände schnell auf den Tisch. Die Frau wollte sprechen und danken, aber ihre Thränen erstickten ihre Stimme. Sie ergriff die Hände des ihr so lieben jungen Mannes und drückte sie voll stummer Zärtlichkeit.

„Und nun noch Eins, beste Frau Schwarzkopf. Seien Sie doch ruhig, das versteht sich ja ganz von selbst. Hier ist noch e i n kleiner Thaler. Kaufen Sie dafür den Kindern des Schneiders und des Schuhmachers ein Bäumchen, und stecken auch Lichter darauf. Für das Uebrige aber Aepfel und Nüsse. Und nun leben Sie wohl, morgen früh um acht Uhr mache ich mich auf den Weg." —

Und schon war er zur Thür hinaus, ehe Frau Schwarzkopf nur das rechte Wort finden konnte.

„Was bin ich für ein dummes Weib!" sagte sie zu

sich selbst, als er fort war. „Vor funfzehn Jahren hätte mir das nicht geschehen sollen! Der himmlische Mensch!“

Dieser himmlische Mensch aber war schon bei dem Schneider, der mit einem Gesellen auf seinem Schneiderbock saß und emsig nähete. Frau und Kinder saßen dabei und aßen ein Butterbrot. Sobald der Meister des Besuches ansichtig wurde, warf er seine Arbeit in das Loch des Bockes und deckte ein Tuch darüber.

„Guten Abend, Meister, guten Abend, Frau Meisterin! Was versteckt Ihr da so eilig, Herr Becker?“

Der Mann stellte sich vor seinen Bock, das Hineingeworfene mit seinem Körper bedeckend. Er sah ganz ängstlich aus, und konnte kein Wort hervorbringen, während ihm seine Frau mit Augen und Armen winkte, der Geselle aber wie verblüfft aus dem Fenster sah.

„Bitte,“ sagte endlich die Schneiderfrau, „es ist eine Arbeit —“

„Für Frau Holzbrecher,“ stotterte der Meister. —

„So! und die soll wohl Niemand sehen? Arbeitet Ihr denn auch Frauenkleider?“

„Zuweilen — ja!“

„Das wußte ich nicht. Ich komme nur, um Vergnügen zum Feste zu wünschen; hier habe ich einige Kleinigkeiten für die Kinder.“ Und er legte aus seiner Tasche einige Schächtelchen auf den Tisch.

„Was? schon jetzt, Herr Doktor?“

„Ich will drei Tage verreisen.“

„O, das wird den Holzbrechers —“

„Mann!“ rief die Frau, und warf ihm einen schrecklichen Blick hinter dem Rücken des Besuches zu.

Aber schon war der junge Doktor mit einem kurzen Lebewohl zur Thüre hinaus, um sich den Dankesworten des Schneiderpaars zu entziehen. Ein Paar Stufen führten ihn schnell zu dem Schuster. Der Mann war allein und klopfte mit einem Hammer auf die Sohle eines neuen Stiefels.

„Guten Abend, Meister Ritter! So allein?“

„Ah, guten Abend, Herr Doktor! Ja, ganz allein! Meine Frau ist mit den Kindern auf dem Weihnachsmarkt, die Kleinen wollen auch ihren Spaß haben.“

„Hier habe ich was für sie. Da — aber sagen Sie ihnen nichts, als bis zum heiligen Abend. Bitte, kein Wort, lieber Meister!“

„Herr Doktor! Wie soll ich das gut machen? Sie sind so freundlich!“

„Machen Sie meine nächsten Stiefel dafür recht bequem, die letzten waren etwas eng.“

„So, das thut mir leid. Sie haben einen so hübschen Fuß, es wäre Schade, wenn man den verdärbe. Aber ich habe eine Bitte, Herr Doktor, Sie dürfen es jedoch nicht übel nehmen.“

„Nun, was denn?“

„Ich meine, die Bezahlung. Es eilt nicht damit. Ich habe noch Vorrath. Denn sehen Sie, Studenten, ich weiß es, haben manches Mal ihr Geld nöthiger — he?“

„Ich verstehe und bin dankbar, Meister. Ich habe aber auch noch Vorrath. Doch nehme ich den guten Willen eben so an wie die That. Adieu, Meister!“ Und er drückte mit seiner feinen weißen Hand herzlich die pechschwarze, klebrige des Schusters. —

Der Tag vor Weihnachten war da. Wir wissen, daß er Eduards Geburtstag war. Den Abend vorher hatte er bei Holzbrechers zugebracht, und seine Rückkehr auf den 27. December festgesetzt. Jetzt, Morgens acht Uhr, war er reisefertig, mit einem zuverlässigen Stocke bewaffnet, denn er wollte, als rüstiger Fußgänger, die sechs Meilen zu Fuße zurücklegen. Das war für ihn, den kräftigen Jüngling, keine Anstrengung, und er konnte auf dem langen Wege so recht seinen innersten Gedanken und Gefühlen nachhängen, wozu in einer gedrängt vollen Stadt, bei ewiger Arbeit und stetem Wechsel, so wenig Gelegenheit ist. In seiner Tasche trug er die Anfänge seiner geheimen literarischen Beschäftigung, um sie dem verehrten Vater zur Prüfung vorzulegen; eine größere Kiste hatte er schon am Tage vorher mit den drei Freunden nach Hause gesendet, gefüllt mit Geschenken und Ueberraschungen für Alle. Daß er selbst kam, hatte er nur Karl unter dem Siegel der Verschwiegenheit anver-

traut, den beiden andern aber hatte er befohlen, um sechs Uhr Abends beim Pfarrer die Kiste zu öffnen, und den Inhalt nach den aufgeschriebenen Namen zu vertheilen. So war für Alles gesorgt.

Um acht Uhr also erfolgte der Abmarsch. Ein leichter Frost hatte alle Feuchtigkeit der Wege aufgesogen und den Boden geebnet; es war Windstille, und ein matter Wintersonnenschein ließ den blauen klaren Himmel freundlich die erstarrte Erde überwölben. Es war ein herrliches Wetter für einen jungen, fröhlichen Fußreisenden. Eduard hatte den etwas weiteren, aber bequemeren Weg über die Sommerresidenz dem holprigen Landwege vorgezogen. Bald war er aus dem Gewirr der erst halblebendigen Stadt heraus und betrat das freie Feld. Ha! welch' kräftiger Luftstrom, welche erquickende Frische zog in sein warmes Herz ein und füllte seine tief aufathmenden Lungen! Er schritt rasch dahin, elastischer Jugendkraft voll, sich bewußt, eine redliche Pflichterfüllung hinter sich, einen freudigen Empfang vor sich zu haben. So läßt es sich munter durch das Leben dahin ziehen!

Was flog jetzt nicht Alles durch seine Erinnerung! Was hatte er gesehen und erfahren, gelernt und durchdacht, seitdem er sein einfaches Dorf verlassen und in die große Stadt gezogen war! Und was hatte er noch vor sich! Wie war das Alles so wohl gelungen, hatte sich fast von selbst gemacht! Würde Späteres eben so

gelingen? sich eben so von selbst machen? Nun, wenn auch mit größerer Mühe, härterer Arbeit — das thut nichts, dachte er, wenn man nur zuletzt an das gewünschte Ziel kommt!

So schritt er hoffnungsvoll und zufrieden am Ufer des schönen Flusses dahin, der die beiden Königsstädte mit seinen Wellen bespült, entzückt über die herrliche Gegend, die zwei Stunden von der Sommerresidenz begann, und im Hintergrunde waldige Höhen, schlanke Thürme und Ansiedlungen über Ansiedlungen den blauen Strom entlang zeigte. Gegen Mittag trat die Decembersonne etwas kräftiger hervor, es wurde ihm warm, aber muthig schritt er eiligen Schrittes dahin, denn vor drei Uhr Nachmittags mußte die Residenz erreicht sein, in der er vor beinahe zwei Jahren seine erste Prüfung so rühmlich bestanden hatte. Schon um halb drei Uhr war er darin, und ließ sich in einem Gasthofe an der Landstraße einen kleinen Imbiß reichen. Um Drei war er schon wieder auf dem Wege, denn er hatte noch drittehalb Stunden zu wandern. Als er aus dem Thore in's Freie trat und die ihm so wohlbekannte Straße entlang eilte, schwoll ihm die Brust höher. Denn da hinten die finsteren Waldungen und die ragenden halbweißen Berge, die verbergen ja das Pfarrhaus, die theure Stätte seiner glücklichen Kindheit. Aber da wurde es plötzlich düster in seinem Herzen. Dies war derselbe Weg, den

er in jener unvergeßlichen Schneenacht, grade heute vor funfzehn Jahren, mit dem verstorbenen Buschmann gewandelt war. Hier war der Baum, an welchem er gelehnt, und wo er beinahe vor Frost und Ermüdung zu Boden gesunken wäre. Einen trüben Blick warf er darauf, dann hatte er ihn schon hinter sich. Die Uhr des Zimmermeisters zeigte auf vier und ein Viertel Uhr, als er bei gesenkter Sonne und nahendem Abendschatten das Haus in Amselbrück erreichte, worin er ein Jahr bei der alten Susanne gewohnt. Diese selbst trat vor seine Seele, und — in diesem Augenblicke war es ihm, als wenn auch ein anderes, schöneres Gesicht seiner Erinnerung sich darstellen wollte. Aber wie ein Schatten war er wieder vorüber, und er wußte nichts mehr davon.

Er konnte es nicht unterlassen, an das ehemalige, jetzt halb verfallene Pachthaus Buschmanns zu treten. Es war schon seit Jahren verlassen, Niemand hielt es des Pachtzinses mehr werth. Die Fenster, halb zerbrochen, waren trübe und matt, der Zugwind spielte im großen Kamine, wo Susanne mit Eduard gesessen und die schönen Geschichten erzählt hatte, die Thür aber war verschlossen. Eduard warf einen wehmüthigen Blick darauf, und dankte Gott im Stillen, daß seine allwaltende Vorsicht sein Leben so gnädig gewandelt, als ihn eine Stimme begrüßte. Er sah sich um und bemerkte

ein etwa zehnjähriges Mädchen, welches mit einer Last mühsam aufgelesenen Holzes daherkeuchte.

„Guten Abend, mein Kind, wohnst Du hier?“

„Nein, da drüben im Nachbarhause.“

„Wie lange schon?“

„Seit zwei Jahren.“

„Ihr seid wohl sehr arm?“

„Ach ja, Herr!“

Eduard griff in die Tasche, ein Thaler kam ihm in die Hand. „Da, gieb ihn Deiner Mutter zum Feste.“

Das Mädchen sah ihn mit ihren großen blauen Augen verwundert an, dankte und ging ihres Weges mit ihrer Last leichter dahin, als vorher.

„Geld macht doch alle Schritte schneller!“ dachte Eduard nun, als hätte er selbst einen Schatz gehoben, beschleunigte er seinen Schritt. Es war halb fünf; halb sechs mußte er zu Hause sein. Rasch ging es den Berg hinauf, er athmete laut — da oben angekommen, sah er ruhig, silbern, leise emporgleitend, den Vollmond aufgehen und die liebliche Gegend bescheinen. „Es ist keine Zeit zum Schauen,“ sagte er halblaut zu sich, „marsch, vorwärts! Da ist schon der Pfarrhof! Eben schlug es von der Dorfuhr mit dem alten wohlbekannten Tone ein Viertel nach fünf. Rasch eilte er den Hügel hinab. Die ersten Häuser des Dorfes hatte er erreicht. Endlich das Pfarrhaus selber. Kein Mensch hatte ihn gesehen, er

war hinterwärts über die Felder gegangen. Als er über den Gartenzaun kletterte, weil die Thür im Winter verschlossen war, bellte ein Nachbarhund. Sonst war Alles still. Da lag das stille Häuschen des Kantors, kein Fenster war erleuchtet, denn er selber und Susanne waren gewiß bei der Bescheerung, die, wie er wußte, um halb Sechs erfolgte. Eben lehnte er sich an's Fenster und schaute hinein, als die Uhr die Stunde schlug. —

Er sah nur einen Augenblick hinein — laut klopfte sein Herz in der vom schnellen Gehen beinahe athemlosen Brust — und er wußte schon Alles, was im Zimmer vorging. War er sechs Meilen gewandelt? O bewahre! Seine Füße wenigstens waren so frisch wie am Morgen, denn das Glück, die Freude, die Voraussicht der Ueberraschung sind ja für ein jugendliches Herz die besten Reizmittel der Erde. Drinnen aber sah er Folgendes: Die Bescheerung war schon erfolgt. Der Baum brannte wie sonst mit hundert farbigen Lichtern. Der Vater ging, die Hände auf dem Rücken, das edle Haupt etwas gesenkt, im Zimmer auf und nieder. Eduard fühlte, was er dachte. Er dachte an Eduard, seinen Augapfel. Die älteste Schwester, jetzt achtzehn Jahre alt, ernst, sinnig und sanft, und darum Eduards Liebling, blätterte in einem Buche vor dem Weihnachtsbaum, das sie wahrscheinlich zum Geschenke erhalten. Die drei andern, die jüngste funfzehn Jahre alt, alle frisch und lieblich,

scherzten mit Karl. Die Mutter sprach mit dem Kantor, der behaglich auf dem Sopha saß und, seine Pfeife rauchend, den Blick nach seinem Sohne gewandt hatte. Ach, und die schon alternde Susanne, noch immer so rührig, lachte und freute sich wie ein Kind über die winzigen Gegenstände von Zucker und Mehl, die sie da an dem Baume hängen sah.

Da pochte es mit einem Male laut und vernehmlich an's Fenster. Alle fuhren empor, die Mädchen stießen einen hörbaren Schreckensschrei aus. „Das ist Eduard!" riefen der Vater und Louise, die älteste, zugleich, und Beide stürzten nach dem Fenster. Aber da ging die Thür schon auf, herein flog der Geliebte, und aus einem Arm fiel er in den andern, aus einer Umhalsung in die andere.

Lassen wir sie eine halbe Stunde lang im Stillen glücklich sein.

Um sechs Uhr kamen der Zimmermeister mit seiner Frau und Ernst, Felix mit der Mutter folgte. Zwei Lehrlinge trugen Eduards Kiste herein, der Meister hatte selber ein großes Packet unter dem Arm. Die Freude verbreitete sich, vergrößert konnte sie nicht werden. Und während die Kiste von Ernst geöffnet wurde, liefen die Schwestern und holten die Geschenke für den verehrten Pflegebruder herbei. Da that sich die Kiste auf. Heraus kamen für den Vater sechs schön gebundene Bände eines

Werkes, das er sich lange gewünscht, aber weil es zu theuer, nicht hatte beschaffen wollen. Für die Mutter ein schwarzes seidenes Kleid. Für die Schwestern Dinge des täglichen Gebrauches, und für jede ein feines Taschentuch, nur Louise erhielt noch ein Buch. Dem Kantor die herrlichsten neuen Noten, Felix's Lieder darunter, außerdem Saamen und Knollen seltener Gewächse. Dem Zimmermeister einen Kasten mit prachtvollen, edeln Farben und Pinseln, von Waldau selbst besorgt. Der Meisterin ein Dutzend städtischer Handschuhe. Felix' Mutter ein großes schwarzes wollenes Tuch. Dem Musikus selber Mendelssohn's Lieder ohne Worte, Karl ein schönes Werk über die Gartenkunst der Neuzeit, Ernst ein herrliches Reißzeug, ebenfalls von Waldau angeschafft. Und endlich der alten Susanne ein schwarzes wollenes Kleid und ein dazu passendes warmes Kirchentuch.

Alle standen erstaunt da und starrten mit weit geöffneten Augen die überreiche Bescheerung an. Der Zimmermeister lächelte und dachte an den also verwendeten Nothpfennig. Der Pfarrer sann tief nach, sprach aber erst am folgenden Tage gegen seinen Sohn aus, was er auf dem Herzen hatte. Die Mutter, Susanne und die Mädchen aber umhals'ten den Freudenspender auf's Neue, und dasselbe wiederholte sich, als die Gegengeschenke von ihm in Empfang genommen wurden. Der Kantor aber, seine Pfeife bei Seite stellend, ging still in

sein Häuschen, machte den Flügel auf und probirte in der kalten Stube einige der mitgebrachten Noten. Nach einer halben Stunde kam er wieder und sagte zum Pfarrer:

„Was sagst Du zu unserm Jungen?“

„Ich meine, er gefällt uns Beiden, wie?“

„Der Bursche, und den soll man nicht lieb haben!“

Während die drei jüngeren Geschwister mit Felix, Ernst und Karl bei Seite gingen, schlich Louise, innig gerührt, dem geliebten Bruder nach. „Eduard!“ rief sie leise.

Eduard schlang seinen Arm um die schlanke Hüfte des Mädchens, sah sie lächelnd an, und indem er brüderlich ihre flammende Wange küßte, fragte er eben so leise: „Was willst Du?“

„Du hast mich so reich beschenkt!“

„Noch viel zu wenig!“

„Was werden die Anderen denken?“

„Was sie wollen!“

„Verdiene ich das auch?“

„Du bist mir ja an Jahren die Nächste, sei es auch am Herzen.“

„Das bin ich ja immer gewesen.“

„Und so soll es bleiben — unser Lebelang. Und wenn Du Dich nicht früh verheirathest, so ziehst Du zu mir, nicht wahr?“

„Ich verheirathe mich nie, Du weißt es — aber zu Dir komme ich gewiß." Und beide Geschwister tauschten einen innigen Blick und wechselten einen Händedruck, der eben so warm gegeben als treulich befolgt wurde. —

Am anderen Tage, nach der Predigt, rief der Pfarrer seinen Pflegesohn. „Eduard! komm einen Augenblick auf mein Zimmer." —

„Du hast uns Alle reichlich beschenkt. Wir freuen uns darüber und bezeigen uns dankbar. Aber wie hast Du das möglich gemacht?"

„Lieber Vater, Du kommst meinem Wunsche entgegen, Dir eine Mittheilung zu machen und eine Bitte auszusprechen."

„Sprich, ich höre!"

„Ich ertheile Unterricht in dem, was Du mich gelehrt, in Musik, Sprachen und Zeichnen — im Hause des Bankiers."

„Gut, ich habe nichts dagegen."

„Und hier ist die Hälfte von dem, was Du mir so reichlich gegeben."

„Eduard!"

„Mein Vater!"

„Ich kenne Dich und weiß, was Du willst. Aber was ich Dir einmal bestimmt und gegeben habe, das nehme ich nie wieder zurück."

„Mein theurer Vater!"

„Ohne Widerrede!“

„Aber was soll ich mit dem Ueberfluß? Du hast ihn nöthiger!“

„Kränke mich nicht. Du kennst auch mich. Verwende es, wie Du willst. Es ist in guten Händen und Dein Studium ist lang.“

„Aber meine Kraft wächst.“

„Meine Liebe bleibt sich gleich.“

Und der edle Sohn fiel in die Arme des edlen Vaters. Es wurde kein Wort mehr darüber gewechselt. Es wäre auch bei Beiden vergeblich gewesen. —

Aber die Tage, die man am glücklichsten verlebt, pflegen auch am schnellsten zu verlaufen, zumal wenn es nur zwei sind, wie hier. Eduard hatte in einer stillen Stunde am zweiten Feiertage nicht allein die Billigung, sondern sogar Belobigung des Vaters über sein ihm mitgetheiltes Werk und dessen Tendenz erhalten, was bedurfte er mehr, um dasselbe in Stunden der Muße, die ihm die nächsten Jahre trotz seines eifrigen Studiums gewährten, weiterzuführen, und alle seine Gedanken über den verhandelten Gegenstand darin niederzulegen. Die praktische Glückseligkeitslehre, so nannte Josephson sein erstes und vielleicht letztes Bestreben in dieser Art, gewann dabei an Inhalt und Umfang, und ohne daß wir häufig auf dessen Gedeihen zurückkommen werden, können wir annehmen, daß es im Laufe der Jahre langsam, aber in gediegener Weise wuchs.

So war also in Bilsingen der Bund mit allen Theuren erneuert und frisch besiegelt worden, und die Scheidestunde hatte am siebenundzwanzigsten Dezember Morgens neun Uhr wieder geschlagen. Da die drei Freunde noch in dem Dorfe zurückblieben, so hatte Eduard beschlossen, den Weg abermals zu Fuße zurückzulegen. Der Abschied war bereits genommen, und so sehen wir denn an einem etwas trüben Wintermorgen unsere jungen Studenten, eine Strecke Weges vom Pfarrer und Kantor begleitet, die Rückreise antreten. Beide gingen bis Amselbrück mit, weiter wollte es Eduard nicht zugeben, denn er wollte gern bei Zeiten zu Hause eintreffen und der Kantor schritt nicht in seinem brausenden Tempo voran.

Als der Abschied genommen war und sie sich getrennt hatten, sagte der Pfarrer zum alten Freunde:

„Nun, Herrmann, was meinst Du, trägt der Saamen, den wir gestreut, die gehoffte Frucht?"

„Ich sollte denken, Du sähest mir meine Zufriedenheit an," war die augenblickliche Antwort. „Solch' ein Junge! In dem ist noch Saft und Kraft und Wärme und Leben! Wie nennen doch die Reiter und Herren es, wenn sie die edle Abkunft eines vortrefflichen Hengstes bezeichnen wollen?"

„Du meinst wohl Vollblut?"

„Ja, Vollblut, Vollblut, das wollt' ich sagen. Nun, er ist gefüllt davon bis an die Haarspitzen. Und weißt

Du, was mir an dem Burschen so ausnehmend gefällt? Das ist: daß er, soviel Bücher und Schriften gelehrten Inhalts er auch schon gelesen hat, immer noch ein reiner Deutscher geblieben ist; ich meine, daß er einem Worte seiner Muttersprache vor dem gelehrter klingenden einer anderen stets den Vorzug giebt. In meinen Augen ein großer Vorzug in jetziger Zeit. Denn höre einmal die heutige Jugend, die Studenten, ja, die Lehrer sogar, wie sie alle Sprachen wahrhaft babylonisch beim Sprechen durcheinander mengen. Das kommt aber von den abscheulichen neuen Büchern und Schriftgelehrten her. Wahrhaftig, man muß beinahe sechs verschiedene Sprachen studirt haben, um am Ende noch ein deutsches Buch zu verstehen. Pfui! Man mag sie gar nicht mehr lesen!" —

Der Geistliche lächelte, denn er war schon gewohnt, den im Alter vorrückenden Kantor über verschiedene Gegenstände der Jetztzeit raisonniren zu hören! „O!" dachte der Pfarrer, „wenn er das Wort wieder gehört hätte!" —

Um vier Uhr Nachmittags war Eduard noch zwei Meilen von der Hauptstadt entfernt. Er fühlte sich etwas müder auf dem Rück- als auf dem Hinwege, schritt daher langsamer einher und dachte über den beim Vater gescheiterten Geldplan nach. „Was soll ich nun mit dem Gelde anfangen?" fragte er sich. „Instrumente brauch' ich noch wenig — oder sollt' ich sie etwa in Vor-

rath kaufen? Nein, die Zukunft mag für sich selber sorgen, ich darf die Gegenwart nicht vergessen. Nun, ich werde schon Bedürftigere finden, als ich bin." — So mit sich selbst beschäftigt, langte er, noch etwas traurig über das verlassene stille liebe Dörfchen, an den Thoren der Stadt an. Wie lästig war ihm das wilde Gewirr in den Straßen, die jagenden Pferde, die laufenden Menschen, Alles wie blind seinem Ziele entgegenrennend. Als er aber in die Nähe seiner stilleren Wohnung kam, und nun gar endlich etwa gegen acht Uhr Abends das freundliche Gartenhäuschen erreichte, wurde ihm wieder ganz heimisch zu Muthe. „Aber was ist denn das? Es ist ja Licht in meinem Zimmer!"

Und es war wirklich Licht darin. Frau Schwarzkopf, seine Ankunft ungefähr berechnend, hatte seine Lampe angezündet und auf den Tisch gestellt, damit er sogleich von der Veränderung, die in dem Zimmer vorgegangen, bei seinem Eintritt überrascht würde. Und er wurde wirklich sehr angenehm überrascht. Denn nachdem er mit dem Schlüssel, der an dem geheimen Orte an einem Baume hing, die Thür geöffnet, sah er, daß wohlwollende Hände, wie Feeen im Mährchen, in seiner Abwesenheit hier gewaltet hatten. Alle Stühle und Tische waren mit Gegenständen belegt, die sein Auge mit Wohlgefallen erfüllten. Da lag auf einem Stuhle ein ächt schwarzsammtner Rock, in der Studentensprache Sämmsling

genannt, wie er ihn sich schon lange gewünscht. Herrliche Bücher, mit schönen Kupferstichen verziert, lachten ihm von seinem Schreibtisch entgegen, allerliebste gezeichnete und in Wasserfarben gemalte Blätter, ohne Zweifel von den treuen, dankbaren Künstlerfreunden herrührend, füllten eine hellblaue kleine Mappe; sein eigenes, auch Josephsons Portrait, von Waldau's und Manowskys Meisterhand gemalt, sahen ihm von einer aufgestellten Staffelei ernst, doch freundlich entgegen. Und so lagen viele verschiedene Dinge, die er nicht einmal alle auf den ersten Blick übersah, überall herum. Von den meisten errieth er, daß Waldau und Josephson ihre Anschaffung vermittelt. Aber siehe da — unter dem Stuhle ein Paar feine, weiche Stiefel, ein Zettel darin, worauf die Worte standen: „Stiefel, die nicht drücken.“ Und hier eine von geschicktester Hand gefertigte wunderschöne Börse, daneben das feinste Papier, englische Farbe, Bleistifte und was sonst zum Zeichnen gehört. Nein, er konnte es nicht mehr länger allein aushalten. Er lief rasch zu Holzbrechers hinauf, hörte aber zu seiner Verwunderung, daß sie, was selten war, in eine Gesellschaft gegangen, aus der sie erst nach Mitternacht zurückkehren würden. Jetzt lief er zum Nachbarhause. Es war verschlossen. Zurückkehrend in sein Zimmer, ging er sinnend auf und ab, bald dies, bald das mit Hand und Auge berührend. Da huschte etwas an seiner Thür. Er öffnete sie rasch und

bemerkte Anna, wie sie sich eben auf ihren flinken Füßen entfernen wollte. „Anna!“ rief er ihr nach, „Anna! komm' herein!“ Das Mädchen stand still und kam endlich langsam zur Thüre herein. Eduard nahm die Lampe in die Hand, das helle Licht derselben fiel auf das ausdrucksvolle blühende Gesicht des Mädchens. Nie war ihm ihr Auge und Haar so glänzend schwarz, wie der Ausdruck ihres Gesichtes so lieblich erschienen. Es durchzuckte ihn ein unbestimmtes, dunkles Gefühl, wie es ihn auf dem Wege nach Amselbrück an dem einsamen Baume überkommen war. „Dies Gesicht — wo hast Du das in Deinem Leben gesehen?“ fragte er sich selber und suchte und suchte, fand aber keine Spur. Ach! diese Spur war weit, weit im Hintergrunde der Zeiten verloren. Hätte er sie gefunden, vielleicht hätte sich sein ganzes Leben anders, gewiß aber nicht besser, nicht schöner gestaltet, als es ihm vorbehalten war. Für ihn war ein Geheimniß, was uns keins ist. Anna, der Mutter zwar früher schon ähnlich, entwickelte sich schnell, wie man bei manchen Mädchen in gewissen Jahren fast ein tägliches Wachsthum zu bemerken glaubt; ihre Formen rundeten sich, ihre Mienen wurden ausdrucksvoller, ihr Blick verständiger, und je weiter diese Entwickelung vorschritt, um so ähnlicher wurde sie der Mutter, wie diese gewesen war, als sie Eduard zum ersten Male in seinem Kindesleben erblickt hatte. Diese angenehme Gestalt, dieses

lebendige Gesicht, diese Gutmüthigkeit in allem Thun, das war seinem Bewußtsein allerdings geblieben, denn es sollte später in voller Kraft sich entfalten, aber es schlummerte nur tief, tief in seinem Innern; da lag es wie gebunden, gefesselt von einem schweren Traume, und dieser Traum bedurfte eines lauteren Weckers, um zum Leben und vollkommenen Bewußtsein überzugehen. So überzieht das Auge unserer Erinnerung oft ein nebelartiger Schleier. Wir haben wohl einen Schimmer von der Wirklichkeit und Wahrheit, wir wissen wohl, daß dies und das Gesicht uns ein bekanntes oder wenigstens ein schon ein Mal gesehenes ist, aber wo, wann und wie es in unser Dasein geleuchtet, das erfahren wir erst dann, wenn Jemand unsere Ideen lenkt, unsere Erinnerung gewissermaßen aller Hüllen entkleidet und irgend eine schärfer ausgeprägte Einzelnheit unserer Seele plötzlich vorführt. Das Gesetz der Ideenassociation, wie der Gelehrte sich ausdrückt, ist ein allen Menschen innewohnendes Gesetz, Jedermann ist seiner Macht unterworfen, wenn auch die Wenigsten von dem Dasein dieses Gesetzes, noch weniger aber seinen Namen wissen. Und sonderbar, die Wirkung dieses Gesetzes sollte sich bei Anna's Mutter erst in späterer Zukunft zeigen, dann aber schnell wie der elektrische Blitz ihre Augen erleuchten; so lange aber die herumziehende Gewitterschwüle noch nicht so viel Kraft gewonnen, sich auf einen Punkt zu concentriren, so lange sollte

der einschlagende und hellleuchtende Strahl ihr verborgen bleiben. Und auch noch wunderbar! Denn es hätte nur eines Wortes bedurft, eines einzigen kleinen Wortes von sechs Buchstaben, um eine Aufklärung, von der so Vieles abhängig sein sollte, herbeizuführen; dieses kleine Wort aber hatte die Vorsehung noch nicht gesprochen, und so gingen die beiden Menschen, von denen die Frau dem Manne so viel zu sagen und mitzutheilen hatte, Jahre lang, zwar ahnend, zwar aus dunkeler Vorstellung sich ergeben und gewogen, aber sich nicht kennend, sich ihrer nicht erinnernd, neben einander her.

Anna stand also vor dem jungen Manne, der das helle Licht der erhobenen Leuchte auf ihr anmuthiges Gesicht fallen ließ, und erröthete unter dem langen, forschenden, doch gewiß freundlichen Blicke seines Auges. Endlich fand er wieder Worte, und die Hand des beinahe erschrockenen Tischlerkindes ergreifend, sagte er:

„Anna! ich grüße Dich! Sieh, wie Du heute so ganz anders aussiehst, wie sonst. Du hast Deine Haare hübscher geordnet, nicht?“

„Ja, Herr Doktor, meine Mutter will, daß ich sie so trage, sie hat sie früher auch so getragen.“

„Siehst Du, ich wußte es doch, daß eine Veränderung mit Dir vorgegangen war. Aber nun komme her und erzähle mir, wie das Alles hierher gekommen ist.“

Das war nun freilich bald erzählt. „Die Freunde

hatten es einzeln gebracht oder geschickt, der Sammtrock war ein Geschenk Holzbrechers — hier hatte Waldau geplaudert — vom Meister Becker gefertigt, den er an jenem Abend bei der Arbeit überrascht hatte — die Stiefel vom Schuhmacher Ritter im Nachbarhause, der sich dankbar erweisen wollte; die Börse, die Farben und Pinsel mit dem schönen Papier aber hatte ein Bedienter in einem Körbchen gebracht —"

„Nicht wahr, Anna, seine Kleidung war hellblau mit Silber?"

„Ja, Herr Doktor, ich glaube."

„Das ist von Judith!" dachte Eduard.

„Haben Sie denn aber schon den schönen Rosenstock gesehen, der auch dabei war?"

„Nein, wo ist er denn?"

„Da steht er ja im Fenster."

Wahrhaftig, da stand er; der so reich Beschenkte hatte ihn noch gar nicht bemerkt. Jetzt holte er ihn rasch herbei — ein überraschtes „Ach!" entfuhr ihm, denn es war eine köstliche Centifolie, seine Lieblingsblume, in dieser Jahreszeit so selten blühend, mit zahlreichen Knospen und herrlich duftenden, vollaufgeblühten Rosen bedeckt.

„Das ist eine schöne Blume, Anna!"

„Ach! und sie kommt von so vornehmen Leuten, von einem Bankier."

„Also Du weißt es?"

„Hat er es doch gesagt, der Bote!"

„Nun, vornehm sind sie nicht, mein Kind, reich aber genug." Anna war an das Fenster gesprungen und schaute nach dem Hause ihrer Eltern hinüber.

„O!" rief sie, „jetzt brennt er."

„Er brennt? Wer denn?" rief Eduard erschreckt, und sprang ebenfalls an das Fenster.

„Der Weihnachtsbaum, den Sie den Kindern geschenkt haben. O, kommen Sie mit, Herr Doktor, Ihretwegen haben sie ihn noch ein Mal angezündet."

Und dem langsamer folgenden Studenten voran sprang das junge Mädchen, leichtfüßig wie ein Reh, durch den Garten in das elterliche Haus.

Eduard trat in das Zimmer des Schneiders, wo der Baum aufgestellt war; alle drei Handwerker, Tischler, Schneider und Schuhmacher, waren mit Frauen und Kindern versammelt, dem freundlichen Geber noch ein Mal zu danken. Er stellte sich dicht an den hellleuchtenden Baum, das klarste Licht fiel auf die regelmäßigen Linien seines schönen Gesichts. Er bemerkte nicht, wie zwei funkelnde Augen und ein offener Mund, die höchste Verwunderung in jedem Zuge, auf ihn gerichtet waren. Es war Frau Schwarzkopf, die sich besann und besann, und nicht wußte, wo ihr ein solches Gesicht, solche runde große dunkelblaue Augen schon ein Mal begegnet waren.

Als Anna diesen Abend zu Bette ging, und ihrer Mutter, wie sie immer that, den Gute-Nacht-Kuß gab, sagte sie halblaut:

„Ich weiß nicht, Mutter, der Doktor kommt mir seit seiner kurzen Reise ganz verändert vor. Er hat mich heute so scharf in's Auge gefaßt, daß ich nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte; was will er nur damit sagen?“

Die Mutter sah die Tochter an und erröthete leicht. „Ei, das ist wunderbar,“ antwortete sie, „Dich hat er so scharf angesehen?“

„Nun ja, mich! Was mag er nur wollen?“

„Dummes Ding! Was mag er nur wollen! Bilde Dir nur nichts ein! Er ist zwar nicht gefährlich als Student, das hab' ich wohl weg, aber er ist doch gefährlich als ein sehr schöner junger Mann. Nun, gute Nacht, Anna!“

Zu sich selber aber sagte die gute Mutter, als sie im Bette lag: „Das ist wirklich recht sonderbar! Er sieht das Mädchen an und ich muß ihn immer ansehen, und ich weiß nicht, warum? Aber es giebt Gesichter, die man immer ansehen muß, ohne zu wissen, weshalb? und sein Gesicht ist offenbar ein solches!“

Zweites Kapitel.

Ein Reiter verliert seinen Sattel und findet einen anderen.

Als Eduard am anderen Morgen gegen das Holzbrecher'sche Ehepaar seinen Dank aussprechen wollte und der vielen Güte und Liebe gedachte, die er in ihrem Hause schon genossen, sagte der akademische Künstler, und hierin war er mit seiner Frau vollkommen einverstanden: „Lassen Sie Ihren Dank ein für alle Mal gesprochen sein, für Vergangenes und Zukünftiges. Warum wollen wir uns Beide plagen, gern Gegebenes und freudig Empfangenes mit vielen Worten noch zu begleiten? Sie wissen ja, daß wir Alles, was wir Ihnen thun, sowohl Ihret- wie unsretwegen thun, denn einsame Leute ohne Kinder, wie wir, müssen sich Elternfreude verschaffen, wenn sie ihnen von der Vorsehung nicht gegeben ist.

Und deshalb, wenn Sie weiter nichts wollten, hätten Sie sich das Treppensteigen ersparen können."

„Mann!" rief die zartere Frau, „was war das für ein Wort!"

„O — ich stehe Dir dafür — der versteht mich, besser als Du! Wir kennen uns. Und nun guten Morgen, ich muß in die Werkstatt!"

Abends fünf Uhr trat Eduard, wie gewöhnlich, seinen Erholungsweg zu dem Bankier an. Er war dort schon so bekannt, von allen Bediensteten höheren und niederen Grades so gern gesehen und mit Achtung begegnet, daß sein Kommen und Gehen als mit in den Ermelingschen Haushalt gehörig von Jedermann betrachtet wurde. So wartete er auch heute auf keinen Bedienten, fragte keinen, ob Jemand zu Hause wäre, sondern ging geraden Weges nach Judiths Zimmer, an dessen Thür er leise klopfte. Judith kannte dieses leise Klopfen sehr wohl.

„Herein!" rief sie fröhlich und sprang ihrem Lehrer mit glühenden Wangen entgegen. Aber plötzlich, da sie ihn ernster sah als gewöhnlich, fragte sie ungeduldig: „Wie, Herr Wollzagen, Sie haben doch kein Unglück auf der Reise gehabt?"

„Nein, Judith, kein Unglück. Im Gegentheil, nichts als Glück."

„Und warum denn so ernst?"

„Hören Sie mich an und setzen wir uns. Sie werden mit mir als Lehrer heute nicht zufrieden sein, darum will ich Ihnen lieber heute keinen Unterricht geben.“

„Das ist mein Schade allein, haben Sie wo anders zu thun?“

„Das nicht, Judith, ich will mich aber heute gegen Sie aussprechen, lassen Sie uns daher das Stündchen verplaudern.“

„O, das ist herrlich, prächtig, vortrefflich!“ rief das Mädchen, vor Freude strahlend und in die Hände schlagend. „Plaudern wollen wir? Ja, ja, wir wollen einmal plaudern!“

Und sie nahm einen leichten, von Stroh geflochtenen Sessel, der am Fenster stand, und setzte sich dicht an seine Seite, der auf dem Sopha, wie gewöhnlich, Platz genommen hatte. So saß sie da, und sah ihm kindlich fröhlich und doch jungfräulich verstohlen in das ernst gehaltene Gesicht, von dem sie noch immer nicht recht wußte, ob es künstlich oder wirklich ernst wäre und was der letztere Fall zu bedeuten hätte.

„So,“ fing er an, „nun sitzen wir recht behaglich hier. Denken Sie sich, Judith, wie es mir geht. Ich reise, wie Sie wissen, drei Tage nach Hause und als ich gestern Abend zurückkehre, finde ich zu meiner größten Ueberraschung mein ganzes Zimmer voll wunderschöner Geschenke.“

„Das ganze Zimmer voll?“ fragte das Mädchen höchst verwundert und doch heimlich lächelnd. „Und ist das ein Wunder? Sie haben so viele ausgezeichnete Freunde! Hatten sie denn Alle etwas gearbeitet?“

„So viel ich weiß, Alle. Aber wie verdiene ich das, und wie soll ich es vergelten?“

Judith war still und besah ihre niedlichen Finger.

„Und nun, was mir eine große Freude gemacht hat,“ fuhr er fort und lächelte eben so verstohlen, wie Judith vorher, da er bemerkte, daß sie ihn absichtlich nicht ansah — „unter anderen so schönen Dingen finde ich eine geschmackvoll von zarter Frauenhand gefertigte Börse, herrliche Farben, Stifte und Papier dabei und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, einen blühenden Rosenstock, wie ich ihn in dieser Jahreszeit nie, im Sommer sogar selten so schön gesehen habe.“

Ein gedehntes So! war die einzige Antwort, und das halbgesenkte mit langen Wimpern verschleierte Auge der Schweigsamen schwoll vor mannigfachen Gefühlen etwas auf.

„O, Sie hören mir nicht zu!“ rief Eduard erkünstelt.

„Doch, ich höre!“ sagte sie und zeigte ihr purpurnes Gesicht. „Von wem war denn dieses letzte Geschenk?“ fragte sie flüsternd.

„Von einem guten und dankbaren Mädchen, einer meiner Schülerinnen —“

„So?“ wurde rascher gefragt und heftiger aufgeblickt — „von einer Ihrer Schülerinnen?“

„Ja! Ich fühle mich aber durch so viele Beweise der Freundschaft und Dankbarkeit beinahe geängstigt, daß ich nicht weiß, wie ich selbst danken soll. Nun rathen Sie mir, Judith, wie soll ich es anfangen, um mich so recht von Herzen dankbar auszusprechen?“

„Also ein Mädchen ist es?“ fragte die Schelmin, nachdem sie eine Weile lächelnd nachgedacht. „In welcher Verbindung stehn Sie denn mit dem Mädchen?“

„Ich sagte es ja schon, es ist meine Schülerin!“

„Ach so! Also das ist das Verhältniß. Weiter nichts?“

„Weiter gar nichts!“ Eduard sprach dies sehr ernst und voll Nachdruck.

„Und da wollen Sie meinen Rath wissen?“

„Das will ich.“

„Und Sie mögen das unartige Schulkind gewiß nicht leiden, es hat Sie wohl oft gekränkt?“

„Nicht daß ich wüßte! Und ob ich es leiden mag? — Sonderbare Frage!“ dachte er. „Nimm Dich in Acht, Eduard, Du stehst einer schlauen Beobachterin gegenüber. Du mußt sie Dir fern halten — kräftig, daß sie nie wieder so spricht.“ Und er erhob sein seelenvolles

Auge, das er jetzt in kalte Zurückhaltung verschleierte und sagte trocken:

„Ob ich es leiden mag, weiß ich nicht, will es auch nicht wissen. Ich habe ernstere Dinge zu thun. Den Grund aber, warum sie mir diese Geschenke gemacht, mag ich gewiß nicht leiden."

„Den Grund? welchen Grund? Was denken Sie denn?"

„Sie weiß, daß ich arm bin," sagte er etwas heftig, „und da hat man mir eine Ausgabe ersparen wollen."

Kaum hatte er es gesprochen, so wandte sich schon der Stachel gegen ihn selber, er bereute es, doch es war zu spät. Dieses Gift hatte bereits verwundet. In bitterliche Thränen ausbrechend, stand Judith rasch auf, wandte sich ab und rief:

„Herr Wollzagen! Das war nicht hübsch!"

„Judith — kommen Sie her — ich meinte es nicht so bös! Aber warum fragen Sie, was Sie nicht fragen sollten? Wollen Sie mir Ihre Hand geben? Ich bitte um Verzeihung!"

Der Zauber, der in dieser melodischen, gefühlvollen Stimme lag, hatte den Schmerz im Busen des Mädchens rasch verwischt. Sie kehrte sich um, reichte die Hand hin und sagte:

„Gern — hier ist sie!"

„Sie verzeihen dem unartigen Manne also die Schwächen seines harten Herzens?"

„Es ist sonst so hart nicht, aber ich verzeihe sie."

„Sie sind großmüthiger als ich. Und was soll ich dem Mädchen sagen?"

„O," — und alles Lächeln ihrer Seele trat auf ihr Antlitz zurück — „Sie brauchen ihm gar keinen Dank zu sagen. Es fühlt sich glücklich, Ihnen eine kleine Freude bereitet zu haben."

„Also ich habe Ihnen zu danken, Judith? Nun, ich danke!" Und er sah sie mit einem Blicke an, der weit mehr des Dankes enthielt als das einfache Wort. Dieser Blick gab ihr ihre ganze frühere Fröhlichkeit und Unschuld wieder.

„Es ist das erste Mal, daß Sie mir danken, Herr Wollzagen, bisher konnte nur ich es thun. O, wenn Sie wüßten, wie Ihnen das steht!"

„Weiß auch Ihr Vater von Ihrem Geschenk?" fragte er, rasch abbrechend.

„Gewiß, und ich habe ihn gebeten, das nicht zu thun, was er thun wollte."

„Was war das?"

„Warum soll ich Ihnen das nicht sagen? Geldmänner sind nicht immer die zartesten Männer — die Börse, die ich gehäkelt, war ihm zu leicht, er wollte sie schwerer machen."

„Judith! Nun danke ich Ihnen erst recht. Sie gaben es nicht zu?“

„Nein!“

„Wie freundlich ist das von Ihnen! Wie hätte mich das geschmerzt!“

„Das fühlte ich wohl — wollen wir morgen reiten?“

„Ich kann Ihnen heute nichts abschlagen.“

„O, dann werde ich noch mehr fordern.“

„Sie werden nichts mehr fordern.“

Da wurde der Thee gebracht. Judith reichte Eduard eine Tasse. „Sie bleiben heute Abend hier?“

„Nein!“

„Ja.“

„Sie wollen es?“

„Ich bitte darum!“

„Nun ja!“ — Und er blieb, bis der Bankier kam, und nun blieb er noch länger. Und am nächsten Morgen ritt er mit der schönen Tochter des reichen Mannes, die seine Schülerin und Lehrerin zugleich war, fröhlich scherzend in der Reitbahn des Gartens bei linder Winterluft und sonnigem Himmel. Ach! er wußte nicht, daß diese heitere Belustigung einem anderen Herzen ein Dolchstich war. Denn am Fenster Waldau's, wo er sich seit jenem Morgen häufiger einfand, stand Raphael Sanzio und schaute trüben Blickes die herrlichen Pferde und die herrlicheren Reiter an.

„Nicht wahr," fragte ihn der neckende Architekt: „ein Bild zum Malen?"

„Zum Malen!" sagte er lässig, dachte aber in seinem Innern: „Auch ein Bild zum Weinen!"

Es war im Anfang des Februar, als Josephson, nachdem er schon im September des Jahres vorher seine Doktorpromotion abgehalten, auch seine medizinischen Staatsprüfungen beendigt hatte. Der Tag der glücklichen Vollendung eines so wichtigen und schwierigen Lebensabschnittes sollte durch einen gemüthlichen Spaziergang mit seinem Freunde gefeiert werden. Beide gingen an dem jetzt blattlosen Ufer des Flusses dahin, dessen lebhaft eilende Wogen der Frost des mäßigen Winters noch nicht gebändigt hatte. Eduard war in glücklichster Gemüthsstimmung, wie immer, wenn einer seiner Freunde in Wissenschaft oder Kunst einen Berg voller Mühseligkeit überstiegen hatte, Josephson dagegen, ganz wider seine Gewohnheit, ging schweigend, in sich gekehrt und düster neben dem munteren Gefährten her. Schon seit längerer Zeit hatte dieser den sonst so lebhaften und mittheilsamen Seestädter nachdenklicher, ernster gefunden, jedoch bisher auf das Examen die Schuld geschoben. Jetzt aber, da Alles glücklich vorüber war, erschien ihm Josephsons Stimmung auffallender denn je. Und so-

gleich beschloß er das Gespräch hierauf zu lenken. Seinen rechten Arm unter den des Freundes schiebend, sagte er:

„Was hast Du, Wolf, Du bist schon seit langer Zeit ein anderer Mensch. Prüfe Dich und beichte! Warum bist Du namentlich heute so wenig heiter?"

„Das war sogar Jupiter nicht immer," lautete die augenblickliche Antwort; „er regnete und donnerte mitunter, und warum sollte ich armer Erdensohn nicht auch bisweilen meine Wolken haben?"

„Jupiter hatte oft Ursache, sich seiner Juno wegen zu erhitzen, aber Du bist nicht in seinem Falle. Ernstlich gesprochen, Du kämpfest schon lange mit einem Entschlusse, ich sah es; also was giebt es?"

„Ich rede immer im Ernste, wenn ich auch scherzhafte Worte wähle, meine Gedanken zu verrathen. Aber mit dem Kampfe wegen des Entschlusses hast Du Recht, mir kommen die besten Entschlüsse nicht so schnell wie Dir; Du gehst in dem Zimmer einmal auf und ab — fertig bist Du. Es ist eine glückliche, große, kräftige Natur, die das vermag, ich verstehe es nicht."

„Diese Natur, die Du eben preisest, habe ich nicht."

„Du weißt nicht, daß sie Dir inwohnt, und doch hast Du sie. Nenne nicht wieder mein Blut ein leichtes, es fließt mir schwerer als Dir."

„Im Blute liegt es nicht, im Willen und der Kraft allein."

„Das ist es eben, was ich meine. Du bist stark, ich bin schwach."

„Wer Dich so sprechen hörte und Dich nicht kennte, müßte glauben, ein Kind zu sehen, und doch weiß ich, daß Du sogar ein Riese sein kannst."

„Ja, wenn ich glücklich bin, aber nicht, wenn ich leiden muß."

„Ich weiß nicht, bei mir ist es fast umgekehrt, gerade wenn ich leide, habe ich die schnellsten und festesten Entschlüsse."

„Das ist es ja wieder; laß Dich doch über Dich selbst belehren. Du bist groß im Unglück, zufrieden und mäßig im Glück, ich ein Riese im Glück und ein Zwerg im Unglück. Das ist unser Unterschied, ich kann ihn greifen, so groß ist er."

„Nun gut, ich will Dir heute nicht widersprechen. Aber warum und woran leidest Du? Ich sollte meinen, wie ich das Recht Dich zu fragen habe, hast Du die Pflicht, mir zu antworten."

„Du hast das Recht und ich erkenne die Pflicht an. Gut. Ich will mich ihrer entledigen. Ja, es dünkt mich etwas schwer, und heute oder nie soll es vom Herzen herunter."

„Ich bin sehr begierig, diese Last zu kennen."

„Da hast Du sie. Du weißt, heute habe ich meine letzte Prüfung als Arzt rühmlich beendigt.“

„Ja! das weiß ich und freue mich darüber.“

„Freue Dich nicht zu früh, denn morgen fange ich an, die Rechtswissenschaften zu studiren.“

„Was?“ rief Eduard staunend und zog seinen Arm aus dem des Freundes.

„Nun ja, wundere Dich, aber verstehe mich recht.“

„Ich mißverstehe Dich gewiß. Wie kommst Du zu diesem wunderbaren Entschlusse?“

„Höre mich an. Ich will Dir Dein Studium nicht verleiden, Du hast ein ganzes, langes und wie mir scheint, großes Leben vor Dir, und doch bin ich von Dir eben so überzeugt, daß Du nicht Arzt wirst, wie von mir selber.“

„Freilich, Du kannst gut prophezeihen, das hast Du von mir selber gehört, denn ich habe Dir mehr als einmal gesagt, daß ich nur der Naturwissenschaften wegen zuerst die Arzneiwissenschaften studire.“

„Ich weiß, Du willst Naturforscher werden, nicht wahr?“

„Das ist mein Vorsatz.“

„Das wirst Du auch nicht!“

„Wolf!“

„Es hat sich was zu Wolfen!“

„Was werde ich denn?“

„Was Besseres!“

„Es giebt für mich nichts Besseres.“

„Oho! das wollen wir sehen! Sieh, das Studium der Medizin ist gewiß von den Brotstudien das interessanteste, für Viele auch das belohnendste. Namentlich aber für Leute, die von ihrer Geburt an Sklaven oder Charlatans sind. Du und ich, wir sind keins von beiden. Mit Mühe arbeitet man sich durch die Ueberfülle der Wissenschaften, würgt sich am Ende durch alle mit doppelten Zähnen drohenden Examina, bezahlt die Herren Examinatoren mit fürstlichem Golde, um was dafür zu erlangen? Einen kleinen Gott auf Erden spielen, und mit dem Leben und Tode unschuldiger Menschen oft scherzen zu können. Welche Vermessenheit des winzigen Menschen!“

„Aber, Freund, was sprichst Du! Es muß doch Aerzte in der Welt geben.“

„Leider, wie es auch Scharfrichter geben muß.“

„O Wolf!“

„Es hat sich was zu Wolfen! sage ich Dir. Höre mich weiter. Ich bin also jetzt Arzt, habe Dein und Anderer Leben in meiner Hand — wenn mir das Glück wohl will, werde ich Hausfreund vieler hübscher junger Frauen und sammle mir außerdem einen Schatz. Auf wessen Kosten? Auf Kosten der ganzen Menschheit, sage ich Dir. Schon Mephistopheles sagt: Der Geist

der Medizin ist leicht zu fassen. Ihr durchstudirt die groß' und kleine Welt, um's endlich gehn zu lassen, wie's Gott gefällt! Da haben wir's. Das hat zwar nur der Teufel gesagt, aber der Teufel hat oft Recht; das wußte Vater Goethe am besten, der genaue Bekanntschaft mit ihm gemacht hat, und deshalb hat er ihm auch diese kostbaren Worte in den Mund gelegt. Wie's Gott gefällt! Das ist der Humor davon! Und ich sollte mich vermessen, und Gott in's Handwerk pfuschen wollen? Nein, da habe ich doch zu viel Ehrgefühl vor meiner eigenen Würde in mir und gestehe offen, das **kann** ich nicht."

„So kann nur ein wirklicher Pfuscher denken, ein wissenschaftlicher Arzt aber nicht."

„Ach, Liebster — wir sind einmal bei Goethe, Du kennst doch den Spruch: Grau, theurer Freund, ist alle Theorie! Nicht wahr? Für Theorie, wenn es nur in den Vers gegangen wäre, hätte der Dichter mit Fug und Recht eben so gut sagen können: Grau, theurer Freund, ist besonders Eure medizinische Wissenschaft! Haha!"

Eduard dachte nach. „Nun," sagte er, „das paßt höchstens auf einen Charlatan, was willst Du aber mit dem Knechte sagen?"

„Was? das siehst Du nicht einmal ein? Glaubst Du, daß wir als Aerzte den großen Herrn spielen und die Patienten wie ein Minister Stunden lang im Vorsaale können warten lassen? O, O! überwirf Dich nicht

mit der gefräßigen Hyder, dem Publikum. Denke Dir nur, Du bist nun Arzt, Du sitzest nach vielstündiger Arbeit in Deinem Zimmer, auf Deinem Sopha, hast es Dir endlich einmal bequem gemacht, füllst Deinen hungrigen Magen, willst noch fleißig studiren oder den Gatten oder Vater spielen — siehe, da fällt es einem schäbigen Fresser oder Saufer ein, sich den Magen zu überladen, sich den Verstand wegzusaufen und nun kommt er oder schickt zu Dir — Herr Doctor! Wenn es gefällig ist! — draußen stürmt, draußen regnet, draußen friert es und Du hast selbst den Katarrh vom vielen Predigen über Diät — nun, was dann?"

„Wenn ich einmal die Pflicht übernommen habe und meinen Beruf treu und redlich erfüllen will —"

„Ich danke für solche Pflicht, für solchen Beruf, den jeder Lüderjahn für ein paar Groschen wie einen Hund aus dem Ofen locken kann. Man wird kaum, so alt und weise man wird, in diesem Leben sein eigener Herr und soll der Diener jedes Lumps werden und auf Befehl ein Recept für fünf Groschen schreiben? Prosit, lieber Bruder!"

„Aber bedenke, Wolf, die andere Seite. Du hast allein die Schattenseite vor Augen. Es giebt für den Arzt auch eine Lichtseite. Wie viele Leiden kann er beseitigen oder doch verringern! Wie viel lobenswerthe Thätigkeit zum Wohle der Menschheit entwickeln! Schon

mit dem Geiste und der Liebe gerüstet, ist er da nicht ein Engel für bitteres Elend?" –

„Ah — das ist etwas Anderes, Theuerster. Geist und Liebe ist freilich eine bessere Arznei als das von ihm granweise mit einem Ausrufungszeichen verschriebene Giftpulver. Hiermit werdet Ihr nie eine Menschenseele retten. Willst Du sie aber retten, so hilf ihr mit Deinen Armen, Deinem Gelde, Deiner Liebe, und sie wird Dir dankbarer sein, als für Deine Medizin, die sie obendrein bezahlen muß."

„Es ist auch meine Absicht, ihr damit beizustehen."

„Nun, damit wirst Du auch Arzt sein, ohne Sklave und Charlatan zu sein, wie unsre großen Doctoren. Pfui über das ganze Otterngezücht! Du solltest sie nur kennen, wie ich sie kenne, in ihren Werken, in den geheimnißvollen Stunden ihres Wirkens — o! ein Ekel würde Dich überfallen. Diese göttliche Weisheit in den Mienen, diesen ordentlich gespenstischen Dünkel in ihrem marktschreierischen Wesen, diesen schreienden Neid gegen ihre Collegen, daß sie sich vor Eifersucht beinahe auffressen möchten — und mit solchen Grimassen sollte ich mich abgeben?"

„Jeder Stand hat seine Lasten, seine Schwierigkeiten, seine Mängel."

„Ja freilich! In allem übrigen Wissen aber kann ich mir mit meinem Geiste helfen, als Jurist mit meiner

Verstandesschärfe meinen Feind besiegen, als Geistlicher mit meinem Beispiel Nachahmung verschaffen und zum Himmel führen."

„Das kannst Du als Arzt auch."

„Ja, zum Himmel allerdings, aber nein in allem Uebrigen, sage ich. Wenn Gott sagt: Basta! dann ist es mit meiner Weisheit als Arzt vorbei."

„Von Gott sind wir immer abhängig."

„Gewiß sind wir das. Soll ich mich aber auch von meinen Nächsten abhängig machen, den schwersten Sack unter den vielen leichteren auf meine Schultern laden? Laufen und jagen, und denken und schreiben vom Morgen bis Abend, und nachher für meinen guten Willen, meine große Mühe, mich noch obendrein von einem Taugenichts bemäkeln und beschimpfen lassen, der mir ein Jahr lang schuldig geblieben ist und mich bloß befleckt, weil ich sage, gieb mir mein Geld? Darum so eifrig studiren — so knechtisch leben, und niemals Ruhe als bis zum Tode?"

„Das Alles hättest Du früher bedenken sollen. Kein Mensch hat Ruhe auf der Welt, so lange er strebt."

„O ja — alle Uebrigen. Hat der Geistliche, der Richter, der Beamte, der Künstler, der Handwerker sein Tagewerk vollbracht, so gehört er sich. Der Arzt niemals, und je glücklicher er ist, d. h. je mehr Kranke er

zu behandeln hat, um so weniger ist er sein eigener Herr. Das bestreite, wer Lust hat."

„Du sagst Vieles, was man nicht bestreiten kann, wie gewöhnlich. Aber Vieles auch, was Du nur in Deiner galligten Laune vorbringst."

„Galligte Laune! Und das mir, dem Quecksilber durch die Adern rinnt, und von Dir? Gut, werde Du ein Arzt, arbeite, plage Dich, verschaffe Dir einen berühmten Namen, wie so viele dieser Quacksalber, aber hüte Dich, allein, ruhig, ungestört sein zu wollen, verschließe Dich nicht in Dein Zimmer und laß sagen: Ich bin für Niemand zu Hause! dann wehe Dir! Dann winkt man Dir mit dem Gesetze; — halt den Schurken! — nehmt ihm die Ehre! Ich danke, Bruder, ich danke."

„Wolf! Aus diesem Allen sehe ich allerdings Deinen unwiderstehlichen Widerwillen gegen eine sonst ehrenwerthe Kunst. Aber warum hast Du so lange mit diesem Entschlusse gezögert, Du könntest jetzt schon auf dem Gerichte arbeiten?"

„O, ich habe es Dir ja schon gesagt, weil ich mich nicht vor mir selber schämen und mir vielleicht spätere Vorwürfe ersparen wollte. Erst mit dem Einen fertig, dann mit dem Andern beginnen, sagte ich zu mir. Und Du wirst mich deshalb nicht tadeln."

„Ich tadle Niemanden, der seinen Lebensberuf

wechselt; er muß es am besten wissen, was ihm frommt, er allein den Schaden tragen, den er sich zugezogen. Aber was hast Du nun beschlossen?"

„Morgen fange ich an die Jurisprudenz zu studiren. Ich fühle mich zur höchsten Richterstelle im Staate berufen. Ich bin jung, kräftig, fleißig. Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, in drei Jahren bin ich fertig — mit dreißig kann ich heirathen."

„Was, Du denkst schon an's Heirathen? Mit einem Male? Wie kommst Du zu dem Gedanken?"

„Der Gedanke ist zu mir gekommen, nicht ich zu ihm."

„Und wen willst Du denn heirathen?"

„Die Tochter meines Gönners."

„Wo kommt denn der mit einem Male her?"

„Er ist noch nicht da, ich werde mir eben einen verschaffen, ich will es!"

„Sieh, wie Du plötzlich wollen kannst!"

„Weil ich verliebt bin!"

„Du? hahaha!" Und Eduard blieb stehen und fing an laut zu lachen, was ihm selten begegnete.

„Lache Dich aus, tüchtig!" sagte Wolf, „das ist gesund!"

„Und in wen bist Du denn verliebt?"

„Nun, in ein Mädchen!"

„Das war eine kluge Antwort! Wer ist es denn?"

„Die Tochter dessen, den ich mir zum Gönner machen will.“

„Ach so! Deine Absichten beißen sich in den Schwanz. Du hast einen großen Umweg gemacht, um mir das zu erklären. Und wer wird dieser Gönner sein?“

„Ein hoch stehender Rechtsgelehrter, der Kammergerichtspräsident Ramkau. Seine Tochter ist funfzehn Jahre alt. In acht Jahren, wo die Hochzeit sein soll, dreiundzwanzig. Gerade das rechte Alter.“

„Du scherzest, wenn Du schon von der Hochzeit redest, da Du erst anfangen willst zu studiren.“

„Ich scherze nie in solchen Dingen.“

„Närrischer Kauz, wie bist Du nur darauf gekommen?“

„Ich weiß es nicht; es muß mir angeflogen sein.“

„Es wird auch wieder wegfliegen.“

„Nein! es hat schon Grund gefaßt, diese Anker halten. Du wirst auch noch Dein Tau schießen lassen. Du wirst Dich auch einst verlieben.“

„Sehr möglich! Du bist heut eine Pythia. Ich muß Dich doch fragen, was noch aus mir werden wird?“

„Das ist sehr leicht zu enträthseln. Du wirst Arzt, nicht um es lange zu bleiben, wie ich das nämlich verstehe. Dann wirst Du Naturforscher — reisest um die Welt“ —

„Haha!"

„Unterbrich mich nicht, ich bin im Paroxysmus — dann wirst Du ein Menschenfreund — das bist Du zwar schon von Deiner Geburt an gewesen — Dein Wind wird aber ein Sturm, Deine Welle eine Woge, Dein Hügel ein Berg — dann ein Wohlthäter des Menschengeschlechts — mit Einem Wort, Du wirst ein großer Mann! Dein erstes Werk läßt Dein letztes ahnen! ich habe es schon lange gewußt!"

Eduard wurde sehr ernst, fast traurig, er fühlte sich in diesem für ihn so bedeutungsvollen Augenblicke so schwach, so klein, so gering, wie noch nie zuvor. Er konnte weiter nichts erwidern, als: „Ist Dir das auch angeflogen?"

„Ja!"

„Nun, mir wird es gewiß wieder entfliegen."

„Gewiß nicht, es sitzt Dir tiefer, als Du denkst."

„Soll das eine Prophezeihung sein?"

„Nimm es als solche an."

„Du kommst auf Waldau's Sprünge."

„Seine Sprünge sind oft wunderbar seltsam, aber wunderbar richtig setzen sie über weite Klüfte."

„O, laß das! Wenn Du mich betrüben könntest, würde es Dir heute gelungen sein."

„Auch über trüben Wolken schwimmt eine allmächtige Sonne. Laß die Nebel Deines Lebens erst zer-

flossen sein, und der blaue Himmel wird sich über ihm wölben!“

Hier schwiegen beide; jeder hatte genug gesprochen und gehört. Der Wind, der bisher so linde gefächelt hatte, wurde plötzlich scharf und kalt.

„Wir bekommen starken Frost,“ sagte Josephson; „laß uns umkehren.“

Und sie kehrten um. In der nächsten Nacht aber führte der Nordwind eine Kälte herbei, wie sie seit Jahren die Hauptstadt nicht heimgesucht hatte.

Drittes Kapitel.

Ein Künstlerabend.

Acht Tage nach diesem Spaziergange erwartete Eduard am Abende eines Sonntags seine sämmtlichen Freunde zur gewöhnlichen gemeinsamen Arbeit und Erheiterung. Diese Abende wurden jetzt nicht nur sehr regelmäßig abgehalten, sondern die Beschäftigung wie die Unterhaltung waren, einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft gemäß, in eine stets wiederkehrende Form gebracht. Wir werden sogleich erfahren, in welcher Art. An diesem Abende nun, um sechs Uhr, kehrte Eduard von dem Hause des Banquiers zurück und fand noch keinen der Freunde vor, obwohl die aufmerksame Frau Schwarzkopf alle nothwendigen Anordnungen bereits getroffen hatte. So war das große Zimmer nicht allein sehr behaglich erwärmt, was bei der jetzt herrschenden großen Kälte eben so nothwendig

wie angenehm war, sondern die vier schönen Lampen, die Frau Holzbrecher ohne weitere Aufforderung jeden Sonnabend lieferte, standen schon hellleuchtend in schönster Ordnung auf dem großen runden Tische, um ihn herum zehn Stühle in vollkommenster Regelmäßigkeit aufgepflanzt. Als Eduard in's Zimmer trat, hatte die Tischlerfrau eben ihre Anordnungen beendet und stand, in tiefes Anschauen versunken, vor dem von Waldau gemalten Brustbilde Eduards, welches noch immer auf einer Staffelei in einer Ecke des Zimmers neben dem Josephsons stand.

„Schön, Frau Schwarzkopf, schön!" sagte Eduard. „Sie haben Alles prächtig geordnet. Was fällt Ihnen an dem Bilde auf?"

„Es ist sehr ähnlich," erwiderte sinnend die Frau, „aber es liegt, wie ich in meiner Dummheit mir einbilde, doch etwas darin, was auf Ihrem Gesichte nicht liegt."

„Und was wäre denn das?"

„Ich weiß es noch nicht, ich werde es aber schon finden. Guten Abend, Herr Doktor, da kommt Herr Wessely."

Sie ging und Felix trat in's Zimmer. Dieser war heute wie schon seit geraumer Zeit sehr glücklich. Seit vier Wochen nämlich war es ihm gelungen, nachdem er alle Studien beendet, in die königliche Kapelle aufgenommen zu werden, wo er bald Violine, bald Violoncell

spielte. Wenn die mit dieser Stelle verbundene Einnahme auch nicht groß, sogar sehr unbedeutend war, so war doch sein Streben für's Erste beruhigt. Denn was gab es Schöneres für ihn, als am Abend, nach sechs= bis acht=stündiger praktischer und theoretischer Uebung, in dem großen Orchester einer königlichen Oper zu sitzen und Ohr und Geist den Melodieen der größten Tonmeister zu weihen! Einige junge, gleich ihm strebende, Talente hatten sich auch schon bereits um den fähigen Musiker gesammelt, übten Quartette, die er dirigirte und in kurzer Zeit vor die Oeffentlichkeit zu bringen so glücklich war, wodurch sich nach und nach eine größere Schaar um ihn sammelte, die ihn als ihren Führer betrachtete und ihn von Stufe zu Stufe, vom praktisch ausübenden Künstler zum Tondichter und ihrem Kapellmeister erhob. Doch das gehört einem spätern Abschnitte unserer Erzählung an und werden wir noch Gelegenheit genug haben, die Frucht dieser künstlerischen Vereinigung kennen zu lernen

Nach Felix kam Ernst, der das Glück gehabt hatte, durch Waldau's Vermittelung, bei einem prinzlichen Neubau in der Umgegend der Hauptstadt als Vorsteher der Maschinenarbeiten beschäftigt zu werden. Gerade diesem wichtigen und täglich sich größer und umfassender gestaltenden Zweige der Architektur hatte sich Ernst mit besonderer Vorliebe gewidmet und unter seiner Leitung sah man künstliche Wasserleitungen, durch die Kraft des

Dampfes und das Genie des menschlichen Geistes gefördert, entstehen, die man noch vor nicht kurzer Zeit für unmöglich gehalten hatte. Durch gleiche Vermittelung war es auch gelungen, Karl bei demselben Neubau in Thätigkeit zu setzen. Einer seiner vielen Pläne für Anlegung großartiger, natürlicher Parke, von Waldau lebhaft empfohlen, hatte Beifall gefunden und der fürstliche Herr, der den Bau herstellen ließ und junge strebende Männer schätzte, hatte dem Sohne des Kantors die Ausführung des von ihm entworfenen Gartenbildes anvertraut. Auch er ließ heute Abend nicht lange auf sich warten.

Alle vier, wieder einmal brüderlich vereinigt, standen um den Ofen, der seine wärmenden Strahlen ringsum verbreitete, als Waldau, eine große Mappe unter dem Arme tragend, von seinem Schatten Riegenstahl gefolgt, eintrat, und mit seinem einfachen: Guten Abend, Kinder! die Freunde begrüßte. Nach ihnen kam Raphael Manowsky mit dem Bildhauer Andreas Oeggering, die beide in ihrer idealischen Richtung etwas Gemeinsames in Neigung und Kunstansicht verband und die man, seitdem sie an Einem Tage den Lorbeer errungen, vielfach beisammen fand. Beinahe mit ihnen zugleich erschien Josephson, schon mit seinem neuen Studium auf's Eifrigste verschmolzen, und brachte sogleich Leben und Bewegung in den ruhigen Kreis, indem er Einigen die Ohren rieb, mit dem Ausrufe: „Kinder, Kinder, nehmt Euer Gehör in

Acht, es ist kalt zum Verzweifeln, und Ihr habt heute noch viel zu hören!" — Nachdem sich Alle gehörig erwärmt, wollte man sich eben setzen, um zur gewöhnlichen Arbeit zu schreiten, als die Thür leise aufging und, halb erstarrt, mit blauroth gefrornen Händen, die er, so gut es ging, draußen in den Taschen verborgen, mit einem Reißbret unter dem Arm, Willibald Kannenschmidt, der Semmelmaler, in seinem dünnen Röckchen erschien und, vor Frost sich schüttelnd, sogleich an den Ofen eilte, um seinem erstarrten Körper und seinen lebhaft arbeitenden Füßen die entbehrte Lebenswärme wiederzugeben.

„Du solltest doch Deine Hände in Acht nehmen, Willibald," bemerkte Raphael sanft, „bedenke, daß sie Dein Brot verdienen, und daß ein Maler vor Allem gesunder Finger bedarf."

Der Angeredete erröthete stark und sah zu Boden, als gestände er dem Freunde die Wahrheit des Gesagten ein, aber auch als schäme er sich, die Ursache seiner frierenden Glieder gekannt zu wissen.

Aha! dachte Eduard, und betrachtete mit tiefem Gefühl den ärmlich gekleideten Maler, hier kannst du helfen! „Nun, Du armer Junge, Du sollst heute zum letzten Male gefroren haben." Und er ging an einen Schrank und goß ein Glas kräftigen Weins ein, den er Josephson verdankte, und reichte es dem armen Bäckersohne

hin, der mit freudigem Blicke dem Geber seinen Dank aussprach.

Jeder holte jetzt seinen Künstlerapparat herbei und man setzte sich in folgender Reihenfolge. Eduard, als Präsident des Sonnabendvereins, nahm seinen Stuhl dem Sopha gegenüber ein. Er zeichnete heut an einer Pferdegruppe, nahm aber zuerst ein Buch zur Hand, um einige Bemerkungen daraus den Freunden mitzutheilen. Ihm zur linken Hand saß Raphael Sanzio, der in verschiedenen Skizzen suchte, um sein Blatt für heute Abend sich auszuwählen. Dann kam Karl, der ein Stück Park mit anmuthig gruppirten Blumenbeeten zeichnete, dann Willebald Kannenschmidt, ebenfalls mit Skizzen für spätere Fresken beschäftigt; dann zwischen Riegenstahl und Ernst, Waldau, in ernster Würde. Beide waren mit Arbeiten beschäftigt, die zu des Letztern geheimnißvollem Werke gehörten, wozu Ernst um so freudiger die Hand geboten hatte, weil Waldau, die Neigung und Stärke des jungen Bauführers herausfühlend, ihm verschiedene schwierige Maschinerieen zur Vollendung zu bringen aufgegeben hatte. Waldau selber zeichnete heute an einer Kirche in mittelalterlichem Abteistyl; Riegenstahl arbeitete noch immer mit unausgesetztem Fleiß und haarscharfem Bleistift an zierlichen von Waldau entworfenen Meubeln in eigenthümlichem Geschmack. Jetzt blieb ein Stuhl leer; er gehörte Felix an, der, von Einem zum Andern

gehend, am Zeichnen nicht Theil nahm, die Fortschritte Aller aber mit Wohlgefallen betrachtete, bis ihn sein Loos an den Flügel führte, um den Freunden einen Ohrenschmaus zu geben, wie wir nachher sehen werden. Neben dem leeren Stuhl saß Andreas Oeggering, Modelle zeichnend, die er ebenfalls für Waldau's Unternehmen bereitwillig zu entwerfen übernommen hatte. Neben Oeggering, zwischen ihm und Eduard saß der Schatten des Letzteren, Josephson, der nichts Sichtbares vornahm, sondern die Ellnbogen auf den Tisch gestemmt, neugierig, aufmerksam auf Alles, dem eifrigen Bemühen der Künstler zusah und in ihren Stellungen, ihren begeisterten oder sinnigen Physiognomieen Stoff für seine ernsten Gedanken und seine scherzhaften Bemerkungen fand. So scheinbar unthätig dasitzend, war er einer der thätigsten, sein reger Geist umkreis'te und umfaßte Alles, und überall, in jeder Miene, in jeder Bewegung, in jedem Worte, welches gesprochen wurde, fand er etwas, was seiner Beachtung werth erschien. Da dies seine gewöhnliche Beschäftigung war und man ihn überall zu Hause und unterrichtet fand, so hatten ihm die Freunde im Scherze den Namen des Premierministers beigelegt, eine Stellung und Bezeichnung, die ihm ganz recht war und der er öfters eine Meinungsentschiedenheit und eine Obergewalt beizulegen verstand, die ihm Niemand übel deutete, weil Jedermann seine Kenntnisse und seine Regsamkeit zu würdigen wußte,

zumal er nicht selten der treibende Stachel für manches sonst unaufgefaßte oder vernachlässigte Thema wurde.

Für die gewöhnlichen Zusammenkünfte, wie wir eine unter allen in diesem Kapitel dem Leser vorzuführen beabsichtigen, war folgende Ordnung in der Benutzung des langen Abends getroffen. Zunächst, ehe man zu ernsteren Betrachtungen überging, und um sich wieder nach der trennenden äußeren Lebenslage zurecht zu finden, unterhielt man sich, gewöhnlich schon während der allmählig sich vervollständigenden Versammlung von dem, was man erlebt, gearbeitet und sonst im Verkehr des allgemeinen Treibens erfahren hatte. Dann, nachdem man Platz genommen und Jeder seine Arbeit begonnen, stand Eduard als Vorsitzendem ein längeres Wort zu. Er benutzte diese Zeit, um der Versammlung, die halb aus reinen Künstlern, halb aus wissenschaftlich gebildeten, sogenannten Halbkünstlern bestand, eine in irgend eins ihrer Fächer einschlagende Vorlesung zu halten. Bald wählte er ein anatomisches, für den Maler und den Bildhauer besonders belehrendes Thema, welches er für die Ohren der Lernbegierigen eingerichtet und zugestutzt hatte, bald trug er Mittheilungen über den Fortschritt dieser oder jener Kunst, dieser oder jener neuen Erfindung im Aus- und Inlande vor, die er aus den vielen von ihm gelesenen wissenschaftlichen Zeitschriften geschöpft hatte. Zu-

weilen aber auch, und das war für Alle ein ungemein beliebtes Unterhaltungsmittel, theilte er einige Abschnitte aus seinem allmählig vorrückenden Werke, der sogenannten praktischen Glückseligkeitslehre mit, entwickelte seine Ansichten über den jetzigen Standpunkt der mehr oder weniger gebildeten Menschen, wie Einer auf den Andern wirken, Einer den Andern fördern und unterstützen müsse, um zu einem allgemein wünschenswerthen Ziele der Vollendung, der Zufriedenheit und des Glückes zu gelangen, und endlich entwickelte er ihnen die herrlichen und menschenfreundlichen Gedanken, die Allen eine gleichmäßige Huldigung für den befähigten Autor abzwangen, und die sich auf die Art und Weise bezogen, wie man heut zu Tage, bei so weit vorgeschrittener Kenntniß in Allem und Jedem, bei so traurig socialer Stellung Vieler, namentlich der reinen Künstler, Handwerker und Arbeiter, das Loos braver, strebender, gutgearteter Menschen verbessern könne, und wie hierin ein Jeder, nach seinen Kräften und seiner Einsicht etwas leisten könne und leisten müsse, während man oft mit Unrecht, Ueberhebung und durchaus falscher Beurtheilung von einer in ihren Mitteln immer nur beschränkten Regierung oder einem Staatsoberhaupte allein Unterstützung und Förderung nicht blos verlange, sondern oft sogar ertrotze.

Solche Aufklärungen wurden dann gewöhnlich warm und munter besprochen, meist gebilligt, selten anders ge-

wünscht, nie aber bekrittelt, denn auch unser Kreis junger arbeitender Kräfte war durchaus nicht mit besondern Glücksgütern gesegnet, alle keuchten mehr oder minder unter der Last jener Sorgen, die heut zu Tage die Welt überschwemmen und jedem Stande seine Bürde, jedem vorwärts strebenden Geiste seinen Dämpfer aufdrücken. Nach solcher Besprechung, die jedoch in gewisse Grenzen des Wohlwollens und der Duldung eingedämmt war, folgte gewöhnlich ein kleiner Imbiß und ein Glas beliebten Bieres, wobei Felix sich an den Flügel setzte und die Ohren seiner Zuhörer mit seiner vollendeten Kunstfertigkeit entzückte. Der Rest des Abends wurde dann mit gewöhnlichen Unterhaltungen hingebracht, wonach denn Alle, wie sie fröhlich gekommen waren, sich auch heiter wieder entfernten und die gewonnene Belehrung mit in den Kreis ihrer täglichen Beschäftigung trugen.

Heute nun wollen wir, den ernsteren Theil des Abends übergehend, sogleich zu der Unterhaltung schreiten, die Josephson, nach Beendigung der Vorlesung Eduards, begann, denn seine bis dahin ruhende Zunge mußte in Thätigkeit übergehen, wo sein beobachtender Verstand längst sich getummelt hatte.

Es war ein längeres Schweigen nach Eduards Mittheilung eingetreten, jeder war mit seiner Arbeit beschäftigt und Eduard selber hatte jenes schon erwähnte Blatt, eine Pferdegruppe, zur Hand genommen. Sogleich fiel

Wolfs Blick darauf, denn es war etwas Neues für ihn, seinen Freund Pferde zeichnen zu sehen.

„Seit wann zeichnest Du denn Pferde?" fragte er.

„Seitdem ich reite, ist mir ein neuer Sinn für diese edeln und klugen Thiere aufgegangen."

„Aha! Du willst sagen, da ich erst einmal in meinem Leben und zwar auf einem Esel geritten habe, so hätte ich keinen Sinn für das edle Roß?"

„Das will ich nicht sagen, das denkst Du Dir, Wolf!"

Die Andern lächelten, nur Raphael blickte ernst und spitzte die Ohren.

„Also seitdem Du reitest," fuhr Josephson fort, „hast Du diesen neuen Sinn. Ich glaube, daß dieser Pferdesinn, nimm es nicht übel, auch mit einem ganz besonders neuen Menschensinne verbunden ist, nachdem Du nämlich reitest, wie Du sagst, wiederhole ich."

Raphael erröthete stark und beugte sich tiefer auf seine Arbeit. Wie seine Ohren sich aber noch weiter öffneten, eben so sehr, beinahe krampfhaft, verengerte sich sein Herz. Aber Eduards Antwort besänftigte wieder etwas jene schmerzhafte Zusammenziehung des leicht beweglichen Organs, indem er sogleich erwiderte:

„Was meinen Menschensinn betrifft, so weißt Du, daß er mir schon lange aufgegangen ist; was aber das besonders Neue davon, das Du so stark betonst, anbe-

langt, so habe ich selber davon noch Nichts in mir gespürt."

„Dann habe ich mich geirrt und bitte um Verzeihung. Aber ich muß noch ein Mal sagen, was ich denke, ich glaube doch, daß die Lehrerin, die Dich das Reiten lehrte, einen guten Antheil an Deinem neuen Pferdesinne hat. Nicht?"

„Du springst von Einem zum Andern, Wolf, vermischest Menschen mit Thieren, wahrscheinlich, weil Du den Esel nicht vergessen hast, der Dich vor Jahren im Angesicht so vieler Menschen ein Mal abgeworfen hat."

„Das kann wohl sein," lachte Josephson, „aber was willst Du wieder mit dem Esel? Laß ihn laufen, ich besteige ihn nicht wieder. Ich möchte wohl ein Mal Euch Beide zu Pferde begleiten, wenn Ihr ausreitet, um Eure köstliche Unterhaltung über das edle Roß mit anzuhören. Nicht wahr, Raphael?"

Dieser blickte aber nicht auf und machte einige kühne Striche mit seinem Bleistift.

„Störe ihn nicht, Wolf," bat Eduard, „Du siehst, daß er nachdenkt bei seiner Skizze, und man muß niemals den Arbeiter, viel weniger den Künstler bei seiner Conception unterbrechen."

„Ach ja, wenn Du von der Conception anfängst, concipire ich, daß ich mit meinen schlechten Witzen endigen muß." —

„Wie steht es mit Deiner Reise?“ fragte Deggering über den Tisch herüber den emsig arbeitenden Raphael.

Dieser sagte kurz:

„Ich reise noch lange nicht, ich habe hier noch sehr viel zu thun.“

„So geht es mir auch. Wenn Du aber nach Rom gehst, gehe ich zuerst nach Kopenhagen und von da folge ich Dir nach dem Süden.“

„Wenn Ihr Eure Reise noch drei Jahre, wie Ihr oft gesagt, aufschiebt,“ schaltete Eduard ein, „so reisen wir zusammen. Sobald ich meine Approbation in der Tasche habe, muß ich auch ein Stück Welt sehen, bevor ich wieder in die Kollegien schleiche.“

„O,“ rief Riegenstahl, „wenn Ihr drei erst fort seid, wird es uns hier langweilig werden. Ich schlage vor, wenn Ihr ein Mal reiset, so reisen wir Alle, dann ist das Vergnügen wie der Gewinn, allseitig und wir bringen ein Jeder das Beste nach Hause.“

„Dem stimme ich aus ganzem Herzen bei,“ rief Waldau.

„Ich auch,“ sagte Ernst, „ich gehe aber nach Norden, wenn Ihr nach Süden geht. Ich muß England studiren. Reis'ten Sie nicht auch gerne mit, Kannenschmidt?“

„Ach Gott, ja,“ seufzte dieser. „Ich sähe auch gerne

Italien. In drei Jahren hoffe ich so weit zu sein, um es mit Vortheil thun zu können."

„Und was thun dann wir?" fragte Felix Josephson. —

„Wir bleiben hier, mein Junge, wir geigen und wühlen in den Akten des Gerichtshofes. Eine köstliche Arbeit, sage ich Dir, nicht für den Augenblick, aber für die Zukunft."

„Es ist beschlossen!" nahm Waldau das Gespräch wieder auf. „Wir reisen, und wer die reichste Ausbeute heimbringt, erhält den Preis."

„Gut, ich werde dann Schiedsrichter sein, worin besteht dieser Preis aber?"

„In allgemeiner Anerkennung," schloß Eduard. „Ein Jeder soll obenein verpflichtet sein, sein bestes Bild in das Album des Gewinners zu malen."

„Oder in sein Haus!" rief Waldau. „Angenommen."

„Was zeichnest Du denn da?" fragte Josephson, der aufgestanden und hinter Riegenstahls Stuhl getreten war.

„Ich habe eben diese Möbel vollendet und jetzt zeichne ich malerische, das heißt, gut kleidende Kleidungsstücke."

„Röcke und Hosen, Mützen und Westen!" lachte der Fragende. „Das weiß der Himmel, auf was Alles Eure

Phantasie sich erstreckt! Gehört das auch zu dem geheimnißvollen Album?"

„Es gehört dazu!" warf Waldau ein. „Aber bekümmere Du Dich um Deine eigenen Geheimnisse, Hans Premierminister, und sei nicht so undiplomatisch neugierig, unberufen in andrer Leute Karten zu sehen."

„Hans, Hans! Du bist heute wieder sehr Waldauisch, ich gehe schon!" und damit ging er an seinen Platz zurück.

Man kam auf das in Gesellschaft von Malern sehr gewöhnliche Gespräch der üblichen Kleidertrachten und rühmte allgemein die sogenannte spanische Hoftracht als die kleidsamste und graziöseste; Eduard machte namentlich auf die einfache und doch so wirksame Tracht Hamlets und Posa's aufmerksam.

„Das wüßt' ich nun nicht," rief Josephson in seiner gewöhnlichen ironischen Weise, „was Ihr an unserm herrlichen Leibrock zu tadeln hättet. Was soll das spanische Mäntelchen, das enganschließende Beinkleid, die Halskrause, die nur den Adamsapfel in seiner vollsten Reife zeigt, bedeuten? Das ist Alles Spielerei und weibisches Zeug. Da sehet unsern ehrbaren, redlichen, schwarzen Frack mit den allerliebsten Schwänzen an, der Eine trägt sie spitz, der Andere rund; dann betrachtet die keusche weiße Weste, das unschuldige weiße Tuch um den frierenden Hals — wie das so rührend einfach aussieht — und

vor Allem lobe ich mir die langen, schwarzen, bequem schlotternden" —

„Schweig mir um Gotteswillen," unterbrach ihn der sich ganz entfärbende Waldau, „von den bequem schlotternden still; mir wird ganz übel. Das ist ja der allerbaarste Unsinn, den es giebt. Ich begreife diesen Geschmack gar nicht. Freilich, man begreift Vieles heut zu Tage nicht, aber das ist doch das Abgeschmackteste, was ich kenne. Geht mir mit dem Frack und Allem, was dazu gehört. Dieses ganze geschwänzte Kleiderwesen riecht nach dem Aktentisch, der Schreibstube, dem Haarbeutel und dem Zopf daran. Ich weiß gar nicht, wie man bei einem glänzenden Hofe dergleichen einführen konnte. Wenn ich König wäre, ich ginge selbst mit einem guten Beispiel voran, wie Friedrich der Zweite als Kronprinz seinem Hofe in Rheinberg als Muster voranging. Freilich, in seinem spätern Alter verdarben Kriege, Studien, Sorgen allerlei Art seinen reinen künstlerischen Geschmack."

„Und wie würdest Du denn Deine Puppen kleiden?" fragte Josephson.

„In farbigen Sammet," war die Antwort, „einerlei wie, nur in keinen Frack. Dann in Schuhe, seidene Strümpfe und bis zu den Knieen reichende Beinkleider oder, wenn man Stiefel tragen müßte, in eine Art ungarischer kurzer Stiefel — da hier, seht das an, gieb es ein Mal herum, David, gieb es in Gottes Namen!"

Das Blatt machte die Runde, Jedermann freute sich; als es aber in Wolfs Hände kam, schlug er ein helles Gelächter auf. Riegenstahl hatt einen Mann in der Kleidung ungefähr dargestellt, wie Hans sie beschrieben, dem Gesicht aber den unverkennbarsten Ausdruck des ironischen Freundes gegeben.

„Es ist gut," sagte er, „ich bin zufrieden. Künftig kleide ich mich so. Was aber für einen paßt, paßt nicht für Alle. Meine Beine und Eduards und Ernsts passen dazu, aber — nun, ich will keinen nennen — viele würden einen herrlichen Anblick darin gewähren. Nein, nein, Waldau, diese Mode kommt nicht auf, Du hast uns als Modell im Auge gehabt, aber bedenke — Deine Beinchen dabei" — und er lachte aus vollem Herzen, worin alle einstimmten.

„Ihr habt Recht, über Eure ungeschickten Gliedmaßen zu lachen," sagte Waldau, als er wieder zu Worten kommen konnte, „es ist wahr, mein Bein ist schmächtig; wenn aber diese Mode aufkäme, würde ich sie mitmachen und wenn alle Jungen der Straße hinter mir her riefen: sehet den Sperling!"

„Und wie willst Du denn das schöne Geschlecht kleiden?"

„Lieber Josephson, das wollen wir dem schönen Geschlecht selbst überlassen. Jede Frau, jedes Mädchen kleide sich nach dem eigenen Körper, nach seiner Stellung,

seinem Vermögen, denn wenn Du auch seit kurzer Zeit — und er betonte dieses Wort sehr stark — gegen das zweite Geschlecht, wider Recht und Sitte eiferst, das müssen wir Alle den Frauen doch lassen, daß sie in der Kleidung mehr Geschmack besitzen als wir."

„Ach nein," neckte Eduard und sah den werthen Freund lächelnd von der Seite an, „Du thust ihm Unrecht, Hans, er hat durchaus nichts mehr gegen das schöne Geschlecht und läßt ihm alle Gerechtigkeit widerfahren. Das weiß ich allein am Besten."

Josephson lächelte und schwieg. Eduard wußte schon den Wolf in ihm zu zähmen.

Felix hatte sich hinter Manowsky gestellt und sah mit innerlichem Behagen dessen sanfte Gestalten auf dem Papiere hervorsteigen.

„Deine Frauen und Kinder, Raphael," sagte er, „sind wie Musik, sie begeistern mich."

„So laß uns hören, wohin sie Dich tragen, Felix!" rief Raphael und deutete auf den Flügel.

Felix saß schon davor. Wer ihn hätte sehen können, würde einen fieberisch leuchtenden Blick in seinem Auge wahrgenommen und dabei bemerkt haben, wie seine große gebogene Nase sich kühn und weit blähte. Er tauchte ein paar Finger auf die Tasten und augenblicklich war die ganze Gesellschaft wie elektrisirt. Eine perlende Tonleiter riß zum Entzücken hin, einige sich wollüstig auflö-

sende Akkorde folgten langsam und dann, wie von einem Sturmwind, zügellos, wolkensuchend, fortgerissen, gab er sich der ganzen berauschenden Kraft seiner feurigen Phantasie hin. Alles lauschte mit angehaltenem Athem — Josephson ergriff Eduards Hand und drückte sie fest in die seinige — Raphael Sanzio's elegischer Blick suchte Kannenschmidts brennendes Auge, das um so wilder leuchtete, je blässer sein mageres Antlitz wurde; Deggering lehnte sich in seinen Stuhl mit geöffneten Augen und Lippen zurück und Waldau blickte ahnungsvoll zum Himmel auf.

„Horch!“ flüsterte Eduard Josephson leise zu, „horch! er betet!“

Und in der That ging Felix' rauschende Musik in ein leises klagendes, dem Gebete ähnliches Geflüster über, er ließ seine Töne wie die einzelnen Tropfen eines rinnenden Baches dahinrieseln und doch drangen sie bis in die innerste Seele der Zuhörer. Dann aber, wie mit neuem Muthe beseligt, mit frischer Kraft belebt, jagte er wie auf wildem Rosse dahin, sprang über Gräben und sonstige Hindernisse, und allmählig wieder in beruhigendere Auflösungen hinübergleitend, kam er endlich, vollkommen befriedigt, am Ziele an. Er stand auf und wandte sich um; sein Gesicht war verschleiert, aber ruhig, sein Auge nach innen gewandt. Wenn Jemand auch jetzt gesprochen hätte, er würde es nicht gehört haben, denn er

lauschte dem innern Genius noch allein, und der sprach für ihn lauter, als die Trompete des wildesten Schlachtgetöses. —

Alles saß still, feierlich da. Da ergriff Oeggering, der stille, denkende Bildhauer, das Wort:

„Das war keine Musik, das war die Kunst in göttlicher, hörbarer Form! Felix, komm an mein Herz, Du hast mich eben belehrt, wie ich modelliren muß!“ Und er drückte den leise seufzenden Musikus an sein dankbares Herz. Allmählig fand sich die Sprache in der Versammlung wieder. Felix allein ging, mit sich selbst beschäftigt, im Zimmer auf und ab.

„Wenn ich so etwas höre,“ bemerkte Ernst, „kommt mir meine ganze Maschinerie wie das Folterwerkzeug der Hölle vor. Ich kann nicht mehr zeichnen.“

„Schade, daß man solche Töne nicht fesseln kann,“ sagte Oeggering, „ich möchte sie in carrarischen Marmor hauen, damit sie unvergänglich wären.“

„Da würden sie vergänglicher sein als auf dem Papier,“ bemerkte Waldau. „Musik und Schauspielkunst sind nun einmal die flüchtigsten Musenkinder, erstere läßt sich doch noch fesseln mit Noten, letztere aber ist, einmal geboren, augenblicklich gestorben, nur der Erinnerung verbleibt sie.“

„Dafür zieht sie aber auch durch Auge und Ohr zugleich in das Menschenherz und erschüttert es,“ bemerkte

Raphael. „Die Musik kann man allein hören, jene zugleich auch sehen.“

„Ach, und die Malerei?“ fragte Riegenstahl traurig.

„Und die Sculptur?“ rief Deggering; „wie lange müssen wir pinseln und meißeln, ehe wir genießen, was wir schaffen.“

„Sie leben Beide aber auch Jahrhunderte,“ sagte Waldau, „wie die Architektur.“

„Diese letztere ist die beste Kunst von allen,“ spöttelte Josephson; „sie erschafft nicht allein ein dem Auge wohlgefälliges Kunstwerk, sondern sie baut auch Zimmer, in denen man herrlich und bequem essen und schlafen kann.“

Eduard drohte mit dem Finger.

„Welches ist die edelste von allen?“ rief Ernst aus.

„Offenbar die Poesie,“ sagte Waldau, „sie schafft mit dem wenigsten Apparat, allein mit dem Gedanken, die köstlichsten Dinge und bleibt für alle Ewigkeit dieselbe und unverändert.“

„Du vergissest,“ rief Wolf, „das unschuldig besudelte Papier und die schrecklich schwarze Dinte! Nein, welche die edelste ist, weiß ich nicht, die unedelste offenbar aber ist“ — und hier warf er einen blitzenden Blick auf Waldau und Deggering.

„Nun, welche Kunst **kann** eine unedle sein?“ rief Waldau flammenden Auges.

„Die," war die mit leisem Lächeln gegebene Antwort, „welche sich am meisten dem Handwerk nähert."

„Und welche ist das?" fragte Eduard mit Stirnrunzeln, obwohl er wußte, daß Josephson nicht im Ernste sprach.

„Laßt ihn nicht ausreden, laßt ihn nicht ausreden!" rief Waldau sehr laut, „er bereut nachher, was er spricht; er meint uns, Oeggering, weil wir mit eisernem Meißel und hölzernem Hammer arbeiten — aber warte, Schelm, ich werde Dich beim Ohre nehmen, wenn ich Dich nächstens Thorwaldsens Grazien sehen lasse. Dann sollst Du beichten, und ich werde Dich nicht absolviren."

„Ich verlange keine Absolution," rief Wolf, „ich beichte schon jetzt. Und mit komischem Pathos beugte er vor Waldau das Knie und flötete: Pater peccavi."

Alles mußte lachen und allmählig erst beruhigte man sich wieder. Die jungen Leute, außer Felix, nahmen ihre Plätze wieder ein und setzten die unterbrochene Arbeit fort. Eduard, dessen Pferdegruppe beendet war, hörte auf zu zeichnen und rückte die vor ihm stehende Lampe näher vor Kannenschmidt, der emsig an seiner Skizzirung fortfuhr und so sauber und schnell arbeitete, daß der neben ihm sitzende Manowsky oft seinen schönen Kopf zu ihm wandte und dem flüchtigen Bleistift des Nachbars seine Aufmerksamkeit schenkte. Eduard sah die

bleiche Wange des jungen Künstlers und ihm fiel mehr denn je sein kränkliches Aussehen auf.

„Kannenschmidt," sagte er, „Sie arbeiten zu eifrig, gönnen Sie sich Ruhe und sprechen Sie lieber etwas, Sie waren den ganzen Abend so stumm."

Der Semmelmaler ließ bei diesen liebreich gesprochenen Worten sogleich seinen Bleistift ruhen und verneigte sich vor dem Studenten, den er in der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft schon ungemein lieb gewonnen hatte und auf dessen Belehrung er einen außerordentlichen Werth legte." —

„Mir steht es am wenigsten zu, zu sprechen," erwiderte er bescheiden, „denn ich habe noch am meisten zu lernen. Wenn es mir aber erlaubt ist, zu reden, so will ich etwas ganz Neues mittheilen."

„Sprechen Sie, wir hören Ihnen sehr gern zu."

Der junge Mensch, da er nun die Blicke Aller auf sich gerichtet sah, erröthete stark, warf seine langen, schlichten hellblonden Haare bei Seite und sprach:

„Ich habe heute etwas sehr Schönes gesehen, etwas, was ich mir so vollkommen und neu nie vorgestellt habe, und noch dazu durch einen Zufall, der, wie ich vermuthe, Wenigen bisher zu Theil geworden ist."

„Nun, was wird das werden!" rief Waldau und legte auch seinen Bleistift nieder.

„Ich hatte den Professor Kühling heute etwas zu

fragen," fuhr Kannenschmidt fort, „und ging in seine Wohnung, nachdem er das Atelier früher als gewöhnlich verlassen. Als er mich in dem Vorzimmer sah, rief er mich in seine Arbeitsstube, in die er sonst Niemanden einläßt und sagte zu mir:

„„Kannenschmidt, kommen Sie einmal herein und sehen Sie sich das da an."" Dabei zeigte er auf ein Gemälde, welches auf einer Staffelei am Fenster stand und welches weder Oelbild noch Aquarelle war und mich doch so entzückte, wie mich fast noch nie ein Bild entzückt hat."

„Nun, was wird das gewesen sein?" rief Waldau.

„„Wie gefällt Ihnen das?"" fragte mich der Professor. —

„Ich sah ihn an und sagte:

„Das ist köstlich, aber was ist das für Malerei?"

„„Das ist ein Geheimniß,"" sagte der Professor, „„die Alten nannten es Tempera, vom dreizehnten bis funfzehnten Jahrhundert malte man viel so, allmählig kam es in Verfall und jetzt weiß man nur noch die ungefähre Zusammensetzung und Bereitung der Farben.""

„Aber **der** hat es doch gewußt," erwiderte ich und zeigte auf das Bild.

„„Ja, freilich,"" sagte er, „„**der** versteht es, Gott weiß, woher er es hat. Dies Bild gehört jetzt dem Könige und wir sind die beiden Einzigen, die es vor ihm

gesehen. Das Bild ist in acht Tagen gemalt, das erste in seiner Art, welches der Künstler Jemandem zeigt, denn er arbeitet still für sich, hat mit Niemandem Umgang und ist ein zurückhaltender, eigensinniger Mensch. Mir hat er es allein auf des Königs Befehl heute Morgen gebracht; ich soll es schätzen und meine Meinung darüber sagen. Aber ich bin ungewiß was ich sagen soll, denn es ist in Wahrheit eben so neu, wie schön, also schwer zu beurtheilen.““

Alle Zuhörenden hatten bei diesen einfachen Worten große Augen gemacht, namentlich die Maler. Waldau sprang auf und kam auf Willibald zu.

„Tempera, sagst Du? ist das auch wahr?“

„So gewiß es mir der Professor gesagt hat.“

„Nun, mein Gott, was war es denn für ein Bild, wie groß, und weshalb war es so schön?“

„Das Bild war etwa vier Fuß lang und drittehalb hoch. Es stellte eine Tyrolerlandschaft dar — blauer, leicht bewölkter Himmel, im Hintergrunde Berge, davor eine Art Dorf und ganz vorne ein See. Die Sonne schien und es war ruhige Luft. Alles aber war so wahr, die Luft so klar, der Sonnenschein beinahe greif- und fühlbar, das blaue Wasser bis auf den Grund zu durchdringen und eine Natürlichkeit, Frische und Heiterkeit der Farben vorhanden, daß man glaubte,

man sähe durch eine Glasscheibe in die Natur wirklich hinein.“ —

„Da haben wir's!“ rief Waldau; „der hat das Geheimniß entdeckt. So vollkommen soll man früher diese Methode verstanden haben. Die Mischung der Farben ist das ganze Geheimniß, aber es gehört eine geübte, sichere Hand dazu, denn es muß schnell und mit eigenthümlich gearbeiteten Pinseln gemalt werden. Ein solcher Mensch fehlt mir, den muß ich haben.“

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Waldau,“ fuhr Willibald fort; „er läßt Sie nicht vor. Gerade vor Malern hütet er sich am meisten. Der Professor nannte ihn nicht allein eigensinnig, sondern auch launenhaft.“

„Dieser Mensch muß mit einem Male vom Himmel geschneit sein, man hat ja noch nie von ihm gehört.“

„O ja, in Baiern, erzählte der Professor, hätte ein Maler gelebt, der Tempera zu malen verstanden und dieser hätte auf seinem Sterbebette dem hiesigen das Geheimniß mitgetheilt, was derselbe denn vortrefflich zu benutzen verstanden.“

„Und wie heißt der fabelhafte Mensch, und wo wohnt er?“

„Wo er wohnt, weiß ich nicht, wohl aber der Professor. Sein Name aber ist Adalbert Lambeck und um keinen Preis will er sein Geheimniß verkaufen.“

„Das verdenke ich ihm nicht. Morgen gehe ich zu ihm.“

„Sie werden sich vergebens bemühen, er läßt keinen Maler ein.“

„Dann soll ihn der Blitz erschlagen, den Grobian! dann will ich ihn fangen!“

„Am besten wäre es,“ sagte der sanftere Manowsky, „wenn Eduard zu ihm gehen und ihn für uns zu gewinnen suchen wollte.“

„Um ihm sein Geheimniß zu rauben?“ fragte dieser.

„Gott bewahre! Mag er es behalten und sich damit mästen,“ rief Waldau, „in unsern Kreis soll er, wir wollen Alle von ihm Nutzen ziehen. Eine solche Gelegenheit zeigt sich alle hundert Jahre nur ein Mal, wenn das wahr ist, was der Kleine da erzählt.“

„Ich kann es versichern,“ betheuerte dieser.

„Nun, dann gehst Du zu ihm, nicht wahr, Eduard?“ bat Waldau.

„Ich will mein Möglichstes versuchen, ich werde in diesen Tagen meinen Weg zu ihm nehmen.“

„Und heize ihm tüchtig ein. Du verstehst es. Und ist er grob, so sage ihm, hier wären auch noch Leute, die etwas verständen. Und Du, Kleiner, habe Dank für Deinen Bericht, das war heute Abend das Wichtigste.“

„Ich hatte schon lange vor, es zu erzählen, ich besorgte nur, das Gespräch zu unterbrechen.“

„Höre, mein Sohn Willibald," schulmeisterte Josephson, „das merke Dir: wenn Du etwas Gutes, wie heute, mitzutheilen hast, so sprich getrost, und wenn wir sogar beim Essen und Trinken sind, so ist uns Deine Weisheit immer willkommen!"

So schloß dieser Abend und in der Art wurden alle Sonnabende so abgehalten. —

Am nächsten Morgen, bevor Eduard noch seine Kollegien besuchte, begab er sich in eine der ersten Kleiderhandlungen. Er hatte sich genau Willibalds Größe und Stärke gemerkt. Für einen Theil seines ersparten Geldes kaufte er in aller Stille einen anständigen Rock, Weste und Beinkleider, einen warmen, dem malerischen Geschmack des Künstlers entsprechenden Ueberwurf, einen schwarzen breitrandigen Malerhut und ein Paar vortreffliche warme Handschuhe. Alle diese Gegenstände ließ er durch den Kaufmann in Kannenschmidts Wohnung abgeben, ohne den Namen des Gebers hinzuzufügen.

Am nächsten Sonnabend aber erschien der warm und anständig Gekleidete in der Künstlergesellschaft und wurde von Allen wegen seiner neuen Ausstattung angestaunt. —

„Hast Du ein Bild verkauft, Willibald?" fragte Raphael.

„Nein, eine gutige unbekannte Fee hat mich beschenkt."

O!" — Josephson warf einen seiner sprechendsten

Blicke auf Eduard. Dieser erwiderte den Blick fast mit Strenge. Josephson schwieg, aber er hatte die gütige Fee errathen.

„Nun wirst Du nicht mehr frieren," sagte er, „danke Deinem Talente und —"

„Jetzt auf Eure Plätze!" rief Eduard.

Viertes Kapitel.

Der Temperamaler.

Schon früh am nächsten Morgen überbrachte Kannenschmidt die Wohnungsanzeige des Temperamalers. Eduard hatte seinen Besuch auf die elfte Stunde festgesetzt, weil er zu dieser Zeit gerade eine Pause für sich hatte. Als er aber in die Wohnung des Malers kam, hörte er zu seiner Befremdung, daß derselbe seit dem Morgen dieses Tages verreis't sei und erst Ende des Sommers zurückkehren werde. Seine Bilder in seiner Abwesenheit zu betrachten, wurde von der Wirthin Niemandem gestattet. Das wird Waldau betrüben, dachte Eduard, und ich selbst bin in meiner Begierde, etwas Neues, Schönes und Großes zu sehen, arg betrogen. Nun, des Sommers Ende kommt auch heran.

Und es kam heran. Dem fleißigen Studenten,

dessen Thätigkeit nach allen Richtungeu in Anspruch genommen war, verflog die Zeit wie ein anmuthiger Schmetterling, den man verfolgt, Berg auf, Berg ab, und der plötzlich, man weiß nicht, wohin er entkommen, verschwunden ist. Und doch war er glücklich, dieser junge Student, glücklich, trotzdem er des flüchtigen Schmetterlings nicht habhaft werden konnte. Es war jetzt die Zeit in seinem Leben, wo die Bahn, die er täglich durchschritt, glatt und eben war; weder Berge, noch Flüsse, noch sumpfige Wiesen hielten seinen eiligen Wanderschritt auf, die Luft war ruhig um ihn her, der Himmel über ihm heiter und seine lautesten Wünsche, vorwärts zu kommen, wurden mit jedem Tage völlig erfüllt. Ein eigentlicher Schmerz war ihm noch nicht zugestoßeu, er kannte ihn bloß vom Hörensagen; an Anderen hatte er ihn wohl gesehen, an sich selbst noch nie empfunden. Aber die Möglichkeit desselben auch für ihn hatte er sich wohl eingestanden; allein vertrauend auf Gott, die Menschen, mit denen er verkehrte, achtend und liebend, der Zukunft, wie sie auch sein mochte, männlich in's Auge sehend, so fürchtete er nichts. Und doch war ihm dieser Augenblick, sein erster Schmerz, sehr nahe gerückt, und gerade von einer Seite sollte er ihm kommen, von wo er ihn am wenigsten erwartet hatte. Raphael 'Manowsky, der sanfte Maler, den er wegen seines milden Naturells, wegen seiner hohen Talente und seines edlen, hingeben-

den Charakters so innig liebte, war von der Vorsehung ausersehen, ihm den ersten Keim eines langen tiefen Wehes in die Seele zu streuen. Eduard hatte in der letzten Zeit an dem stillen Künstler schon oft eine Welle der Schwermuth bemerkt, aber er hatte diese Ursachen zugeschrieben, die er nicht beseitigen konnte. Erst Waldau hatte ihn auf den wahren Grund des Trübsinns an dem verehrten Freunde aufmerksam gemacht und nun hatte Eduard Gelegenheit genug zur Prüfung und Beobachtung desselben. Und als er nun nicht mehr zweifeln konnte, warum jener so traurig gestimmt, da war auch für ihn der Zeitpunkt des Handelns gekommen, denn er fühlte die innere Pflicht und Nothwendigkeit, allen seinen Freunden, wo er nur konnte, hilfreich mit Rath und mit That, wie ihn der Vater belehrt, beizuspringen.

Eines Tages daher, es war am Ende des September, besuchte er den Künstler in seiner Wohnung. Manowsky war überrascht, Wollzagen bei sich eintreten zu sehen, mit dem er eigentlich nur in seiner eigenen Behausung zusammen kam. Allein die frohe, gefaßte Miene des Eintretenden ermuthigte ihn, da er Eduards Benehmen und Aussehen aus gewissen Gründen einer unausgesetzten Beobachtung zu unterwerfen gewohnt war. Er erwiderte freundlich, aber doch mit klopfendem Herzen den Gruß des Freundes und räumte ihm einen Platz auf seinem Sopha ein.

„Rauchst Du eine Cigarre, Eduard?"

„Ich danke, ich habe zu sprechen. Ich rauche nur, wenn ich plaudere." Das klang ernst in Manowsky's Ohren, denn er wußte, wie genau Eduard in seinen Aeußerungen war und dieselben seinem geistigen Bedürfniß anzupassen pflegte.

„Nun sprich," sagte Manowsky, scheinbar gleichgültig, aber innerlich das Aergste besorgend.

„Raphael," begann Eduard sicher und fest, „ich weiß, warum Du seit langer Zeit traurig bist. Du hast keinen Grund dazu, sei heiter."

„Bin ich denn traurig? Und wenn ich es wäre und einen Grund dazu in mir selber trüge, könnte ich auf Deinen Zuspruch denselben sogleich verbannen und heiter sein?"

„Ihn zu verbannen bin ich heute zu Dir gekommen. Ja."

Der Maler sah ihn mit unsicheren Augen an und schwieg.

„Hast Du so viel Vertrauen zu mir," fragte jener weiter, „mir Deinen Trübsinn und seine Ursache mitzutheilen?"

„Dir? Ja, warum nicht? Du kennst unser Aller Vertrauen und unsre Liebe zu Dir. Mit Einem Worte, ich fühle mich unruhig."

„Die Unruhe kleidet Dich nicht und paßt nicht für Dein sanftes Wesen. Treibe sie aus."

„Das ist bald gesagt!"

„Das ist eben so bald gethan, ich werde es Dir beweisen. Raphael, sieh mich an. Ich habe Dich oft an einem gewissen Fenster gesehen."

„An einem gewissen Fenster?" fragte dieser bestürzt.

„Ja, und einen Freund beobachten, der niemals in Deinen Weg hat treten wollen."

Jetzt wurde der Maler in Wahrheit betroffen. Eduard hatte ihn plötzlich und geschickt mitten in's Feuer des Feindes versetzt. Indeß mußte er vorwärts oder rückwärts. Seine edle Natur trieb ihn dahin, wohin den Krieger die Ehre und der gewaltige Ton der schmetternden Trompete treibt.

„Erröthe nicht," fuhr der geschickte Herzenskenner an seiner Seite fort, „erröthe nicht und sprich, ich erwarte Deinen bejahenden Ausspruch. Du hast mich beobachtet?"

„Ja, ich habe es gethan."

„Und warum hast Du es gethan?"

„Das kann ich Dir gerade am wenigsten sagen."

„Am Besten, willst Du sagen. Du liebst?"

„Ja!"

„Nun, ich wünsche Glück!"

„Was? Du wünschest mir Glück? Zu dieser Liebe?"

„Zu dieser Liebe. Judith ist ein edles und schönes, ach! auch ein sehr reiches Mädchen! Du wirst glücklich werden.“

„Glücklich? Ich? Aber Du?“

„Ich, was soll ich dabei?“

„Eduard, Du kannst mich nicht täuschen. Aber die Welt sagt, Du seiest bereits ihr Bräutigam, oder in Begriff, es bald zu werden.“

Jetzt war die Reihe zu erröthen an Eduard gekommen. Aber er erröthete nicht, weil man ein ihm untergelegtes Gefühl entdeckt hatte, sondern aus edelm Unwillen. —

„Was?“ rief er flammend, „wer hat das gesagt?“

„Ich habe es gehört, ohne im Augenblicke zu wissen, von wem?“

„Nun, freilich, man sagt so Vieles, und die Unberufenen am lautesten. Um die Sache kurz zu machen, Du bist im Irrthum. Ich bin weder Judiths Bräutigam, noch werde ich es jemals werden. Ich liebe sie nicht einmal, so lieb sie mir auch ist, ich habe noch nie geliebt und liebte ich einst, so würde die ganze Welt es sogleich erfahren. So Gott will! werde ich aber für's Erste nicht lieben.“

„So Gott will? ist denn beglückte Liebe nicht eine Seligkeit?“

„Das mag wohl sein, aber ein Unglück ist es zu

lieben, ehe man ein fest begründetes Leben vor sich sieht.“ —

„Leider ist das wahr, wie Alles, was Du sagst. Ich kann es aber nicht mehr ändern.“

„Hast Du Dich redlich geprüft, Raphael?“

„So redlich wie ein redlicher Mann es vermag.“

„Gut, dann will ich Dir bei Judith und ihrem Vater förderlich sein.“

„Wie? Du wolltest.“

„Ich will. Ich führe Dich bei dem Bankier ein. Er giebt häufig große und kleine Gesellschaften, Du sollst daran Theil nehmen, ich verbürge es Dir.“

„Welche bedeutende Rolle aber spielst Du in dem Hause?“

„Ich spiele keine Rolle darin. Ich bin Lehrer und Hausfreund; wenn ich will, lenke ich Vater und Tochter. Dir zu Liebe will ich thun, was ich für mich selbst nie gewollt habe.“

„Du bist ein edler Mensch. Wenn aber Judith Dich liebte?“

„Das verhüte Gott!“

„Das sage auch ich! Wenn es aber so wäre?“

„Dann würde ich es ändern, augenblicklich.“

„Das kannst Du nicht.“

„Du kennst mich noch lange nicht genug. Ich kann, was ich will.“

Hier endete die Unterhaltung. Eduard ging, um die Wahrheit oder Täuschung dessen zu finden, was Raphael ihm geweissagt. In den Unterrichtsstunden bei der Tochter des Bankiers wurde der jugendliche Lehrer ein schärferer Beobachter, als man dies in seinen Jahren zu sein pflegt. Aber er hatte sich an Judiths Unbefangenheit, Freundlichkeit, an ihr zutrauensvolles Wesen so gewöhnt, daß er allen Ernstes nicht voraussetzen zu dürfen glaubte, was ihm ein so großes Erstaunen verursacht hatte und was ihn, wenn er es gefunden hätte, ernstlicher als irgend etwas Anderes in seinem Leben geschmerzt haben würde. Und doch irrte er sich in den Gefühlen des leicht erregbaren schönen, jungen Mädchens. Die Eifersucht, in wildester Form Raphaels Wesen ergreifend, hatte sich diesmal nicht geirrt. Judith hatte nicht viel Zeit gebraucht, einen jungen Mann zu lieben, wie sie ihn nie schöner, unterrichteter, von festerem Charakter und liebenswürdigerer Offenheit gesehen. Schon am ersten Tage fühlte sie sich bei seiner unerwarteten Erscheinung, seinem ernsten Benehmen, dem freundlichen, ergebenen und doch männlich festen Tone, seiner melodischen Stimme wie von den schwunghaften Fittichen eines besseren Wesens umrauscht; ihr empfängliches, aber energisches Gemüth befreite sich schnell von den Fesseln kindlicher Befangenheit, offen war ihr ganzes Herz dem neuen, gewaltigen Eindrucke entgegengetreten

und schnell hatte es sich hinter dem eingezogenen Bilde wieder geschlossen, um es festzuhalten mit aller dem jungen Weibe eigenthümlichen, instinktartigen Energie. Und arglos wie Eduard war, sah er nicht den schnell emporlodernden Funken in ihrem lebhafter gewordenen Auge, in ihren sprechender sich entwickelnden Gesichtszügen, viel weniger durchdrang er die künstliche Rinde, die das schlaue Mädchen um ihr Herz zu legen wußte, denn das fühlte sie ebenfalls instinktartig heraus, daß ihr neuer junger Lehrer kein Mann war, dessen Seele im Sturmschritt zu erfassen, dessen Herz im Handumdrehen zu fesseln war. Ganz still, im Innern hoffnungsvoll, äußerlich kindlich froh, ließ sie einen Tag nach dem andern vorüberschwimmen, denn sie hatte ja noch lange Tage vor sich und mit den langen Tagen lange Freuden, lange Seligkeiten. Nur bisweilen, gleichsam unwillkürlich, blitzte ein Schein ihres weislich oder natürlich — wir wollen es nicht genau entscheiden — verborgenen Feuers in That oder Rede hervor, dann war Eduard aber jedes Mal, wie damals nach Weihnachten, von anderen Regungen, der Dankbarkeit oder Ergebenheit erfüllt, und er sah und fühlte nicht, was ein jeder Anderer, wenn er anwesend gewesen wäre, mit hundert Augen gesehen und mit hundert Empfindungen gefühlt hätte.

„Und der Vater? Es hat wohl selten einen reichen, thätigen Geschäftsmann wie ihn gegeben, der ein ebenso

zärtlicher, aber so wenig das Herz seines Kindes beobachtender Vater gewesen wäre. Er sah nur seine Judith, wie sie ihm äußerlich erschien. Er gewahrte ihre wachsende Schönheit, ihre vielversprechende schnelle geistige Entwickelung, er hörte sie lebhaft sprechen, munter singen, er sah sie fröhlich und heiter — was konnte Schlimmes unter dieser lieblichen Maske verborgen sein? Und selbst wenn — wenn er ein durchbrechendes Gefühl für den schönen Lehrer, den er selbst so hochschätzte, an ihr wahrgenommen hatte, nun, was hätte denn das zu sagen gehabt! Konnte er sie nicht wieder lieben, konnte er sie, er, der edle, geistreiche Mann, sie, das reiche, schöne Mädchen, nicht glücklich machen? Freilich, er war arm, eines Pfarrers Sohn. Nun, er selbst aber war reich. So verblendet war er nicht von seinen Schätzen, so verehrte er nicht den Mammon der Welt, daß er ihn auf Kosten des Glückes seines Kindes hätte einzig und allein zu Rathe ziehen sollen, wenn es eben galt, jenes Glück zu begründen. Nein, Eduard Wollzagen wurde Arzt, er, der Bankier, konnte ihm seinen Ruf, sein Haus, sein Auskommen begründen, und es wäre ja eine doppelte Freude gewesen, zwei für einander geschaffene Menschen glücklich zu machen. Ach! der gute Bankier war selbst mit seiner verstorbenen Frau, Judiths Mutter, so glücklich gewesen, daß er für die Zukunft der Tochter derselben wohl größere Opfer hätte bringen können.

Von jetzt an, den Winter hindurch, wo er alle Abende, mit Ausnahme des Weihnachtsfestes, welches er wieder in Bilsingen verlebte, im Hause des Kaufmanns seinen Unterricht fortsetzte, hatte Eduard sich ernster, zurückhaltender gegen Judith gezeigt. Raphael hatte er sein Versprechen gehalten und ihn eingeführt. Anfangs war dieser ruhiger geworden, hatte sich in Gedanken einer glücklichen Zukunft hingegeben, denn er sah wohl, wie Eduard Judith nicht wie eine werdende Geliebte betrachtete; dann aber, von dem scharf sehenden Auge nie ganz verlorener Eifersucht geblendet, gewahrte er oder glaubte er in Judiths Benehmen bisweilen mehr zu gewahren, als was er in dem Wesen einer dankbaren Schülerin gegen ihren Lehrer finden zu müssen sich vorstellte. Er wurde wieder trüber, einsylbiger, und, was Eduard am wichtigsten dabei war und endlich den Ausschlag herbeiführte, seine Kunst litt darunter, er malte zwar noch, aber er malte ohne Begeisterung, seine Inspirationen waren matt, seine Bilder entbehrten der reizenden Frische eines ruhig vollbringenden Gemüthes.

„Wohin wird das führen?“ fragte sich Eduard eines Abends, nachdem ihm die Künstlerfreunde verlassen hatten. „Was soll ich thun? O, das ist leicht zu beantworten. Ich thue, was ich thun muß; diesem vortrefflichen Menschen muß geholfen werden, und sollte ich darunter selbst leiden. Ich beziehe zwar ein schönes Geld von

dem Bankier, ich kann Anderen und mir damit nützen, und habe schon damit genützt, aber zu Grunde gehen darf deswegen kein so bedeutendes Talent."

Und wie er stets schnell in seinen Entschlüssen und deren Ausführung war, so auch hier. Er schrieb dem Bankier Ermeling einen warmen, dankbaren, ergebenen Brief, verzichtete ferner auf den Unterricht, da ihm seine Zeit nicht mehr gestatte, auch nur eine Stunde seinem Studium zu entziehen und schloß mit dem freundlichsten Wunsche, der in die Tochter übergepflanzte Saamen seines geringen Wissens möchte ihr und ihrem Vater die segensreichsten Früchte tragen.

Bevor er diesen Brief absandte, zeigte er ihn Manowsky. Aber dieser war nicht im Mindesten für sich dadurch beruhigt. „Alles, was ich daraus entnehme," sagte er, „ist, daß ich jetzt weiß, daß Du wirklich bist, was Du uns Allen schon längst zu sein schienst, ein braver Mensch, ein edles Gemüth, ein aufopfernder Freund. Was ich aber nicht daraus folgen sehe, ist, daß Dich Judith dieses Briefes wegen weniger lieben wird."

„Wenn es wirklich ist, wie Du sagst, daß nämlich das arme Mädchen eine Neigung für mich gefaßt, die ich nicht erwidern kann, was soll ich dann thun?" fragte Eduard. „Ich weiß nichts Besseres."

„Sprich mit ihr selber und theile ihr mit, daß Du sie nicht lieben kannst." Eduard lächelte. „Erst muß

sie mir doch sagen, daß sie mich liebt, bevor ich ihr mittheile, daß diese Liebe eine vergebliche ist."

„Du hast Recht; ich fasele."

„Du faselst nicht, aber Du bist blind, eben weil Du liebst. Laß es gut sein, Raphael, es wird eine Gelegenheit kommen, Dir zu nützen. Ich werde es mit allen meinen Kräften thun. Bis dahin aber sei vernünftig und gieb Dich Deinem ruhigen Genius wieder hin."

„Und wenn mir der ruhige Genius nicht wiederkommt, gehe ich nach Rom, um nimmer wiederzukehren."

„Du wirst nicht nach Rom gehen, oder erst in zwei Jahren, wenn wir Alle zusammen gehen und Du wirst Dein Herz nicht allein, sondern auch ein anderes mit Dir nehmen. Ich sehe Alles im Geiste geordnet schon vor mir."

„Gott gebe es!"

Was Manowsky vorhergesehen, Eduard aber nicht vermuthet hatte, geschah. Der Bankier empfing den Brief und brachte ihn sogleich zu Judith. „Da," sagte er, „lies!" Die Tochter las, schrie laut auf und stürzte dem verwunderten Vater in die Arme.

„Nun, Judith, was ist das?"

„Was das ist, Vater?" rief Judith schluchzend und sah ihn mit dem sprechenden Auge so entschlossen an, daß der gute Mann zum ersten Mal den nicht genug gewürdigten Einfluß der Tochter spürte, — „was das ist?

das ist weiter nichts, sage ich Dir, als daß ich zu ihm gehe, wenn er nicht zu mir kommt."

„Oho!" machte der Vater nun, was selten geschah, eine Thräne kam in sein trockenes Auge, das lange nicht dieser unter Umständen erquickende Quell befeuchtet hatte. —

„Mein Kind!"

„Mein Vater!"

„Ist das Dein fester Wille?"

„Mein fester Wille! Mag kommen was will!"

„Beruhige Dich, Judith, beruhige Dich," schmeichelte er und küßte ihre heiße Stirn — „er soll schon wiederkommen, ich will sogleich zu ihm fahren."

Es war gegen Abend, als Herrn Ermelings bequemer Winterwagen vor Holzbrechers Thür hielt. Eduard arbeitete ruhig und hörte kaum die Thür seines Zimmers sich öffnen, durch die der Bankier bei ihm eintrat.

„Guten Abend, Herr Wollzagen!"

„O Herr Ermeling! guten Abend! Was führt Sie in meine arme Behausung?"

„Ich will sehen, ob Sie der gute Sohn des vortrefflichen Pfarrers Wollzagen sind."

„Ich bin sein Sohn; ob so gut, wie er, weiß ich nicht und glaube es kaum."

„Wir wollen versuchen. Mein Wagen steht vor der Thür. Kommen Sie mit mir.“

„Wohin?“

„In mein Haus, den Unterricht fortzusetzen. Judith erwartet Sie.“

„Ich darf nicht!“

„Soll ich ihr das sagen, Herr Wollzagen?“ und die Stimme des Vaters nahm einen weichen, bittenden Klang an. „Ich habe es ihr schon gesagt; wenn Sie nicht zu ihr kommen, hat sie erwidert, so würde sie zu Ihnen gehen.“

Eduard sträubte sich das Haar. Er sah mehr, als er je gesehen und als ihm zu sehen lieb war.

„Und das sagen Sie mir, der Vater?“

„Sie ist meine einzige Tochter, Herr Wollzagen, ich bin an Liebe so arm!“ Und der lange vertrocknete Quell kam wieder in sein Auge. Eduard ergriff seine Hand und drückte sie warm.

„Herr Ermeling,“ sagte er. „Ihre Tochter wird von einem edlen Manne, einem großen Künstler innig geliebt.“

„Das schadet nicht, um so eher können Sie kommen.“

„Auf Ihre Gefahr?“

„Auf meine Gefahr.“

„Gut, gehen wir, Sie sind ihr Vater, handeln Sie wie Sie wollen, ich werde handeln, wie ich muß.“

Und er nahm seinen Mantel und Hut und folgte dem Bankier in den Wagen.

„Wie froh bin ich,“ sagte dieser, als die Pferde dahin jagten. „Wenn ich ohne Sie gekommen wäre, welch' ein Ereigniß! Mit Ihnen ist Friede, Ruhe, Familienglück in mein Haus gekommen, ohne Sie würde es eine Hütte des Elends sein.“

„Aber die Welt, Herr Ermeling, was wird die Welt sagen, daß Sie mich selber halten?“

„Die Welt? die Welt bin ich — ihr Vater! Und ich bin damit zufrieden!“

Am nächsten Morgen ging Eduard zu Raphael und theilte ihm den Vorfall mit.

„Hab' ich es nicht gesagt?“ rief dieser.

„Sei ruhig,“ erwiderte Eduard, „sei geduldig. Sie wird Dich noch lieben, inniger als mich.“

„O, Du willst mich nur vertrösten!“

„Ich schwöre es Dir zu, wenn Du willst!“

Erst in der Mitte des nächsten Sommers war der Gegenstand der Neugierde und des Interesses Aller, der einer wahren künstlerischen Gier Waldau's aber insbesondere, von seiner langen Wanderung in die nordischen

Gegenden Europa's zurückgekehrt. Kannenschmidt war wieder der Erste, der die Anwesenheit des Temperamalers durch den Professor Kühling erfuhr, er theilte es dem Freundeskreise mit und Eduard trat noch einmal seinen Weg zu dem geheimnißvollen Künstler an. Eilen wir ihm einige Augenblicke vorauf und erfahren wir das Nothwendigste von dem Leben und Wirken dieses seltenen, begabten, aber eben so eigenwilligen und äußerlich rauh erscheinenden Namens. Denn Adolbert Lambeck war, wenn auch kaum seinen Jahren, doch seinem scharf ausgesprochenen Wesen nach, ein Mann in voller Bedeutung des Worts. Gleich allen denen, die sich auf einer rauhen Lebensbahn, meist durch eigene Hilfe und Anstrengung zu ihrem höheren Standpunkte emporgearbeitet haben, war er im Wesen schroff, äußerst selbstständig und rechthaberisch, im Charakter fest, undurchdringlich, im Umgang abweisend, nie suchend, selten sich finden lassend, in der Kunst aber eben darum eine besondere, seltene, großartige Erscheinung. Er stammte aus einer ungarischen Familie, war aber in Deutschland geboren und erzogen, so daß er nicht einmal die Sprache seiner Voreltern verstand. Frühzeitig ohne Eltern, Geschwister, theilnehmende Freunde, war er allein unter fremder Hand und fremden Herzen aufgewachsen, hatte sich künstlerisch einseitig nach eigener Liebhaberei gebildet und immer eine schroffe Richtung in seinen Kunstanschauungen

verfolgt. So liebte er alles Eigenthümliche, Absonderliche, Extreme. Starke Hitze und große Kälte, Nord und Süd, Wasser und Feuer waren seine Elemente; in allen Gegensätzen der Natur und ihrer Schöpfungen fand er sich heimisch, nur unter aufregenden inneren und äußeren Einflüssen war er zufrieden, studirte und arbeitete er am Besten. So waren denn auch seine schönsten Bilder in dieser Art sich elementarisch entgegengesetzt. Die arabische Wüste und das ewige Eismeer, die Gletscher der Alpen und die unergründliche Oede amerikanischen Urwaldes — diese boten ihm den Stoff für seine erhabensten Schöpfungen, und erst seitdem er die Temperamalerei kennen und lieben gelernt, hatte er sich auch an andere Darstellungen gewagt. Zu dieser Kunst war er in der That durch einen verstorbenen Freund, mit dem er in München die königlichen Fresken ausgeführt, geführt worden. Dieser, ein vortrefflicher Chemiker, eifrig bemüht, verloren gegangene Kunstfertigkeiten von anerkannter Meisterschaft wieder aufzufinden, hatte die Temperamalerei, wenn auch nicht völlig ergründet, doch ihre hauptsächlichen Eigenthümlichkeiten aufgefunden, aber erst Lambecks mächtigerem Geiste war es vorbehalten geblieben, das zu vollenden, was der zu früh verstorbene Freund begonnen hatte. In der Technik war er gleich Waldau Meister, in der Richtung gerade das Gegentheil von Manowsky, denn ihm gelangen nur diejenigen Ge-

genstände, Personen und Darstellungen am besten, die, wie er selbst, einen scharf ausgeprägten Charakter, eine markige, drastische, heroische Gestaltung und dem entsprechenden Inhalt hatten. Sein Pinsel war in sicheren Händen. Von der Fresko-Malerei an schnelles Malen gewöhnt, von feurigem Temperamente gestachelt, von sicherem Auge geleitet, fuhr er rasch und kräftig mit seinem Pinsel über die Leinwand, mit jedem Strich einen charakteristischen, festen Zug hinterlassend. Ganz von gleichem Wesen war er im Umgange; im gewöhnlichen Leben schon hart, beißend, eifernd, war er gegen Künstler, andre und sich selbst, stets mehr zum Tadeln als zum Loben aufgelegt, und beinahe aus dem einzigen Grunde, weil er, beständig strebend, sich niemals genugthat. So war er im Verkehr mit Bekannten ein oft nicht gern gesehener Gast und nur wer ihn genau kannte, wußte ihn zu schätzen; an der Staffelei dagegen, den Pinsel in der Hand, das Auge voll Feuer — war er groß, eigenthümlich, in seiner Art unübertrefflich. Sein Aeußeres stimmte ganz mit seinem Innern überein. Er war von stattlicher Größe, straffem Muskelbau und festen Knochen. Sein kurzes, wollartig gekräuseltes schwarzes Haar bedeckte einen eisernen Schädel; die Stirn war scharf markirt in den Vorsprüngen des Stirnbeins; graue, große, runde Augen blickten beständig rollend, unermüdlich im Auffassen tief ausgeprägten Charakters,

üppig auflodernder Leidenschaft; sein Teint war etwas dunkel, aber belebt; Mund, Nase, Zähne, Alles wohlproportionirt; in der Sprache kurz, abgerissen, ungefällig, redete er nur beim Malen langsam, sanft und wohllautend.

So war der seltsame Mensch beschaffen, den Eduard auf allgemeinen wie eigenen Wunsch besuchen wollte, um ihn für den gemüthlichen Kreis seiner Freunde zu gewinnen, nicht nur sich selber, sondern auch die Kunst im Allgemeinen durch seine Gemeinschaft am redlichen Streben zu fördern hoffend.

Adalbert Lambeck war über ein Jahr abwesend gewesen und während dieser Zeit größtentheils in den norwegischen Felsen herumgeirrt. Diese Natur war wie die seinige — wild, seltsam, originell. Er hatte Skizzen mitgebracht, die schon an und für sich Tausende werth waren, aber — und dies war eine schwache Seite an dem sonst so bedeutenden Künstler — er verstand sein Talent am wenigsten selbst zu verwerthen. Alles, was er bisher geschaffen, behielt er meist in seinen Händen, und darum war er wenig oder gar nicht bekannt. Kam die Noth nahe an ihn heran, dann entschloß er sich wohl, wiewohl ungern, zum Verkauf irgend eines kleinen, für ihn weniger werthvollen Bildes, und nur wenige Sammler hatten ein bedeutendes Stück von ihm aufzuweisen.

Er malte nur des Morgens von Tagesanbruch bis Mittags zwei Uhr. Dann war seine künstlerische Begeisterung zu Ende. Dann erwachte der Bedürfnisse fühlende Mensch in ihm. Dann aß er für Drei und trank für Vier. Nachmittags ging er nicht, sondern rannte spazieren. Niemand konnte ihm Stand halten. Abends sah man ihn in Concerten, Theatern; am liebsten aber hielt er sich in einer Reitbahn auf, denn auf Pferde verstand er sich wie der erste Stallmeister der Welt. Bälle, Gesellschaften besuchte er gar nicht. Auch aß er des Abends nichts, nur trank er dann die schwersten Weine, ohne daß sie die geringste Wirkung weder auf seinen Körper noch auf seinen Geist ausübten. Morgens saß er wieder sinnig an der Staffelei und kein Mensch würde ihn dann von seinem Stuhle verlockt haben, auch wenn er ihm die Schätze Indiens geboten hätte. —

So saß er auch heute arbeitend auf seinem Zimmer. In diesem sah es etwas wild, doch künstlerisch angenehm aus. Fünf bis sechs große Staffeleien standen neben einander, große, vollendete oder angefangene Bilder darauf, alle aber waren mit einem dunkelgrünen, undurchdringlichen Vorhang geschlossen. Das Fenster, an dem er malte, war allein frei von Vorhängen, alle übrigen dicht verhüllt. Seine Farben standen, jedem Auge verborgen, in einem wohlverschlossenen Schranke, nur

die augenblicklich gebrauchten, jeden Tag frisch nach seiner eigenen Weise und zu seinem Zwecke bearbeitet, bedeckten seine Palette. Seine Pinsel, wunderbar und mannichfaltig gestaltet, breite, spitze, große, kleine, hielt ein Amor von Gyps neben seinem Arbeitsstuhle auf dem Erdboden stehend, zu beliebigem Gebrauche in seinem Köcher bereit. So also saß er heute vor seinem neusten Bilde, dem glühenden Samum in der arabischen Wüste. Luft, Sand, Nähe, Ferne, Alles in glühenden Sonnenschein getaucht, den der wirbelnde Staub allein trübte, verschmachtende Kameele, hingesunkene vor Durst lechzende Menschen, ein sich im Todeskampfe windendes herrliches Pferd, im Uebrigen heiße Steine, endloser wüster Sand ohne alle Vegetation füllten das Bild. Es wehte ein Schauer an den schon, der es sah. Man fühlte seine Lippen trocken werden, sein Herzblut erstarren, seine Haare sich emporsträuben. Es lag eine so magische Gewalt in der Gluth, der Frische, der Lebendigkeit der Farben, daß man sich selbst in die traurige Natur der wilden tropischen Sonne versetzt glaubte. Mit schnellem, gewandtem, keckem Pinsel fuhr er darüber hin, sein Auge ruhte, etwas zurückgezogen, wohlgefällig, aber beinahe trunken auf der eigenen Schöpfung — da klopfte es an die verschlossene Thür. Rasch stand er auf, warf Pinsel und Palette weg, zog den Vorhang auch über dieses Bild, und, zornig brummend wegen der un-

willkommenen Störung, öffnete er selbst die Thür. Mit mürrischem Blicke schaute er auf den Fremden; als er aber diese hohe, feine und edle Gestalt, dieses milde Gesicht mit den weichen Zügen und doch dieser Stirn voller männlicher Entschlossenheit sah, zwang er den widerstrebenden, trotzigen Kopf zu einer höflich sein sollenden Biegung. Daß der vor ihm stehende Mann auch ein Charakter war, wie er selbst, und noch dazu ein recht tüchtiger, hatte der kluge Künstler beim ersten Ueberblick begriffen.

„Was beliebt?" fragte er mit seinem gewöhnlich barschen Organe.

„Ich habe ein Anliegen," lautete die ruhige, aber sichere Antwort, „das ich aber beim besten Willen hier zwischen Thür und Angel nicht vorbringen kann."

„Treten Sie näher. Wen seh' ich vor mir?"

Eduard trat in das kleine Wohnzimmer des Künstlers, welches nur durch eine halbgeöffnete Thür von dem Arbeitszimmer getrennt war, nannte seinen Stand und Namen und fragte, obgleich er es schon wußte, ob er den Maler Adalbert Lambeck vor sich habe?

„Der bin ich. Was steht zu Diensten?"

„Wollen wir uns nicht setzen?" fragte Eduard lächelnd und that, als ob er zu Hause wäre, indem er sich einen Stuhl am Fenster nahm. Lambeck grollte innerlich über den Störenfried, der eine Miene annahm,

als wenn er ihm etwas zu befehlen hätte, blieb aber trotzig vor ihm stehen, ohne ein Wort zu sprechen. Jetzt wurde Eduards kaltes Blut etwas bewegter und wärmer. Auch er erhob sich wieder und da er durch diese Bewegung ganz nahe vor dem Maler zu stehen kam, den er um einen halben Kopf überragte, so sah er ihn ernst und forschend mit seinem großen Auge an. Dieser Blick traf auf einen eben so festen, der aber weniger in Stahl getaucht war, wie der seine und endlich dem bis in die Seele schauenden weichen mußte. Der Löwe fühlte, daß er einem Löwenbändiger gegenüberstand. Aber er ließ es sich nicht viel merken, nur zu sich selber sprach er innerlich: der will was! aber er mußte auch unwillkürlich hinzudenken: der kann was! Mit der Hand auf den Stuhl weisend und sich einen zweiten nehmend, setzte er sich, aber so, daß das Licht auf des Studenten Gesicht fiel, während das seinige im Schatten blieb. Eduard gewann, ohne es zu wissen, dabei, denn nun konnte der Maler alle seine Züge bis in's Kleinste verfolgen, und das that er redlich. Also sie saßen jetzt Beide. Eduard griff das Gespräch wieder auf.

„Ich fürchte fast," sagte er, „Sie halten mich für einen Maler?"

„Nein! Für einen Künstler — vielleicht! Für einen Denker — gewiß!"

„Nun, Sie haben so ziemlich gerathen — Sie sind

das alles Dreies, aber ein Maler gewiß, ein Künstler auch und ein Denker — vielleicht!"

„Jetzt bin ich es gewiß!"

„Ja, Sie denken, was ich will?"

„Getroffen!"

„Mit Einem Wort: ich will Sie einladen, mich Sonnabends Abend sechs Uhr in meiner Wohnung zu besuchen, wo Sie Künstler treffen werden, die Ihrer würdig sind."

„Ich besuche keine Gesellschaften — die von Künstlern — Ignoranten oder Pfuscher — am wenigsten."

„Darin haben Sie auch ganz Recht, das würde ich eben so machen. Meine Freunde aber sind weder Ignoranten noch Pfuscher."

„Wer sind sie?"

Eduard nannte jedes Einzelnen Namen und fügte seine nähere Richtung hinzu.

„Bei Gott! das ist ja ein ganzes Künstlerthum, die können ja eine Republik bilden."

„Das können sie — ich will aber hoffen, eine Monarchie, denn wir suchen einen König, und der können Sie werden."

„Sie wollen mir schmeicheln."

„Ich schmeichle keinem Menschen und wäre er ein wahrer König."

„Nun gut, ich kann von Ihren Freunden nichts lernen.“

„Sie wollen aber von Ihnen lernen.“

Des Künstlers Auge nahm einen halb frohlockenden, halb spöttischen Ausdruck an.

„Wenn sie wollen und wenn sie können,“ sagte er.

„Sie wollen und können, ich versichre es Ihnen.“

„Ich will mich besinnen.“

„Dazu haben wir keine Zeit. Eine Stunde in der Entwicklung eines Menschen verloren, heißt vielleicht seine ganze Zukunft verlieren.“

„Das ist wahr. Sie gefallen mir.“

„Ich mache mir gar nichts daraus.“

Dieser Ausfall kam Eduard nicht von Herzen, er hatte aber schon heraus gefühlt, wie diesem wilden Genie zu begegnen, wie es zu fesseln sei. Und dieser Ausspruch wirkte ungeheuer. Die Eitelkeit des Künstlers, nicht des Menschen, war verletzt und eitel als solcher war er.

„Wie sind Sie zu dem Entschluß gekommen, mich aufzusuchen?“ fragte er etwas neugierig.

„Durch ein Bild, das dem König gehört, eine Felsenparthie mit einem See in Tyrol.“

„Haben Sie es gesehen?“

„Nein, ich habe nur davon sprechen gehört.“

„Man hat es mir abgedrungen. Ich verkaufe meine Bilder sonst nicht.“

„Sie verkaufen sie nicht? Wovon leben Sie?“

„Vom Essen und Trinken!“

„Ja so — das ist etwas Neues! ich dachte wirklich, Sie würden mir antworten: von der Geringschätzung aller übrigen Menschen!“

„Da haben Sie auch Recht, ich schätze Viele gering, mich oft am meisten.“

„Das ist wenigstens eine gute Eigenschaft an Ihnen. Jetzt fangen Sie mir an zu gefallen.“

„Aber wer hat Ihnen das Bild gezeigt, oder davon gesprochen?“

„Das kann Ihnen einerlei sein.“

„Jenes Bild hat mir schon viel Aerger verursacht, ich bin am Ende noch nicht damit über alle Berge. Ludwig von Baiern, als ich an seinen Fresken arbeitete, besuchte mich oft und lobte meine Arbeit. Ich schwieg stets, wenn er das that. Eines Tages sagte er etwas verdrießlich zu mir: Sie antworten mir nicht — haben Sie einen Wunsch? — Ich wünsche Nichts, Majestät. — Sind Sie schon in Italien gewesen? — Man braucht nicht in Italien gewesen zu sein, um als Künstler zu gelten. Ich kann und will in Italien nichts lernen. — Da ging er fort, ohne ein Wort weiter zu verlieren und schickte mir das dumme Bild zurück, das er schon behan-

delt hatte. Behandelt! und ein König! Das war der erste Aerger, den es mir verursachte."

„Und warum können Sie in Italien nichts lernen?" fragte Eduard begierig.

„Weil ich durch das Schauen anderer Richtungen als der, die ich mir vorgesetzt, von der meinigen abwendig gemacht werden könnte, und das wäre ein großes Unglück für mich. Denn die Richtung ist der Charakter, das Eigenthümliche, das Beste am ganzen Künstler. Sollte ich vielleicht Madonnen malen, ich würde ein Pfuscher. Ueberhaupt, wiederhole ich, kann ich und mag ich von Anderen nichts lernen. In meinem eigenen Innern muß es liegen, wenn ich etwas werden soll, und aus mir heraus zu lernen — so weit bin ich, Gott sei Dank!"

„Malen Sie auch in Oel?"

„In Oel kann jedes alte Weib malen. Das ist nicht schwer. Das ist der Anfang meiner Kunst gewesen. Da sind die Farben fertig, man braucht sie bloß mit Oel zu reiben und den Pinsel einzutauchen. Farben machen, aus mineralischen oder vegetabilischen todten Substanzen ein lebendiges Wesen, Licht, Sonnenschein, Wasser, Luft bilden, das ist eine Kunst, und das ist meine Kunst. Das verstehen aber die Oelmaler nicht. Oelfarben, so schön sie sind, haben nie Leben."

„O!“

„Sie brauchen es mir nicht zu glauben, ich zwinge Sie nicht. Erst erfahren, dann urtheilen!“

„Haben Sie den Christuskopf dort an der Wand gemalt?“

„Gott bewahre! Der gehört meinem Wirthe. Ich male keine Christusköpfe, sterbende Heilige, halbtodte Leichname. Das Leben hat Schmerzen, Kranke, Sterbende, Todte genug, und es ist eine auf Abwege gerathene Kunst, die nur die Schattenseiten des Lebens darstellt.“

„Und doch sind die besten Bilder der Welt mit jenen Darstellungen erfüllt.“

„Die besten dieser Art stammen aus einer mystischen, fanatisch-religiösen Zeit. Ein protestantischer Maler, der sie jetzt noch malt, verdient Stockschläge. Ein katholischer kann sie meinethalben malen. Der glaubt daran.“

„Und woran glauben Sie?“

An ein einziges, großes, umfassendes, allmächtigstes Wesen, — an die Natur allein, deren Kopf Gott genannt wird! Und diese Natur male ich.“

„Geben Sie mir Ihre Hand! Jetzt erkenne ich Sie.“

„Ich Sie auch! Wollen Sie meine Bilder sehen?“

„Von Herzen gern!“

Der Student hatte den verwundbaren Fleck an

diesem Achilles getroffen. Jetzt war er mild wie ein Kind, fromm, wie ein Lamm. Eilig schritt er dem jungen Manne in sein Atelier voran, rückte eine Staffelei nach der andern vor das Fenster und zog den Vorhang weg. Eduard war wie vom Schlage getroffen, so wirkte der unerwartete Zauber, die Kraft, die Wahrheit, das Leben, die Natur — und Gott als Kopf in dieser Natur — auf den empfänglichen Kunstfreund. So war es bei einem Bilde, so war es bei allen. Zuletzt kam der Samum. Der Künstler selbst sprach kein Wort, verzog keine Miene. In ein feierliches Schweigen versunken, staunte er innerlich mit über die Wirkung seiner Gemälde, Adalbert Lambeck feierte heute einen großen Triumph.

Eduard wandte seinen Blick von dem Bilde auf den Maler. Er ergriff seine Hand noch einmal und drückte sie.

„Wir verstehen uns," sagte der Temperamaler. „Jetzt danke ich. Vorher war ich unwillig. Aber wenn Sie wüßten, wie abscheulich lieblos, grob, roh, ungebildet die Menschen sind."

„O, ich weiß."

„Nun gut! Was halten Sie von diesem Bilde — ich meine, bei solcher schlechten Beleuchtung."

„Ich dächte, diese Beleuchtung wäre sehr schön."

„Gott bewahre, sie ist sehr schlecht! Tempera erträgt, ja, verlangt Licht, viel Licht. Der schärfste Sonnenschein ist noch zu matt. Gas, Gas müssen Sie hiervor

brennen sehen, dann glauben Sie nicht, daß es mit Farben, sondern daß es mit Licht oder Feuer selber gemalt ist."

„Das ist mir neu!"

„Sie sollen es sehen. Und nun für heute genug, ein ander Mal mehr." Und er ließ den Vorhang fallen.

„Wo wohnen Sie?"

„In der Neuenstraße Nr. 65. Im Garten."

„Also Sonnabends sechs Uhr? Gut. Ich komme."

Sie begrüßten und empfahlen sich. Als Eduard hinaus war, stand der Maler still und rief:

„Der Mensch hat mir warm zugesetzt. Ach, was für ein Kopf! Haar, Auge, Mund, Zähne, Alles wie es in meinem Hirn geschrieben steht — und dieser Ausdruck! diese Miene! Als wenn er ein König wäre! O Ludwig von Baiern! Wenn Du so aussähest! Ich muß doch einmal sehen, ob ich ihn nicht fixiren kann." — — Und er nahm rasch einen schwarzen Stift und zeichnete auf einen großen, mit weißer, künstlich zubereiteter Leinwand überspannten Rahmen Eduards Kopf. Während er zeichnete, belebte sich sein Auge immer mehr — der Stift fuhr weiter und weiter und ging in eine ganze Figur über, gehüllt in ein flatterndes Gewand. Unten zwischen den Füßen krümmte sich ein Drache, den des gezeichneten Mannes Rechte mit einem Schwerte erstach.

„Wie einem das in die Hand kommt," sagte der

Maler lächelnd. „Das ist wahrhaftig St. Georg, der den Drachen bezwingt. So, für heute genug!"

Und er bedachte nicht, daß er selber heute den Drachen gespielt und von jenem St. Georg bezwungen worden war.

Fünftes Kapitel.

Die Millionaire.

Eduard hatte kaum noch ein ganzes Jahr seiner Studien vor sich. Er besuchte nur noch die Kliniken. Er lernte das Krankenbette der Menschen, wie er es schon im Leben gekannt, auch im Hospital kennen. Welch' eine Wohlthat für Armuth und Elend ist solch ein Haus! dachte er oft. Hier erhält der Arme an Einem Tage mehr Lebenssaft, als draußen in der Woche! Und wie wenige vernünftige Hospitäler giebt es! Ja! wenn ich Arzt an einem solchen Krankenhause werden könnte, würde ich mich vielleicht entschließen, Arzt zu bleiben und dann wollte ich Josephsons ganze Theorie über den Haufen werfen. Ich fürchte aber, für den Arzt im gewöhnlichen Leben hat er mehr Recht, als ich anfangs glauben wollte. —

So war denn nun auch für ihn die Zeit der Prüfungen gekommen. Er ging ihnen ohne die geringste Be=

sorgniß entgegen. Denn wer seine Studienzeit mit Eifer, Nachdenken und Fleiß benutzt hat, braucht selbst die schwersten aller Examina, die medizinischen Staatsprüfungen, nicht zu scheuen. Wir sprechen hier von den Prüfungen aus den Anfangsjahren der Vierziger. Heut zu Tage sollen, so hören wir in unsere Einsamkeit einzelne Meinungen herübertönen, Erleichterungen und Vereinfachungen mancherlei Art eingetreten sein, jedoch können wir dies nicht verbürgen. —

Besondere Vorbereitungen zu irgend einem Examen kannte Eduard nicht. Sein Gedächtniß, im Allgemeinen treu und fest bewahrend, bedurfte nur im Einzelnen einiger Wiederholung, die er im Stillen, wenn er ging, aß, oder bevor er schlafen wollte, mit sich anstellte. So ist es dann unnöthig, den Verlauf dieses einen letzten Jahres weitläufig zu beschreiben. Wir kennen sein ganzes bisheriges Leben, seinen Umgang, seine Freunde, seinen geistigen Verkehr. Nur über sein geheimes Werkchen wollen wir noch anführen, daß es beinahe fertig war. Er feilte schon daran und schrieb den Anfang in's Reine. Josephson war von dem, was er gesehen und gehört hatte, entzückt. Waldau konnte nicht oft genug wiederholen: Wenn er das thun wollte oder wirklich *thäte*, was er in der Schrift *gesagt*, so wäre, vorausgesetzt, daß er die Mittel dazu in Händen hätte, noch nie vorher ein Mensch wie er dagewesen, er wäre in der That *unser* Messias! —

Holzbrechers besuchte er vor wie nach, wann er gerade Zeit hatte oder ein Herzensbedürfniß ihn mit den gutmüthigen Leuten zusammenführte. Theater und Konzerte waren nur seine seltensten Erholungen, meist gab er den Freünden die fort und fort empfangenen Einlaßkarten. Mit den drei benachbarten Handwerkern stand er fortwährend auf dem besten Fuße. Mit seinem Vater unterhielt er einen beständigen Briefwechsel. Dieses reine, durchscheinende Gemüth nahm den Abglanz eben seiner Gedanken und Thaten auf, aber dafür hatte er auch das Glück, fast in allen die Billigung des Vortrefflichen zu erfahren. Jedes Jahr hatte er die Weihnachtszeit im älterlichen Hause zugebracht und in der reinen Luft der freien Natur frischen Athem für das städtische Leben geschöpft. Zu der größeren Reise, die er unmittelbar nach überstandenem Examen antreten wollte, hatte er sich 150 Thaler erspart und war mit den Freunden übereingekommen, daß sie Alle, in verschiedenen Richtungen freilich, aber an Einem Tage abreisen wollten, wozu die Vorkehrungen lange vorher getroffen worden waren.

Was ihm noch gleichen Kummer wie früher bereitete, war Raphael Manowsky, der noch immer nicht bei Judith erreicht hatte, was er jeden Tag eifriger erstrebte. Dennoch war er ruhiger, besonnener und also auch wieder thätiger geworden. Er glaubte an Eduards Verspre-

chen und vertraute ihm vollkommen. Judith war nun beinahe achtzehn Jahre alt und ein Mädchen von großer Schönheit geworden. Ihre stets gleiche Munterkeit, Regsamkeit, ihr zugleich scherzendes und doch äußerst bestimmtes Wesen hatte sich zu einer charakterfesten Gleichmäßigkeit entwickelt. Sie herrschte bei ihrem Vater und im ganzen Hause mehr, als je ihre Mutter hätte herrschen können. In ihrem Verhältniß zu Eduard hatte sich im Wesentlichen nichts geändert.

Josephson hatte auch fleißig in seinem neuen Fache studirt, er beendigte sein Studium mit Eduard zugleich und bestand, wie jener sein letztes Examen bestand, sein erstes. Von seinem Gönner sprach er sehr wenig, von dessen Tochter, die ihn zu jenem Entschlusse des Umsattelns zur Hälfte getrieben, hörte Eduard gar nichts mehr, so daß er bisweilen gesonnen war, die ganze Erzählung Wolfs für einen Scherz zu nehmen. Dem war aber nicht so. Er arbeitete und dachte im Stillen um so mehr daran. Was hilft auch das viele Sprechen von einem Gegenstande, sagte er oft zu sich. Langsam, aber sicher darauf losgehen, ihn ergreifen, ihn festhalten und dann behaupten, so muß man es machen. Deshalb hatte er bei sich beschlossen, erst als Auskultator beim Kammergericht einzutreten. Hätte er da eine Zeit lang mit ganzer Hingebung, zum Wohlgefallen des Chefs gearbeitet, dann wollte er vor den Präsidenten treten und sagen: Hier bin ich! Ich

habe vier Jahre Medizin studirt, alle Examina rühmlich überstanden. Da sah ich Ihre Tochter und hörte Sie einst sagen, sie würde und dürfe nur einen Rechtsgelehrten heirathen. Sogleich verließ ich das Krankenbett und nahm die Pandekten zur Hand. Jetzt bin ich 25 Jahre alt, Auskultator bei Ihrem Gericht — prüfen Sie mich, und wenn Sie finden, daß ich etwas leisten kann, so handeln Sie, wie ich wünsche. Hier steh' ich — ich kann nicht anders — nun helfen Sie mir!

Es war kurze Zeit vor Ostern, Eduard hatte schon die Doktorpromotion hinter sich und steuerte wie ein Schiff mit vollen Segeln seinem Ziele, den letzten Prüfungen zu, als eines Abends beim Bankier Ermeling die Zubereitungen zu einer großen Gesellschaft stattfanden. Waldau war als stadtbekannter Architekt und Nachbar, Manowsky als Hausfreund eingeladen; Eduard war beauftragt, zwei von seinen Freunden mitzubringen. Er wählte Felix und Josephson. „Es wird zwar für Sie Alle nichts sein," hatte Judith gesagt, „denn es ist eigentlich das alljährliche Rundessen für die reichsten Bankiers der Stadt — Sie werden Millionaire mit Haufen Goldes in den Taschen sehen — aber Sie müssen schon meinetwegen kommen, um mir die Langeweile zu vertreiben, die ich bei meinem ersten Auftreten in der Gesellschaft dieser kalten Nabobs allein ausstehen müßte. Kommen Sie früh-

zeitig und bereiten Sie sich auf stumme Rollen vor, denn Sie werden mehr hören als sprechen können."

„Ich höre gern etwas Gutes, Judith."

„Ach du lieber Gott! Sie werden wenig davon zu vernehmen haben. Ich kenne meine Leute! Nun, wenn alle Stränge reißen, halten Sie sich an's Essen und Trinken, das soll wenigstens genießbar sein. Ist Ihr spaßhafter Freund auch dabei?

„Josephson? Gewiß!"

„Halten Sie ihm den Mund zu, diese Leute verstehen keinen Spaß." —

Eduard, Waldau und der spaßhafte Freund traten zusammen in das hellerleuchtete Haus. Letzterer trug die Miene zusammengehaltener Zerknirschung zur Schau. Er sollte schweigen. Das war für ihn eine schwere Aufgabe.

„Wenn wir nur wenigstens etwas Gutes zu essen bekommen," sagte er zu Eduard auf der Treppe, „ich verspüre eine ungeheure Leerheit in meinen Eingeweiden. Und doch ist mir so, als sollte ich bersten vor Lachen."

„Nun, darauf kannst Du Dich verlassen," entgegnete der unterrichtete Freund, „ich kenne die Tafel. Aber lachen darfst Du so wenig wie sprechen. Berste also inwendig und binde Deinen Witz fest."

„Gieb mir ein Tau, die dünnen Fäden fangen schon an zu reißen. Ich weiß nicht, mir ist so sonderbar zu

Muthe; gerade, als würde ich wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt. Und die Millionaire schneiden gewiß mit großen und scharfen Messern."

„Ein Wolf und ein Lamm!" flüsterte Waldau. „Still, da kommen die Bedienten!"

Diese kamen und nahmen die Mäntel in Empfang. Josephson zog entsetzlich an seinen Glacéehandschuhen, die nicht auf die Hand wollten, bis einer zerriß.

„Da geht's schon los!" sagte er laut und zeigte Waldau das Mißgeschick. „Es fängt schon an zu platzen!"

„Wie befehlen?" fragte ein aufmerksamer Diener.

„Ich meinte den Handschuh — treten wir hier ein? Vorwärts!"

Die Thüren wurden geöffnet, die drei Freunde traten in einen kleinen, runden, schimmernd erleuchteten Vorsaal, in Weiß und Gold strahlend, in dessen dunkelrothen Nischen Statuen von carrarischem Marmor in halber Lebensgröße aufgestellt waren. Der Hirtenknabe, die Flöte spielend, Oeggerings Preisstück, war darunter; Herr Ermeling hatte ihn auf Eduards Empfehlung neuerdings bestellt und gekauft.

In dem Vorsaal erhielten die Freunde den ersten Anblick von vier bis fünf Millionairen. Sie lagen gähnend und sich streckend auf den rothsammetnen Kissen und Polstern umher, dann und wann entschlüpfte Diesem oder Jenem eine kaufmännische Bemerkung. Der Wirth em-

pfing die Gäste. Von Vorstellung war gar keine Rede, es war nicht Mode bei den gemüthlichen Rundessen. Die Bankiers kannten sich und wußten, was sie werth waren; Andere, Fremde brauchten oder wollten sie nicht kennen. Eine kurze Verbeugung, von den Sitzenden in bequemer Stellung halb erwidert, war die ganze Begrüßung. Ein Paar Augengläser wurden zwar in einige höchst spekulative Augenwinkel geklemmt, nach oberflächlicher Betrachtnug jedoch wieder fallen gelassen. Das war der Anfang. Josephson sah sie Alle ruhig an und biß sich auf die Lippen. Eduard und Waldau waren an dergleichen gewöhnt. Als Felix und Raphael eintraten, diese beiden geistreichen Physiognomieen, auf die die Hand des Genius selber ihr Siegel gedrückt hatte, und die, so verschieden in ihrer äußern Erscheinung, an innerem Gehalte wie Zwillingsbrüder sich ähnlich waren, als diese beiden eintraten, sagen wir, erfolgte dasselbe Augen- und Geberdenspiel der Geldmänner. Einer, der später Josephsons Tischnachbar wurde und den derselbe mit Nr. 1 bezeichnete, sagte zu dem ihm zunächst Sitzenden, Nr. 2 — wir behalten hier Josephsons Bezeichnung bei, der der Meinung war, sie wären sich Alle in Allem gleich, nur der Unterscheidung wegen müsse jeder wenigstens eine andre Nummer haben: — „Sehen Sie diese Haare — als wenn sie von Gold wären — ja, ja, Ermeling schwärmt für diese Brut, ein Künstler ist er gewiß!"

„Und diese Nase!“ erwiderte Nr. 2, auf Felix deutend, „das ist eine kostbare Nase, muß viel Tabak brauchen,“ — und da Felix in diesem Augenblicke zufällig nieste, so fuhr Nr. 2 fort: „Siehst Du wohl — ich sagt's ja!“ Und weiter fiel ihnen an den beiden Persönlichkeiten nichts auf. —

„Wie steht's mit der fünfprocentigen in Frankreich? he?“ rief Nr. 3 Nr. 4 zu.

„O! Ah! Gut! Louis Philipp ist gesund — Paris ist ruhig! Ich habe aber nichts davon.“

„Aber die Köln-Mindner steht verdammt niedrig, $75\frac{3}{4}$! Sapperlot! die Leute raufen sich beinah darum. Kann lange dauern bis Pari.“

„Berlin-Potsdamer aber herrlich, Wetterelement! 123! Wer hätte das gedacht!“

„Hast Du was darin gemacht?“

„Leider nicht! Kam zu spät! Wenn man immer Alles wüßte! Bin nur Mensch!“

„Ein Bankier muß Alles wissen — Bankier ist kein Mensch — Bankier ist eine Art Vorsehung auf Erden — hat telegraphische Augen — magnetische Ohren — he?“

„Das war ein guter Witz!“ sagte Josephson leise zu Eduard.

„Ich möchte aber wohl diese magnetischen Ohren zwischen meinen eisernen Fingern haben. Donnerwetter!

Ich muß bei Seite gehen, der Magnet ist stark, er zieht mich an."

In diesem Augenblicke erschienen bald nach einander Nr. 5 bis Nr. 15. Es entstand ein allgemeines Füßestampfen. Ein wahres Kauderwelsch von halben Fragen und Antworten ließ sich vernehmen — die Fünfprocentigen, die Vierprocentigen, die Spanischen, die Polnischen, die Englischen, Alles ging durch einander.

„Verstehst Du was davon?" fragte Josephson Eduard, „ich glaube, diese Kerle sprechen in allen Sprachen. Ich werde gleich anfangen Hebräisch zu machen."

„Laß es gut sein und höre Alles oder Nichts an," lautete die Antwort. „Man muß sich daran gewöhnen. Unsre Technik wird von ihnen auch nicht verstanden und möchte ihnen noch stärkeres Kauderwelsch scheinen. Sieh, da sammeln sie sich um Oeggerings Hirtenknaben. Nun werden wir was Neues hören!"

Die fünf Freunde traten dem Kreise der Kaufleute näher, denen das Warten schon zu lange dauerte und die sich wegen ihres nagenden Hungers zum Zeitvertreib zuletzt die Ausschmückungen des Zimmers betrachteten.

„Was ist das?" fragte Nr. 1.

„Nun, eine marmorne Figur," sagte Nr. 2.

„Das seh' ich — aber was stellt es vor?"

„Er spielt die Flöte," bemerkte Nr. 3.

„Was mag das kosten?" fragte Nr. 4.

„Fünfhundert Thaler, hat mir Ermeling gesagt," bemerkte Nr. 5.

„Bah, dann ist es auch nichts werth! Mein kleiner Canova kostet viertausend. O! essen wir noch nicht bald?"

In diesem Augenblicke thaten sich die Thüren auf und man sah in einen großen, hellerleuchteten Saal hinein, wo die Tafel angerichtet und lieblich mit Blumen geschmückt war. Fünf bis sechs Diener, hellblau mit Silber gekleidet, standen hinter dem Tische, des Winkes harrend, den ihnen Judith geben würde, die in aller Schönheit und Jugendfrische, mit ihrem muntersten Lächeln auf den Lippen, zum ersten Mal als Wirthin auftrat. Raphael ging eine neue Sonne auf, er hätte das weiße Mullkleid, das so einfach und doch so schön diesen elastischen Körper umschloß, an sein Herz reißen und küssen mögen.

Ein allgemeines Freudengewieher, Gegrinse, Gemecker erhob sich, fünfzehn Paar großstädtische Füße rückten im Sturmschritt über die verhängnißvolle Schwelle des Speisesaals, der so viele Freuden verhieß. Mit dem graziösesten Lächeln und Rückenbeugen stürzten sie um den Tisch herum, der schönen Tochter des Hauses die Hand, das heißt, den Handschuh zu küssen, denn Judith wußte wohl, was sie that, wenn sie einem solchen Angriff wüthender Verehrung zu widerstehen hatte. Endlich war

Nr. 15 so glücklich gewesen, auch sein liebliches Geflüster und den saftigsten Kuß anzubringen. Nun kamen die fünf jungen Männer langsam über die Schwelle geschritten. Die Begrüßung nahm nur zwei Sekunden in Anspruch und doch war sie himmelweit verschieden von der vorigen und ungleich bedeutungsvoller; gegen die Einen freundlich wohlthuend, gegen die Andern herzlich ermuthigend. Die Tochter vom Hause winkte Eduard und Raphael mit den Augen. Auf ihren ausdrücklichen Befehl mußte der Erstere ihr zur Rechten, der Andere zur Linken sitzen. Gegenüber waren Waldau's, Josephson's und Felix' Plätze belegt, Waldau in der Mitte, Josephson neben Nr. 1. Der Wirth selbst setzte sich mitten unter seine kaufmännischen Gäste. Man hatte Platz genommen. Felix sah etwas bedrückt aus, seine Adlernase ragte hoch auf, als schnuppere sie vergeblich nach Geisterduft. Waldau blickte grimmig wegen der vorherigen Bemerkungen über Deggerings Hirtenknaben. Josephson war aufmerksam, rechts und links lauernd, ob er nicht eine Gelegenheit erwischen könne, diesem oder jenem Nabob einen Hieb zu versetzen.

Man trug die Bouillon herum. Das halblaute Geflüster verstummte, ein allgemeines Schlürfen, Pusten und Schlucken ließ sich hören. Aber es dauerte nicht lange. Der Magen hatte sein erstes Opfer empfangen, empfand

eine angenehme Wärme und erwies sich dadurch dankbar, daß er die Geister zu neuen Gedanken ermuthigte.

„Herrliche Kraft! ein Pfund auf die Tasse!“ sagte Nr. 1. „Thut einem ordentlich wohl nach so vielem Reden!“

„Ja,“ erwiderte Josephson, an den dieser Erguß gerichtet war, „ja! und wunderbar genug, daß der schwache Mensch gerade durch die Kraft des Rindviehes unterstützt wird.“

„Da haben Sie in der That Recht, das ist sehr wunderbar! Essen Sie auch Austern!“

„Ich will es Ihnen sogleich beweisen, wenn Sie mir noch einige auf der Schüssel lassen. Ich bin ein Seestädter.“

„Ah! — trinken Sie Ungar oder Xeres?“

„Ist mir einerlei! In beiden brennt die Sonne Gottes.“

„Wohl, wohl, die Sonne Gottes. Vortrefflich bemerkt!“ —

So ging das Essen fort. Es folgten andere Gerichte ohne Zahl und in der schmackhaftesten Weise bereitet. Josephson und Waldau hatten sich eine Flasche köstlichen Rüdesheimer, ihren Liebling, zum Kampfe ausersehen, und sie wurden seiner bald Herr.

„Ihre Freunde haben meinen Geschmack,“ sagte Judith zu Eduard, „sie trinken Rheinwein, wie ich.“

„Das ist auch mein Wein,“ erwiderte dieser und sah die schöne Tochter vom Hause bedeutungsvoll an. Diese verstand den Blick und freute sich inniglich darüber.

Nachdem nun die Geister des Weines die Geister der Gäste Ermelings aufgeregt hatten, entfesselten sich auch ihre Zungen, denn das Nothwendigste, der Hunger, war beseitigt und nun kam mit dem Ueberfluß die Unterhaltung.

„Ermeling!“ rief Nr. 6, „haben Sie schon die Liste zum Kölner Dom erhalten?“ — Auf die bejahende Antwort fragte er weiter: „Auch gezeichnet?“

„Gewiß, das ist Schuldigkeit für unser ganzes Vaterland.“

„Wie viel denn?“

„Hundert Thaler jährlich!“

„Schämt Euch doch! Hundert Thaler jährlich für solchen Firlefanz. Fressen für die Kölner!“

„Für die Kölner nicht allein, lieber Freund! Für Jeden, der nach Köln kommt, ja für den auch, der nicht dahin kommt; solch ein Bau ist eine Zierde für eine ganze Nation, ein ganzes Zeitalter —“

„Was geht mich die Nation und das Zeitalter an; stände der Dom vollständig fertig in Treuenbrietzen, kein Hahn würde darum krähen!“

Waldau, fürchterlich ergrimmt, wollte schon losbrechen. Josephson hielt ihn zurück.

„Haben Sie von dem Dings da," fragte Nr. 4 über den Tisch herüber, „in oder bei Detmold — Gott weiß wo — schon gehört?"

„Sie meinen das Herrmannsdenkmal auf dem Teutoburgerwalde — ah! Das ist auch so eine Nationalangelegenheit. Auch dafür fordert man Beiträge. Der Fürst von Lippe-Detmold will, höre ich, im nächsten Jahr den Grundstein legen lassen. Was vom Menschen Alles gefordert wird. Nun sollen wir schon wieder für die Westphalen zusammen schießen; aber daran sind die Rheinländer Schuld, die sind mit ihrem vertrackten Dom vorangegangen."

Nr. 1, halb zu Josephson, halb zu Waldau gewandt, als wollte er beiden eine Freude bereiten, sagte halblaut: „Mein Lager Johannisberger-Kabinet ist leer, ich muß mir ein neues Fuder bestellen."

„Was hat der mit dem Herrmannsdenkmal zu thun?" fragte Waldau und sein Auge blitzte verheerendes Feuer.

„Sie wollen wahrscheinlich," übernahm Josephson zu antworten, „dem Fürsten von Detmold Ihre Erkenntlichkeit für seine vaterländischen Gefühle darbringen und ihm als Zeichen Ihrer Uebereinstimmung das Fuder Johannisberger-Kabinet verehren."

Nr. 1 sah den Sprecher halb verwundert, halb ärgerlich an.

„Gott bewahre mich davor!“ rief er. „Ich trinke meinen Wein allein, der Fürst von Detmold ist reicher als unser König. Na, das wäre eine Idee! Gott straf' mich! Ich meinte nur so, des Gespräches wegen, mein Lager sei leer, und so ein Fuder Kabinet ist theuer. Und da soll man noch zeichnen?“

„Haben Sie schon davon gehört,“ fragte Nr. 2, „daß man beabsichtigt, vor dem Fuchsthor ein neues Stadtviertel zu bauen, um Wohnungen für unbemittelte Handwerkerfamilien einzurichten? Man wendet sich von Seiten des Magistrats an den bekannten mildthätigen Sinn der Hauptstädter. Gehen Sie auch mit, und wie hoch? ich möchte es gern wissen.“

Nr. 1 riß die Augen auf und blickte an die Decke. „Das ist ja abscheulich,“ sagte er, „für die Handwerker schon wieder? Wir bezahlen ihnen ja schon ihre Arbeit doppelt und dreifach, sollen wir ihnen nun auch noch Häuser bauen? — Ich nicht. Mein Pferdestall muß nächstes Frühjahr neu aufgebaut werden, der nimmt alles Flüssige in Anspruch. Das ist ja eine erbärmliche Wirthschaft jetzt mit dem allgemeinen Wohlthun, und immer nur auf Kosten fremder Leute.“

„O Gott! mir wird ganz übel!“ sagte Waldau halblaut zu Josephson. Dennoch hatte Nr. 1 es gehört und spitzte die Ohren. Er drehte sich um und sagte: „Wie? Ihnen ist unwohl geworden? So plötzlich? Es wird

doch nicht die Cholera sein? Ich habe eine entsetzliche Angst davor. Die überfällt Manchen beim Diner!" — Und er rückte mit sichtbar ängstlicher Miene seinen Stuhl etwas näher an den Nachbar Nr. 2.

„Befürchten Sie gar nichts," erwiderte ruhig Josephson und deutete mit dem Auge nach dem Tische, „mein Freund hat sich nur erschrocken über den großen Braten, den man eben da unten hingestellt hat, er ist etwas kurzsichtig und glaubte, es käme ein lebendiger junger Ochse auf den Tisch."

„Ah!" rief Nr. 1 und sah das in der That sehr große, ganz angerichtete gebratene Kalb an, das zur Schau aufgestellt wurde, ehe es zerfleischt und verzehrt werden sollte. „Ah! das wird sehr saftig sein! Aber das ist wahr, die Kochkunst geht alle Tage weiter, sie hält gleichen Schritt mit den übrigen Künsten. Man kann jetzt erstaunlich schöne Dinge essen. Unter uns gesagt," und er bückte sich vertraulich zu Waldau und Josephson herüber, „unter uns gesagt, man darf das nicht vor Jedermann laut werden lassen, obwohl man seine Beisteuer zahlt, aber so ein Austern-Ragout von vorher ist mir zehnmal lieber als der Kölner Dom und der ganze Teutoburger Wald dazu!"

„Ich wünschte," brummte Waldau vor sich hin, „daß er an dem unverdaulichen Ragout seinen Geist aufgäbe, so ein —"

„Wie?“ fragte Nr. 1.

„O, mein Freund sagt nur,“ meinte Wolf, „der Kölnische Dom und der Teutoburgerwald, wenn sie auch gebraten wären, würden stets eine unverdauliche Speise für viele Leute bleiben.“

„Haha! der Meinung bin ich auch! guter Witz — vortrefflich, junger Mann! Darauf wollen wir anstoßen — vortrefflich!“ Und gegen Waldau geneigt, das Glas in der Hand, rief er mit beiden Backen lachend: „Auf Ihren Kölner Dom!“

„Auf meinen? Mein Herr! wenn ich im Stande wäre, ein solches Werk zu erdenken, ich würde nicht hier bei Tische, sondern bei den Göttern im Olymp sitzen.“

„Wo? Auf dem Olymp? O, Sie werden doch nicht auf den Olymp gehen — das ist ja blos für die Kanaille!“

„Mein Herr!“

„Beruhigen Sie sich alle Beide,“ erklärte Josephson, und zu Waldau gewandt, sagte er, „der Herr Bankier verstand den Olymp im Theater —“ und zu diesem: „Mein Freund meinte, wenn er im Stande wäre, einen Dom zu braten!“

„O ja, herrlich! vortrefflich! Wenn er das könnte, wäre er ein großer Künstler!“

Judith, Eduard und Manowsky, denen dies sonderbare Gespräch nicht entgangen war, hatten ihr Möglichstes

zu thun, ihre Lachlust zu bekämpfen, was um so schwieriger war, da Josephson einen unverwüstlichen Ernst beibehielt, von dem doch alle drei wußten, daß er nichts weniger als wirklich war.

Als der Champagner kam, ließ Raphael wiederholt seiner Nachbarin ein frisches Glas vorsetzen, trotzdem sie es abwehrte. „Warum trinken Sie nicht ein Glas?“ fragte Eduard leise, „Sie sehen doch, wie er mit den Augen bittet, und sein Herz, ich bezweifle nicht, spricht dieselbe Sprache.“

„Sie wissen es ja, ich trinke den weichlichen süßen Wein nicht mehr.“ — Raphael zuckte zusammen und Eduard sah es.

„Raphael Manowsky aber wünscht mit Ihnen ein Glas auf Ihre Gesundheit zu trinken,“ sagte er laut.

Sie nahm das Glas, lächelte und trank. „Auf Ihre Gesundheit!“ flüsterten beide.

Unterdessen hatte der Wein, das Essen, die Unterhaltung die Gäste etwas munterer werden lassen, sie ergingen sich in leichteren Dingen; die schwere Geschäftssprache fing an allmählig ganz zu verschwinden.

„Ermelings Wein ist gut,“ sagte Nr. 8 oben am Ende der Tafel. „Er versteht das. Aber seltsame Anordnungen sind bei ihm nichts Seltenes. Sehen Sie da, meine Herren, ich weiß nicht, warum es mir eben erst einfällt, da sitzt seine Tochter mitten unter den jungen Laf-

sen, wie die Taube unter den Geiern, und wie sie lustig sind."

„Ich verdenke es der Jugend nicht, daß sie lustig ist," antwortete Nr. 9. „Wir waren es auch einmal. Ueberdies — aber sagen Sie es nicht weiter — einer von den jungen Leuten wird hier bald Bräutigam sein!"

„Was? Ist Ermeling ein Thor geworden? will er seine Hunderttausende zum Fenster hinauswerfen?"

„Das ist seine Sache. Aber offenbar ist das Mädchen verliebt, das sieht man. Die Bankiers sind ihr nur Hausmannskost, sie wirft ihren Appetit auf die langhaarigen Künstler. Und der Alte — der ist Nebensache, er trägt ihr die Schleppe."

„Das ist ja eine abscheuliche Geschichte! Dieser Narr und diese Närrin! Na! er sollte sicher gehen, ein Künstler ist weiter nichts als ein Künstler — ein Pinsel! O, ich habe eine wahre Antipathie gegen dieses langhaarige Gethier, sie sind mir ein Gräuel. Arm wie die Fledermäuse, lieben sie wohlbesetzte Tafeln und schmarotzen wie ein Polyp. Sehen Sie doch, wie sie sich im Champagner baden! Und wie sie verliebte Augen dabei machen!"

„Laß sie doch, sie haben Hunger, die Elenden! Die Kunst geht nach Brot."

„Ich wollte, sie wären alle zum Teufel, wir reichen Leute brauchen das Diebsvolk nicht."

Da wurde das Zeichen zum Aufhub der Tafel gegeben; man erhob und beglückwünschte sich, als hätte man einen Sieg erfochten, und doch hatten sie nur Alle ihren eigenen Hunger zum Schweigen gebracht. Waldau sprang wie eine Springfeder empor. Bald hatte er seinen Hut in der Hand und blinzte den Freunden zu, sich zu beeilen. Nach einigen allgemeinen Begrüßungen eilte man die Treppe hinunter. Die Freunde waren die Ersten, der Erste von Allen war Waldau. Unten auf der Straße angekommen, sah er sich um und als er nur die Seinigen um sich sah, stellte er sich mitten auf die Straße, streckte die Hände zum Himmel empor und rief, aus tiefster Brust aufseufzend:

„O Gott, o Gott, o Gott! Dieser Kelch ist an uns vorüber, habe Dank, Vorsehung! Ein Ragout ist diesen Menschen lieber als der kölnische Dom! Da soll man seine Fassung behalten — ich wäre beinahe aus der Haut gefahren.“ Und mit einer wahren krampfhaften Heftigkeit schlug er ein schallendes ironisches Gelächter in die klare Nachtluft auf, in welches die Freunde aus vollstem Herzen einstimmten. „Ich begleite Euch noch,“ rief er dann, „ich muß mich in dieser frischen Luft erst rein baden, ich werde die ganze Nacht von dem gebratenen Teutoburger Walde träumen.“

„So sind diese Menschen,“ sagte Eduard, als sie leiser sprechend den Weg nach Hause einschlugen, — „ha-

ben Millionen und keine Seele. Gott ist bei der Vertheilung seiner Güter gerecht gewesen; es sind Ausnahmen in der Geschichte der Menschheit, wenn die an Gold Reichen auch reich an Ideen, Kunstsinn und Weisheit sind."

„Ich möchte ein Rad schlagen, wenn ich daran denke," rief Waldau, der seinen Grimm gar nicht bemeistern konnte, „hier auf offener Straße möchte ich als Purzelmännchen tanzen! Die Fünfprocentigen! Louis Philipp ist gesund — Paris ist ruhig! Diese telegraphische Depesche, mit gesperrten Buchstaben gedruckt, ist ihnen lieber, als alle Künste und Wissenschaften zusammengenommen."

„Die Kochkunst nicht zu vergessen!" wiederholte Josephson.

„Und Deinen lebendigen jungen Ochsen, vor dem ich dermaßen erschrack, daß mir unwohl wurde, auch nicht," schloß Waldau, „denn das war noch das Schmackhafteste von Allem!" —

Sechstes Kapitel.

Die Werbung.

So war denn endlich auch die letzte der medizinischen Prüfungen überstanden und mit ihr einer der wichtigsten Lebensabschnitte Eduards erreicht. Die Zeit des Unterrichts, des Lernens im besonderen Sinne des Wortes war vorbei und das selbstständige Leben begann. Und wie schnell waren diese fünf Jahre in den Strom der Vergangenheit dahin geschwommen! Wie rasch hatten die brausenden Wellen dieses Stromes, Freude und Schmerz, Besorgniß und Lust dahin gespült! Aber im Ganzen und Großen, wie gütig und fürsorgend hatte sich die Vorsehung gegen unsern Helden bewiesen! Und er fühlte das wohl in seinem Herzen, und er sagte oft im stillen Herzensgespräch: Wenn der Himmel mir keine größeren Sorgen schickt, als bisher, werde ich als einer der Glücklichsten dieser Erde zu preisen sein. O, er war sehr genügsam,

dieser junge Mensch und es dürften seines Gleichen nur Wenige unter der heutigen Jugend gefunden werden.

Eine fünfjährige mit ernsten wissenschaftlichen Studien erfüllte, nur durch die mitgepflegten Künste sonnig erheiterte Zeit der Arbeit ließ nun aber auch eine kurze Muße zur Erholung und Zerstreuung erwünscht sein. Und so war es auch beschlossen und bereits alle Vorbereitungen zu einer für die Gegenwart angenehmen, für die Zukunft ersprießlichen Reise getroffen. Nur noch einen Tag hatte der junge Doktor für jetzt in der Hauptstadt zu verleben, und dieser eine Tag sollte in einen ernsten und einen heitern Theil geschieden sein. Denn die große, schwierige, ja für Eduard dornenvolle Aufgabe war, beim Bankier Ermeling und seiner Tochter nicht allein für alles bisher empfangene Gute Dank zu sagen, sondern auch sein Manowsky gegebenes Versprechen endlich auszuführen, wozu sich bisher keine Gelegenheit geboten hatte. Nun war der letzte Tag da, in kurzer Zeit wollte der junge Künstler selbst die Stadt verlassen und vorher mußte über das Schicksal dieses edlen Menschen entschieden sein. War nun diese schwierige Aufgabe gelös't, so kam der heitere Theil des Tages; es galt, den letzten Abend im Kreise der über Alles verehrten und geliebten Freunde, der mitstrebenden Genossen seiner Jugend, zu verleben. Denn wer konnte vorher sagen, ob, wann, wo und wie diese jungen Männer, die sich so zufällig zusammengefun-

den, auch fernerhin sich wieder finden und mit vereinigten Kräften ihrem Ziele entgegen arbeiten würden, wie sie ihr ersteres in fröhlicher Gemeinschaft erreicht hatten. Denn für jetzt wenigstens trennten sie sich in verschiedenen Richtungen, mit verschiedenen Absichten und Mitteln, und es war kaum anzunehmen, daß sie der Zufall wieder zu Einer Zeit, wenn auch mit gleichgebliebener Gesinnung, und an demselben Orte versammeln würde. Nur Felix, Josephson und Adalbert Lambeck, der Tempera-Maler, blieben in der Hauptstadt zurück. Waldau ging mit Ernst und Karl nach England, wo Ersterer die englische Architektur und die Technik des im großen Maßstabe entwickelten Maschinenwesens, Letzterer die höhere Gartenkunst kennen lernen wollte. Oeggering hatte, wir wissen es schon, für's Erste Kopenhagen zu seinem Studium gewählt, Manowsky jagte mit allem Künstlerfeuer nach Rom, Riegenstahl wollte die Alterthümer Westphalens und der Rheinlande ausbeuten, Eduard selber wußte noch nicht, wohin er seine Schritte lenken sollte, er dachte an Süddeutschland und Frankreich; ein fester Entschluß aber sollte während seines mehrwöchentlichen Aufenthaltes im älterlichen Hause, bis der blüthenreiche Mai selber sein Sommerreisekleid anzog, erst gefaßt werden. Der Einzige, der noch nicht wußte, was er thun sollte, war Willibald Kannenschmidt, der Semmelmaler. Denn diesen Namen hatte er, und wir müssen es hinzusetzen, zu seiner besonderen Auszeichnung

und Ehre, im Freundeskreise beibehalten. Er wäre gar zu gern mit einem der Uebrigen oder auf seine eigene Hand abgereis't, aber seine Armuth lähmte seine Wünsche und hinderte die Erfüllung derselben. Unter Waldau's und Manowsky's verständiger Leitung war er ein denkender Künstler geworden, die letzte Hand an seine Ausbildung hatte Lambeck selber gelegt. Dieser, das große in ihm schlummernde, nach seiner Meinung nur nicht recht angewandte Talent gewahrend, hatte alle Kräfte, alle Belehrung, alle Ueberredung daran gesetzt, den Jüngling zu heben; von einem Portraitmaler war er ein Landschaftsmaler geworden, und von diesem sollte er zu dem großartigsten Zweige des ganzen Malerkunstbaumes, zur Freskomalerei übergehen, denn dahin zog ihn nicht allein seine Neigung, sondern auch eine nur von dem Freskomaler allein heraus gefühlte Fähigkeit. Aber ein äußeres Mißgeschick verfolgte den armen Bäckersohn auf allen seinen Schritten.

Bei Privatleuten wurden in der Hauptstadt kleine Freskogemälde ausgeführt, die öffentlichen Kunstdenkmäler dagegen von auswärtigen Künstlern, wie das leider gewöhnlich oder wenigstens sehr oft geschieht, hergestellt, und seine in der Muße vollendeten Oelbilder wollten keinen rechten Abgang finden, weil er nicht die Dreistigkeit seiner Kameraden besaß, sie vor das große Publikum zu bringen. Seine übergroße Bescheidenheit war ihm überall

im Wege; an jenem sich selbst anpreisenden Muthe fehlte es ihm, wegwerfen wollte er sich nicht und so fristete ihm sein kärgliches Leben nicht der heftige, sich selbst bewußte und vertrauende Stolz Lambecks, sondern eine an Ergebung grenzende, milde, beinahe wehmüthige Hoffnung auf einstiges Besserwerden. Vergebens war alle Ermunterung, alles Zureden, alles Bitten. Eduard selbst hatte zwar an Ermeling einige Bilder verkauft, der billige Preis aber, den der leicht befriedigte Künstler forderte, und seine beinahe feige Zurückhaltung, mehr zu nehmen, als er verlangt hatte, ließen ihn aus dem Meere der Armuth, in welches er einmal gesunken war, nicht wieder auftauchen, wozu noch kam, daß sein bedürftiger Vater ihm zwei seiner Brüder nachgesandt hatte, für deren Erhaltung und Erziehung er nun auch sorgen mußte.

Was Adalbert Lambeck betrifft, so war er längst einer der ergebensten Freunde Eduards und ein treuer Genosse der Uebrigen geworden. An sein schroffes Aeußere hatte sich bald ein Jeder gewöhnt. Man hatte das unverfälschte reine Naturgold in seinem Innern erkannt und gewürdigt, der düstere, unheimliche Glanz des äußeren unedleren Metalles verletzte keinen mehr. Vielmehr bot gerade diese rauhe Außenseite vielfachen Stoff zu größerer Anstrengung in der Politur dieses edlen Steines dar, und wiederum war es Josephson, der zu allgemeiner Ergötzung fast beständig mit dem eigenwilligen Temperamaler nicht

im Kampfe, wohl aber in unschuldigem Turniere sich tummelte. Den jetzigen Juristen reizte weniger das, was der Maler sprach, sondern die eigensinnige Bestimmtheit, mit der er es vortrug.

„Er hat oft in der Sache Recht,“ sagte Wolf zu Eduard, „aber er muß eine andere Ausdrucksweise annehmen, und diese wollen und müssen wir ihm beibringen, und ich will sein Schleifstein sein, bin ich doch dann bei Euch zu etwas nütze.“

Adalbert war jetzt ein so eifriger Besucher des Sonnabendvereins wie die Andern, er arbeitete aber nicht selbst, wie er nie Abends arbeitete, sondern er saß und sprach oder ging von dem Einen zum Andern, um Dies oder Das zu tadeln, zu modeln, zu bekritteln.

Und so war der letzte Sonnabend gekommen, der besonders dadurch verherrlicht werden sollte, daß neben dem Genusse einiger Flaschen guten Weines, von Josephsons Kennerzunge besorgt, Waldau's geheimnißvolle, jetzt endlich vollendete Arbeit den Augen der Freunde enthüllt werden sollte, woran sich schon so lange die höchste Erwartung und Spannung des ganzen Künstlerkreises geknüpft hatte.

Eduard hatte den Mittag mit Waldau bei Holzbrechers zugebracht und von diesen braven, ehrlichen Leuten bereits Abschied genommen. Von dort ging er in das benachbarte Handwerkerhaus und sagte den drei bekannten

Familien sein Lebewohl. Die Kinder weinten, die Alten waren betrübter als je, da er ging. Um drei Uhr Nachmittags wollte er zu Ermelings gehen, als unerwartet Kannenschmidt bei ihm erschien. Er trug sein neuestes Bild, das er in den letzten Tagen zu verkaufen vergeblich bemüht gewesen war, unter dem Arm. Er sah traurig und niedergeschlagen aus; seine ergebene Miene drückte den ewigen Kampf der vergebens nach Oben ringenden Seele gegen die sklavische Kette der Armuth aus.

„Was fehlt Dir?“ fragte Eduard theilnehmend, als er eingetreten war und den Freund begrüßt hatte.

„Ich kann nicht reisen, ich habe mein Bild nicht verkauft.“

„Das ist schlimm. Zeig einmal her. Was hast Du dafür verlangt?“

„Zehn Louisd'or.“

Das Bild zeigte eine winterliche Landschaft im Thüringer Walde, dem Vaterlande des Malers. Es war zwei Fuß lang und etwa anderthalb hoch.

„Dies ist zu wenig, Willibald, Du konntest das Doppelte dafür verlangen, und es wäre dennoch nicht nach seinem Werthe bezahlt.“

„Ach, ich wäre mit meinem Preise sehr zufrieden gewesen. Mehr will ich nicht. Wenn mein Name erst bekannter wird, werde ich mehr fordern, denn bei uns be-

zahlt man ja mehr den Namen des Künstlers als seine Arbeit.“

„Das ist leider nur zu wahr. Wohin wolltest Du reisen?“

„Zuerst nach Hause zu meinen armen Eltern; ich wollte sehen, wie es ihnen ergeht. Dann, wo möglich, nach München und zuletzt nach Dresden.“

„Zu dieser Reise gebrauchst Du mehr als zehn Louisd'or.“

„Zehn habe ich bereits gespart.“

„Dann würde es allenfalls bei Deiner Lebensweise gegangen sein!“ sagte Eduard und versank in augenblickliches Nachdenken. — Die Zeit war ihm kurz zugemessen, er mußte zu dem Bankier, also dachte er schnell.

„Weißt Du was?“ sagte er plötzlich, und ein freundliches Lächeln überflog sein ernstes Gesicht. „Laß mir das Bild. Vielleicht finde ich noch heute einen Käufer. Wenn Du um sechs Uhr am Abend wiederkommst, hole Dir den Bescheid.“

Der von Neuem erfrischte Künstler ließ das Bild zurück und entfernte sich. Eduard ging ein Mal im Zimmer auf und ab. Der Nothpfennig des Zimmermeisters war noch unangerührt, die Noth hatte ihm selbst ihr bleiches Angesicht noch nicht entgegengestreckt. Schnell entschlossen, wie immer, wenn es der Hilfe eines Andern galt, öffnete er das verborgene Fach des Schreibtisches,

worin die grüne Börse lag, nahm sie zum ersten Male, seitdem er sie niedergelegt, in die Hand und öffnete sie. Die auf die Münzen geprägten Königszüge sahen ihn ernst, wie in stiller Beobachtung an. Er nahm die zehn glänzendsten Goldstücke heraus, wickelte sie in ein Papier und steckte sie in seine eigene Börse.

„So!“ sagte er zu sich, „das Bild wäre glücklich verkauft!“ Dann legte er auch dieses sorgsam mit der grünen Börse in den Tisch zurück, verschloß ihn und trat ruhig seinen Weg nach dem Hause des Bankiers an. Je näher er aber der wohlbekannten Thür kam, um so stärker pochte sein Herz. Der Gang, den er jetzt that, war einer der schwersten, aber auch der schönsten seines Lebens.

Als der aufmerksame Thürhüter ihn von Weitem kommen sah, öffnete er ihm rasch die Thür, damit der Liebling Aller nicht zu warten brauche.

„Alles zu Hause, Herr Doktor!“ sagte er.

„Wo befindet sich Herr Ermeling?“ fragte Eduard einen der Diener auf der Treppe.

„Sicher in seinem Arbeitszimmer!“ lautete die Antwort. In zwei Minuten stand Eduard vor dem biedern, ehrlichen Kaufmann.

„Sie sind nicht der Erste,“ begann dieser, sobald er den Eintretenden gewahrte, „der mir die gute Nachricht bringt. Waldau ist schon bei Judith gewesen und hat ihr das Resultat Ihrer Prüfung mitgetheilt. So eben

hat sie mich verlassen. Nun, mein alter guter Freund, ich gratulire von ganzem Herzen."

Und hiermit schüttelte er ihm treuherzig die Hand, während sich seine Linke auf Eduards Schulter legte. Eduard ging sogleich auf sein Ziel los und erwiderte herzlich:

„Mein bester Herr Ermeling! Ich hätte viel zu danken, wenn ich Ihnen nicht allein für Ihre guten Wünsche, sondern auch Ihre guten an mir geübten Handlungen danken wollte."

„Hundert Millionen, Wollzagen! Das braucht's nicht zwischen uns. Sehen Sie, wie rasch die Zeit vergangen ist, seitdem Sie hier zum ersten Mal bei mir eintraten. Wie lange ist es her, daß Sie hier sind? — Nun ja, fünf Jahre! es war nach Ostern, ich weiß es genau, da kamen Sie im Auftrage Ihres Vaters zu mir. Jetzt ist wieder Ostern vorbei, aber wie hat sich Alles verändert. Ich bin grau, Judith ist schön, Sie sind ein Mann geworden, und was für ein Mann! Hundert Millionen! Wie wird sich der Alte freuen! Aber, Mann, was haben Sie? Sie sind nicht so heiter wie gewöhnlich."

„Ich habe große Verpflichtungen auf mir; sie im wahren Lichte, wie sie in meinem Herzen geschrieben stehen, vor Ihnen darzulegen, erfordert Kraft, mehr vielleicht als ich besitze. Ich reise morgen auf längere Zeit von hier fort, von Ihnen, wo ich so vieles Gute genossen;

das stimmt mich ernst. Bester Herr Ermeling, ich kann nur sagen, für Alles, was Sie mir gethan, ich danke, ich danke Ihnen von Herzen, und damit ist leider Alles gesagt!"

„Leider? Warum nicht gar! Wenn es weiter nichts ist, damit lassen Sie sich die gute Laune nicht verderben. Ihr einfaches Wort befriedigt mich mehr, als ein ganzer Haufen von Anderen. Ich weiß, wie Sie es meinen. Ich dachte schon, Sie hätten etwas Anderes auf dem Herzen."

„Auch das habe ich."

„Dachte ich mir's doch! Nun immer frei heraus — Hundert Millionen! Oder, wenn es Ihnen zu schwer wird, lassen Sie mich zuerst sprechen, das wird Ihnen vielleicht Muth machen. Sehen Sie, ich bin, mit Gottes Beistand, ein reicher Mann geworden. Mein Junge ist, Sie wissen es ja, nach Bonn gegangen, mit siebzehn für die Universität reif. Wenn das auch Geld kostet, so ist es mir doch lieber, als wenn er mein Geschäft übernommen hätte. Ein Geldmensch ist immer nur ein halber Mensch und steht nie auf geweihtem Boden. Und wozu habe ich erübrigt, als zum Besten meiner Kinder? Wozu ist das Geld überhaupt? Wir können es weder essen noch mitnehmen. Judith, mein Augapfel, Sie wissen es auch, ist ein liebes Mädchen geworden und macht mir viele Freude. Ihnen, Wollzagen, ja Ihnen am meisten ver-

danke ich, daß sie so gerathen ist, denn nicht Ihr Unterricht allein in den ersten Jahren, sondern vorzüglich Ihre Leitung, Ihr Umgang in den letzten haben große Wirkung hervorgebracht. Also bin ich Ihnen ebenfalls zum Danke verpflichtet. — Hundert Millionen! lassen Sie mich ausreden! Leider behält man die Töchter nicht immer lange im Hause. Wenn Judith mich verläßt, werde ich einsam sein. Und einsam heißt bei mir trostlos. Nun sehen Sie, damit mir nun das nicht geschieht, habe ich mit ihr einen Plan, und dieser Plan kann vielleicht glücken. Wir wollen sehen. Sie ist zwar einst ein reiches Mädchen und erbt die Hälfte meines Vermögens, und ich könnte sie, wenn ich darnach trachtete, wie andere Väter meines Standes, an einen schwerwiegenden Mann bringen. Das fällt mir aber nicht ein. Bankiers sind kühle Eheleute, sie lieben das Metall mehr als ein Weib. Ich werde nie mein Kind zwingen, einen Mann zu nehmen, den sie nicht mag. Und nun — und das ist mein Geheimniß — glaube ich, hat Judith eine Neigung —"

„Das glaube ich auch —"

„Ah, sehen Sie, das ist prächtig, nun ja, Sie sind ja ihr Vertrauter. Ich kann mir das denken. Doch, wir wollen die Sache kurz machen — ich bin kein feiner Mann, kein Gelehrter, wie Sie, habe nicht studirt, habe von der Pike an gedient. Leuten meines Schlages sitzt das Herz auf der Zunge. Also — wo wollen Sie sich

niederlassen? Wenn ich rathen darf, bleiben Sie hier — ich habe Bekanntschaften, die Praxis kann nicht fehlen. Hier in der Hauptstadt müssen Sie sich aber nothwendig, wenn es in die Augen fallen soll, auf einen etwas großen Fuß einrichten, müssen Pferde und Wagen schon am ersten Tage haben und sie tüchtig laufen lassen — Nun gut, — Sie sagen, Sie haben keine Mittel! Lieber Wollzagen, es giebt aber Leute, die welche haben — wenden Sie sich an sie, Männern wie Ihnen schlägt man nichts ab. Nun sprechen Sie!"

„Mein lieber Herr Ermeling, Sie irren sich in mir! Ich will nicht Arzt bleiben und von meiner Praxis leben. Meine Absichten und Hoffnungen tragen mich weiter. Ich bin mit meinem Studium noch lange nicht fertig, den kleineren Theil habe ich erst hinter mir, den bei Weitem größeren vor mir. Jetzt überliefere ich mich einer kurzen Ruhe auf einer kleinen Reise; hat mich diese mit frischer Kraft erfüllt, dann kehre ich hierher zurück, um wieder ein Student zu sein wie vor fünf Jahren."

„Hundert Millionen!" rief Herr Ermeling auf das Aeußerste verwundert aus, „wie lange dauert denn dieses ewige Studium? Wohin soll das führen? Das ist mir ja ganz neu!"

„Es soll mich, so Gott will, zu einer Professur an irgend einer Universität führen, ich will die Naturwissen-

schaften in ihrem ganzen Umfange studiren, das war mein Plan von Anfang an."

„Aber das habe ich ja gar nicht gewußt. Weiß das Judith?"

„Gewiß weiß sie das."

„Und wie lange kann das noch dauern — ich meine, bis Sie fertig sind?"

„Leicht noch drei bis vier Jahre. Dann bin ich acht und zwanzig, also immer noch ein junger Mann."

„Acht und zwanzig! Hm! —" Der Bankier rechnete still vor sich her: „Drei und zwanzig! Ja! Schade, ich dachte mir, Sie wären jetzt schon fertig. Aber — freilich — was diese jungen Leute für eine Weisheit zum Leben nöthig haben — Gott soll mich davor bewahren! Also das ist immer Ihr Entschluß gewesen?"

„Immer, von Anfang an, auch habe ich es oft in Ihrer Gegenwart ausgesprochen, Sie haben es wahrscheinlich nur überhört —"

„Also Judith weiß das?" wiederholte der Bankier.

„Ganz gewiß — ich habe es ihr oft mitgetheilt."

„Und sie billigt es? Wie?"

„Ob sie es billigt? — Ich verstehe nicht recht — Ah! —" und hier ging Eduard, dem Unbefangenen, Unerfahrenen, Vertrauensvollen zuerst ein neues Licht auf. Die helle Flamme dieses Lichtes erwärmte ihn aber nicht, sie brannte ihn, eine tiefe Wunde entstand bis in seine

innerste Seele hinein. Sein Geist arbeitete beinahe mit krampfhafter Anstrengung — er hielt seinen Blick in sein Inneres zurückgespannt — einen Augenblick lang sah er nichts um sich her — aber dieser eine Augenblick ging rasch vorüber — sein Entschluß war schon da — lebendig stand er vor seinen wieder klaren Augen — er ging auf den Bankier zu, schnell, beinahe springend, und faßte seine Hand.

„Herr Ermeling!“ sagte er mit laut athmender Brust.

„Nun, was denn?“ lächelte dieser, der den längst erwarteten Augenblick gekommen wähnte.

„Sie nehmen also mit meinem einfachen Danke in Worten vorlieb?“

„Gewiß, Sie närrischer Mensch, und was nun weiter?“

„Vielleicht kann ich später noch einmal durch eine That danken — jetzt aber habe ich noch eine Bitte —“

„Nur zu — ich bin heute bei guter Laune —“

„Ich habe einen Auftrag an Sie —“

„Einen Auftrag? Und der ist? —“

„Erfüllen Sie die Bitte, die ich mit allen Gründen meines Geistes und meines Herzens unterstützte — denn sie betrifft das Glück eines meiner besten Freunde —“

„Wessen?“ fragte der Bankier mehr mit seinen weit aufgerissenen Augen als mit dem kaum hörbaren Laute.

„Des Raphael Manowsky, genannt Raphael Sanzio des schönen Malers?“

„Desselben — er liebt Judith —“

„Er liebt Judith? —“

„Ja! Wie ein edler Mann ein braves Weib lieben kann, innig, fromm, zärtlich, mit dem Herzen und seiner ganzen so reich begabten Seele — ja! er liebt sie! O, Sie sind kein harter Mann — Sie lieben Ihr Kind — geben Sie Ihre Einwilligung —“

„Ah!, oh! Will ihn denn Judith? —“

„Ich glaube ja sagen zu können.“

Dem Bankier war ein Angstschweiß ausgebrochen; die heiße Stirn mit seinem chinesischen Tuche trocknend, lief er mehr als er ging, im Zimmer auf und nieder.

„Das ist mir neu,“ rief er wieder, als wenn er zu sich selbst spräche, „eher hätte ich mir des Himmels Einfall vermuthet — aber es kam noch zu rechter Zeit, sonst, sonst —“

„Warum?“

„Warum? O!“ und die Kraft des alternden Mannes, des zärtlich liebenden Vaters wich dem Andrängen seiner heiligsten Gefühle — er fing bitterlich an zu weinen, ging auf Eduard zu und fiel ihm um den Hals.

„Beruhigen Sie sich, bester Herr Ermeling,“ besänftigte dieser den Sturm seiner Empfindungen — „machen Sie zwei Menschen glücklich —“

„Herr Wollzagen, haben Sie denn je daran gezweifelt, daß ich mich dem Glücke meines Kindes entgegen werfen würde? Ja, ja, und hundert Millionen Mal ja, wenn sie ihn mag, und wenn er ein Handwerker wäre, nur ein braver Kerl muß er sein — ich schäme mich keines rechtschaffenen Menschen — da — da, gehen Sie, da drinnen ist Judith — gehen Sie und sagen Sie ihr, ihr Vater wolle, was sie wolle — da hinein — hinein!“ Und er schob ihn beinahe mit Gewalt aus dem Zimmer.

Eduard war glücklich im Nebenzimmer, welches das des Vaters von dem der Tochter schied. Also der Weg war so kurz wie die Zeit, die ihm gelassen war. Er wußte, daß er aus dem Winde in den Sturm kam, und deshalb zögerte er einen Augenblick, um sich zu fassen und zu neuer Kraft zu stählen. Da steckte der Alte, der neugierig war, wie das Ende von diesem Anfang werden würde, den Kopf durch die Thür, als wollte er nachsehen ob Eduard schon bei Judith sei. Dem jungen Manne blieb nichts übrig, als zu klopfen und auf den gehörten Ruf rasch in das Zimmer Judiths zu treten. Schon stand er vor ihr, die am Fenster saß und an einer schönen Stickerei mit Perlen arbeitete. Ach! Perlen bedeuten Thränen! sagt das Sprüchwort, und hier sollte es wieder seine Bestätigung finden.

Als Eduard die feste Miene und den energischen Gesichtsausdruck des jungen Mädchens sah, ward er wie-

der Herr seiner Gefühle, wie er der Herr seiner Gedanken immer geblieben war — nie war er mehr Mann gewesen als in diesem schwierigen Augenblicke — er rief sich Raphaels schöne Gestalt, sein edles Gesicht, sein verklärtes Auge, seine vollendete Kunst vor Augen, und nun sah er getrost der folgenden Unterhaltung entgegen.

„Guten Tag, Judith!“

„Guten Tag, Herr Wollzagen!“ Und sie reichte ihm ihre sanfte Hand hin, wie sie es jeden Tag that.

„Wissen Sie, weswegen ich heute komme?“

„Ich besorge es zu wissen. Sie wollen wegen Ihrer Reise Abschied von mir nehmen, wann kommen Sie wieder?“

„Ich denke, drei Monate können leicht vergehen.“

„Das ist eine lange Zeit. Wohin gehen Sie?“

„Zuerst in meine Heimath, dann nach Frankreich.“

„Also zuerst zu Ihrem guten Vater, von dem Sie mir so viel erzählt. Ich möchte ihn wohl sehen. Sieht er Ihnen ähnlich?“

„Judith — ich habe heute viel auf meinem Herzen und meine Zeit ist kurz — kommen Sie auf das Sopha, wie sonst, wir wollen einmal recht wie zwei gute Freunde plaudern —“ und er ergriff ihre Rechte und führte sie auf ihren gewöhnlichen Platz. Judiths Finger bebten, ihr weiblicher Instinkt ahnte irgend etwas Ungewöhnliches, Eduards Auge blitzte heller als sonst, und eine feine Röthe

geistiger Aufregung bedeckte seine Wangen bis unter die Augen hin.

„Judith!“ fing er mit fester Stimme an, als er neben ihr saß.

„Ich höre — sprechen Sie.“

„Sie wurden mir vor fünf Jahren eine liebe Schülerin — in den letzten Jahren schon war ich Ihr Lehrer nicht mehr. Wir haben uns gegenseitig belehrt, nicht in der Musik, den Sprachen und dem Zeichnen allein — auch in vielen andern Dingen gemüthlichen Lebens und höherer Bildung —“

„Aber mein Gott, Sie sind ja so feierlich —“ unterbrach sie ihn.“

„Ich habe auch eine feierliche Handlung zu begehen, lassen Sie mich aussprechen.“

„Sie machen mich besorgt, Ihnen ist doch kein Unglück begegnet?“

„Nein! ich habe Ihnen nur zwei Geheimnisse anzuvertrauen, das erste ist das meinige, das zweite das eines Freundes. Geben Sie mir Ihr Wort und Ihre Hand, daß Sie beide bewahren wollen, wo solche Geheimnisse bewahrt werden müssen, in Ihrem Herzen.“

„Hier ist Wort und Hand. Mein ganzes Herz ist bereit, Ihre Wünsche entgenzunehmen.“

„Ich bin es zufrieden. Hören Sie mich wohl an.

Sie, Ihr Vater, alle Welt, Wenige ausgenommen, hielten mich für dieses Predigers Wollzagen Sohn —"

„Nun?"

„Ich bin es nicht. Ich kenne sogar meine Eltern nicht, nur meine Mutter habe ich in frühester Jugend gesehen — aber, aber sie, wie mein Vater ist todt. Ich hatte aber einen Vormund — so denke ich mir — der stieß mich von sich, mich, das kleine, schwache, verlassene Kind, — in die weite, große, fremde Welt. Zuerst kam ich in eines Unwürdigen Hände, durch Gottes allmächtige Fürsorge, für die ich ihm täglich auf den Knieen danke, nahm mich der Prediger auf — ihm verdanke ich, was ich kann —"

„O, wie bedaure ich Sie von ganzem Herzen! Aber wozu mir das? Auch als Unbekannter sind Sie mir, sind Sie uns, was Sie sind —"

„Judith, es ist die Aufgabe meines späteren Lebens, meiner männlichen Kraft und Ausdauer, meinen wahren Namen zu suchen und meinen Vormund zu entdecken —"

„Nun, und dann? O der Unglückliche! —"

„Ich weiß nicht, wer ich bin, was ich bin — wahrscheinlich ein armes Kind — von zweideutiger Herkunft —"

„Nein, nein, das sind Sie nicht!"

„Woher wollen Sie das wissen?"

„Mein Herz sagt es mir — aber warum mir dies unselige Geheimniß? —“

„Weil meine Zukunft dunkel ist wie meine Entstehung, weil sie mir nicht gehört und weil — ich das Bedürfniß fühle, ein Band zwischen mir und Ihnen zu haben, das mich an Sie fesselt, mich mit Ihnen auf ewig verbindet. Deshalb theile ich Ihnen dieses Geheimniß mit, um durch Offenheit und Vertrauen mir Ihre Freundschaft zu verdienen, für dieses ganze Leben —“

„Die haben Sie schon —“

„Ich wollte ihrer gewiß sein, da ich von Ihnen gehe. Dies war mein Geheimniß, nun das eines Andern —“

„Was werde ich hören!“ rief Judith in großer Bewegung und konnte kaum ihre hervorbrechenden Thränen zurückhalten.

„Sie kennen Raphael Manowsky, unter uns wegen seiner Schönheit, seiner Kunst, seiner idealen Richtung, Raphael Sanzio genannt.“

„Ja! ich kenne ihn durch Sie!“

„Sie wissen also, daß er ein großer Künstler ist und noch größer werden wird, wenn sein Schicksal es will, und heute wird dieses Schicksal entschieden. Das aber wissen Sie noch nicht, daß er eben so edel als Mensch wie groß an Talent ist —“

„O, doch weiß ich es — Sie würden nicht mit ihm verkehren —“

„Um so besser — er ist einer meiner besten Freunde — ich möchte mich nie von ihm trennen und doch, wenn es ihm hier, jetzt nicht glückt, werde ich und werden wir Alle ihn auf ewig verlieren —“

„Warum sollte es ihm nicht glücken? Er verdient ja jeden Erfolg —“

„Er verdient ihn gewiß, und doch ist er sehr unglücklich —“

„Unglücklich? Warum das?“

„Er liebt!“

„Und wird er nicht wieder geliebt?“

„Wenn ich das bestimmt wüßte, heute, jetzt wüßte, wäre dies der glücklichste Tag meines Lebens.“

„Sprechen Sie weiter — weiter —“

„Kaum habe ich den Muth dazu, und doch muß ich — die Zeit drängt — ich habe ihm geschworen, ihm heute seine Entscheidung zu überbringen — er wartet zu Hause angsterfüllt auf meinem Zimmer — ich fühle das an dem lauten Pochen meines eigenen Herzens — dürfte ich ihn glücklich machen, denn schon in den nächsten Tagen geht er nach Italien —“

„Weiter! —“

„Was weiter? Sie haben mich längst verstanden — Sie wissen — er liebt Sie allein — Muth — o Gott!“

Und das von ihren stürmischen, widerstreitenden Gefühlen überwältigte Mädchen sank auf ihrem Sitze zusammen und schlug laut weinend die Hände vor's Gesicht.

Eduard kniete leise an ihrer Seite nieder und zog schnell ihre Hände von ihrem Gesicht.

„Judith, Sie sind das erste Weib, vor dem ich in dieser Stellung verharre — vor Ihnen schäme und erniedrige ich mich nicht. Wollen Sie meine Freundin für's Leben sein?"

„O Eduard — Sie fragen? —"

„So reichen Sie ihm Ihre Hand —"

„Eduard!" rief sie noch einmal und laut aufschreiend lag sie an seinem Halse. Er drückte sie sanft an sich und berührte mit seinen bebenden Lippen ihre reine Stirn. Die Berührung war nur wie ein Hauch, aber sie wirkte magnetisch auf das starke Mädchen, als hätte sie eine höhere allgewaltige Macht mit ihrem göttlichen Strahle berührt. Sie fuhr auf.

„Sie wollen es?"

„Ja, ich will es! Und wenn dieser Ton, diese Stimme, dieses Wort von dieser Lippe, dieser Wille aus diesem Herzen noch die Gewalt in Ihrem Herzen hat, die es früher hatte, so sagen Sie Ja!"

Sie kämpfte noch mit ihren schwächeren Gefühlen, lange und tief sah sie dem Freunde ihrer Jugend in das männlich schöne, von der Erregung des Augenblickes feu-

rig strahlende Gesicht — drückte ihre Hand krampfhaft gegen das pochende Herz und rief, ihr dunkles Auge voll gegen den Mahnenden aufschlagend:

„Ja, ich will es, da Sie es wollen! — Aber nun verlassen Sie mich —"

„Leben Sie wohl, Judith — bald sehen wir uns wieder, wir sind Freunde auf ewig —"

„Auf ewig, Eduard — leben Sie wohl!"

Ein letzter inniger Händedruck — ein letzter ermahnender Blick, und — er war aus dem Zimmer.

„Und ich bin nicht seine Braut!" schluchzte sie ihm nach. Da richtete sich ihr Herz — wie uns in der zerschmettertsten Lage oft wunderbarer Weise der erhabenste Muth überkommt — plötzlich auf, wie von einer himmlischen Macht emporgehoben.

„Aber seine Freundin!" sagte sie leise — „auf ewig! Vielleicht ist es so besser — Gott wollte es nicht! Auf ewig! O! Er lügt nicht — ich auch nicht — ich will es beweisen, daß ich es bin."

Und wie ein sanfter Sonnenschein oft durch den herabträufelnden Regen schimmert und die köstlichen Farben des Regenbogens, des Himmels eigene Farben wiederspiegelt, so spielte ein rosiges, innerliches Glück verrathendes Lächeln — das unantastbare, reine, köstliche Glück eines weiblichen Herzens — durch ihre Thränen hindurch.

Eduard eilte in seine stille Wohnung, schweißbedeckt, glühend; aber im Innern erhoben, glücklich, ruhig trat er in sein Zimmer. Raphael war wirklich schon darin. Er sah dem Kommenden fragend in's Gesicht.

„Raphael," sagte dieser mit leiser aber den Künstler mächtig erschütternder Stimme: „Raphael, morgen früh eilf Uhr geh zum Bankier Ermeling — Du bist Judiths Bräutigam!"

„Eduard!"

„Still, da kommen die Freunde!"

Es war Willibald Kannenschmidt, der die Zeit nicht erwarten konnte, zu hören, ob sein Bild verkauft sei. Sein Auge fragte ebenfalls wie Raphaels Auge, und sein Mund schwieg wie Raphaels Mund.

„Nun, Du willst von Deinem Bilde hören?"

„Ist es weg?"

„Ja!"

„Und?"

„Hier sind die zehn Louisd'or!"

Der junge Mann nahm das Gold, betrachtete es beim Lichte des Fensters und zeigte dann den beiden Andern sein freudestrahlendes Gesicht.

„Du bist ein sicherer Unterhändler," flüsterte er.

„Gewiß bin ich das!" lautete die gleichgiltige Antwort.

Siebentes Kapitel.

Es wird Licht.

Frau Schwarzkopfs unabänderliche Sorgfalt hatte das Zimmer ihres Herrn Doktors heute Abend wie sonst zum Empfang der Freunde hergestellt. Sie war recht traurig, diese gute Frau, daß ihr lieber junger Herr, wie sie oft sagte, schon am nächsten Morgen und auf so lange Zeit verreisen wollte. Wie würde das Gartenhaus nun so einsam und verlassen dastehen und an wen würden sich die Nachbarn wenden, wenn irgend einer von ihnen eines guten Rathes bedürfte. Denn das war ihre Gewohnheit so. Es wurde nichts von Bedeutung in den drei Familien beschlossen und verhandelt, wozu nicht Eduard als Rathgeber oder Schiedsrichter hinzugezogen worden wäre; kein Einkauf wurde besorgt, kein Vertrag abgeschlossen, den er nicht gebilligt oder befördert hätte. — O, wie

langweilig würde Allen die Zeit verfließen, bis der liebe gute Herr wiederkäme! —

Die Freunde fanden sich heute sehr pünktlich ein. Waldau und Riegenstahl schleppten mit Mühe ihre ungeheure Mappe herbei. Als sie Alle versammelt waren und ihren Platz eingenommen hatten, ergriff Eduard zur Einleitung das Wort und sagte:

„Meine lieben Freunde! Ihr wisset es, wir feiern heute Abend unser letztes Beisammensein, vielleicht für dieses ganze Jahr. So Gott will, sehen wir uns aber nach unserer Reise, zu neuer Arbeit erfrischt und ermuntert, fröhlich wieder. Ich für mein Theil bleibe Euch Allen — Ihr wißt es — unverändert ergeben, und ich hoffe von Euch, daß auch Ihr wie ich gesund und an Leib und Seele gestärkt, zurückkehret, mit neuer, erhöhter Liebe und Freundschaft zu unserm gemeinsamen Streben wiederkommen werdet. Ihr entbindet mich wohl heute eines weitern Vortrages, ich habe den ganzen Tag viel gearbeitet und bedarf der Ruhe. Ueberdieß wird uns Waldau's schönes Geschenk, welches in jener Mappe verborgen ist, die Zeit rasch genug wegnehmen — also laßt uns bis um acht Uhr, unsere Speisestunde, in froher Gemüthlichkeit mit einander verkehren!“ —

Die Arbeit dieses Abends war keine ernstliche, Niemand hatte die nöthige Lust und Ruhe dazu. Jeder zeichnete auf das erste beste Blatt Papier, wozu ihn die Laune

trieb, und meist waren es scherzhafte Skizzen aus dem täglichen Leben. Josephson saß, wie gewöhnlich, neben Eduard; die Ellnbogen auf den Tisch gestützt, sahen seine Augen und hörten seine Ohren Alles, was vorging. Lambecks Stuhl stand zwischen Manowsky und Kannenschmidt, die Beide, aus verschiedenen Anlässen freilich, zu freudig bewegt waren, um zu irgend einer Thätigkeit von Belang aufgelegt zu sein. In stilles Brüten verloren, saßen sie beinahe ganz unthätig da, nur von Zeit zu Zeit einen glühenden, dankbaren Blick auf Eduard werfend, der Allen heute Abend sehr eigenthümlich gestimmt erschien. Josephson war wieder der Erste, der seiner Zunge nicht länger Einhalt gebieten konnte.

„Waldau," sagte er zu diesem gewendet, „willst Du Deine kleine Sextanermappe nicht öffnen? Ich brenne vor Verlangen, Deine Ahnungen und Gesichter verkörpert zu sehen."

„Da wirst Du noch eine Zeit lang warten müssen, Wolf," lautete die ruhige Antwort, „verkörpert siehst Du sie auch heute noch nicht, nur wie ein vom Geiste erdachtes, von der Hand auf das Papier gefesseltes Nebelbild ihrer einstigen Vollendung wirst Du sie erblicken. Aber damit hat es noch Zeit, laß uns erst etwas plaudern."

„Nun, was sitzt Ihr da und grübelt!" rief Adalbert Lambeck und stellte sich hinter seine beiden in himmlischen Regionen schwebenden Nachbarn, indem er ihre

Köpfe etwas derb mit seinen starken Händen rieb. „Wißt Ihr, wie Ihr aussieht? Wie zwei verliebte Knaben, die von dem Vater ihres Mädchens einen Schlag auf den Mund zum Willkommen erhalten haben."

Riegenstahl schwieg hartnäckig, Willibald aber entgegnete:

„Dies Mal irrst Du sehr, gestrenger Meister, ich bin nie in eine andere Schöne, als die ich mit dieser meiner Hand geschaffen, verliebt gewesen."

„Das wären nun gerade meine Schönen zum Verlieben nicht, kleiner Mann," erwiderte Lambeck mit gutmüthigerm Lächeln, als man gewöhnlich an ihm sah.

„Warum nicht?" fragte Raphael leise.

„Weil sie mir alle zu weichlich, zu weibisch, das heißt zu äffisch sind. Eure Gestalten, und wenn sie auch schöne Gesichter, das heißt wieder, Larven zur Schau tragen, haben kein Mark in den Knochen, Eure Knochen sind nur Knorpel, Euer Fleisch ist nur kaltes Fischfleisch. Sieh nur, Riegenstahl, das Gesicht da, welches Du eben zeichnest, sieh es an und schäme Dich, wie ein geschickter Künstler wie Du, so etwas Weichliches zu zeichnen vermag — da, da —" und mit ein paar kecken, raschen Strichen gab er mit einem hastig ergriffenen Bleistift dem Bilde, dessen er sich bemächtigte, einen Ausdruck voll lebhaften und feurigen Charakters.

„Du bist ein Meister in d i e s e r Kunst," sagte der

bescheidene Riegenstahl und schaute sein von einem Anderen vervollkommnetes Werk mit Beifall an.

„Ei was," rief Lambeck, „Ihr wollt nur nichts lernen, so viel man Euch predigt, Ihr bleibt ewig nur Schüler — gebt Euern Bildern mehr Stoff, Charakter, Wahrheit, Natur; malt nicht allein zimperliche Gestalten, wie die da war, dann werdet Ihr Künstler werden, wie Ihr sein müßt, um Euch und Anderen zu genügen."

Da ergriff Manowsky etwas empfindlich das Wort und sagte rasch:

„Du tadelst beständig, Adalbert; Du setzest unsre Auffassungen und Ausführungen herab, und doch entstehen Beide aus reiflichem Nachdenken und eisernem Fleiße. Vergissest Du dabei, daß wir Muster vor uns haben, die jeden Künstler begeistern müssen? Denke an Raphael von Urbino selber. Er ist mein Vorbild, das ich freilich nie erreiche, so wenig wie ein Anderer, dem ich aber demungeachtet nachzustreben für meine höchste Pflicht und meine größte Aufgabe halte."

„Da kommst Du mir gerade recht," entgegnete Lambeck eifrig und seine Augen nahmen jenen stechenden Ausdruck an, den sie hatten, wenn er empfindlich wurde — „Du kommst mir gerade recht! Immer Raphael und wieder Raphael! Das ist es eben, was ich tadle. Als wenn ich nicht wüßte, daß er ein Halbgott und wir nur stümperhafte Menschen sind! Aber immer in seinem Fahr-

wasser bleiben — das ist kein besonderer Ruhm für einen selbstdenkenden und schaffenden Künstler. Ihm sind seine Ideale geglückt — tausend Andern entlaufen sie unter dem Pinsel — so wird es auch Euch ergehen. Malt Eure Ideen, nicht auf die Leinwand, malt die Natur! die Natur! die Natur! Ich kann es Euch nicht oft genug wiederholen."

„Wie! sind seine Madonnen keine Natur?" rief Manowsky voll Eifer.

„Was Madonnen, immer Madonnen! Immer himmlische Heerschaaren! Engel und Götter! Malt Menschen, meinetwegen Berge, Bäume oder Thiere, wenn Ihr Menschen nicht malen könnt, aber sie müssen etwas Wirkliches, Irdisches an sich haben, etwas, was ich und Andere verstehen. Wie die Engel und die Heiligen im Himmel aussehen — diese Träumereien halb Wahnsinniger — das wissen wir nicht, das sind Götzenbilder, Ihr freilich nennt es Ideale."

„Raphaels Ideale sind und bleiben die göttlichsten, die es giebt," erwiderte Manowsky bestimmt.

„Ja, sie sind es und werden es auch bleiben, lieber Junge. Aber wer ihm in den Himmel seiner Gedanken nach will, wird fallen wie Dädalus, der seine Flügel für Aetherschwingen hielt, da sie doch nur von Wachs waren. Raphael hat sich das so gedacht, das ist wahr, und er hat es uns zu einer schönen vollendeten Anschauung ge-

bracht, Ihr könnt es Euch nicht so gut, müßt es Euch also schlechter denken, und was schlechter ist als gut, ist nicht mehr gut. So verstehe ich es."

„Oho!" rief Willibald gekränkt.

„Du Kleiner da, willst auch mitreden? Schweig still mit Deinen halben Menschen."

„Was willst Du mit den halben Menschen sagen?" fragte Josephson lächelnd, der sich jetzt berufen fand, sich der in künstlerischer Klopffechterei offenbar schwächeren Freunde anzunehmen.

„Was ich damit will, Herr Permierminister? Das will ich. Malt er nicht Portraits? Sogenannte Brustbilder? Und sind diese Brustbilder, deren Bauch und Füße man nicht sieht, nicht halbe Menschen?"

„Die größten Meister haben zu allen Zeiten Brustbilder hergestellt."

„Auch die größten Meister können im Geschmack und in Darstellung der Wahrheit Irrthümer begehen. Es ist dies eine Sitte, eine Mode geworden. Dagegen eben eifre ich. Die Mode ist oft die unsinnigste Sitte, die es giebt. Zieht nur eine Parallele, vergleicht — so werdet Ihr den schwachen Punkt finden. Denkt Euch zum Beispiel einen Thiermaler, male er nun ein Pferd oder einen Wallfisch — denkt Euch denselben, wie er das Pferd oder den Wallfisch bis zum Bauche malt und die Beine oder die Flossen, kurz den untern Theil seines

Thierwesens hinzudenken läßt — werder Ihr nicht lachen?" —

„Wir werden nicht lachen, wie Du, Diabolo! Bei einem Pferde — ich nehme dies Bild auf — sind oft die Beine das Beste, das Charakteristischste. Mit den Beinen arbeitet, läuft, besiegt es den Feind, und das wird kein Maler weglassen, um uns von der Schönheit, der Kraft, dem Charakter des Thieres ein deutliches Bild zu verschaffen. Freilich! Die Menschen haben nicht Alle so schöne Beine wie ein vollblutiges Rennpferd!" —

„Oho!" polterte Lambeck. „Freilich haben die Pferde ihr Genie oft in den Beinen, Wallfische in den Floßfedern und im Schwanze, der Mensch aber im Kopfe, wie er das Herz in der Brust hat. Das weiß ich. Du aber wirst mir den Bauch des Menschen am wenigsten verachten, der Du ein halber Bauchmensch bist, und die Füße auch nicht. Nein, nein, sagt was Ihr wollt, der Mensch ist nur halb, ohne Bauch und Beine, sie gehören zu seinem Organismus und ein halber Organismus ist ein halber Mensch. Das wollt' ich beweisen!"

„Und das wäre Dir beinahe gelungen, Diabolo!" rief Josephson heiter. „Du vergissest aber nur die Hauptsache. Warum eiferst Du gegen Portraits, gegen sogenannte Brustbilder? Weil sie nicht in Dein Fach gehören, Du kannst sie nicht herstellen, weil Du sie nicht treffen kannst."

„Was!“ rief Lambeck komisch erbittert, „das sollst Du bereuen! Ich werde Dir beweisen, daß ich Portraits malen, daß ich auch treffen kann.“

Und schnell wie der Blitz, im Stehen, nur mit dem Oberkörper über den Tisch gebeugt, riß er Riegenstahl ein Blatt weißen Papiers und einen Bleistift weg und mit raschen, festen Zügen entwarf er einen Kopf, ein Gesicht daran, nebst Hals und Brust, das die unaussprechlichste Aehnlichkeit mit des Juristen Zügen wies, aber zugleich die karrikaturartige Aehnlichkeit eines Wolfes mit raubsüchtig aufgesperrtem Rachen zeigte. Er war fertig und warf dem staunenden Kreise das Blatt auf den Tisch. Alles stürzte darüber her. Ausrufe des Staunens, des Jubels, des allgemeinen Beifalls wurden laut, die mit einem gemeinsamen schallenden Gelächter endigten.

„Wolf, diesmal hat er Dich wiederlegt!“ sagte Eduard, noch lange im Stillen lachend.

„Wäre ich ein Maler, ich würde ihn auch portraitiren,“ rief Josephson mitlachend, „aber ich würde ihn darstellen als den Antichristen, der sogar dem lieben Herrgott die Zähne weis't.“

„Ich bin ein Christ, kämpfe nur mit Menschen und ihren Gebrechen, aber nicht mit dem Allmächtigen!“ entgegnete Lambeck sehr ernst und hiermit war dieser Streit beendigt.

Nach einigen Minuten des Stillschweigens und der

Erholung nach diesem Lachkampfe, begann Waldau wieder das Gespräch, und sich an den Tempera-Maler wendend, der jetzt ungestört auf seinem Stuhle saß und seinen Gedanken über den eben beregten Gegenstand nachhing, sagte er:

„Lambeck, Du wolltest uns neulich eine Definition von der Schönheit geben, aber Du hast es unterlassen, weil Du mit mir maultest, da ich Deine Meinung bekämpfte, der gothische Baustyl sei aus dem griechischen hervorgegangen, während ich der Meinung war, er sei das Ergebniß, die bildlich architektonische Darstellung des germanischen Volkscharakters. Weißt Du es noch?“

„Wohl weiß ich es noch — und ich gab Dir im Ganzen am Ende Recht. Weißt Du auch das noch? — Gut! Die Definition der Schönheit aber kann ich auch heute nicht geben, wie ich es niemals können werde. Denn dazu gehört mehr, als ein mittelmäßiger Farbenkleckser zu sein. Meines Wissens überhaupt kann das kein Mensch mit bestimmten unwiderleglichen Worten, weil Jedermann, das wißt Ihr ja an Euch selbst, einen andern Begriff von der Schönheit in sich trägt. Höchstens ein Philosoph kann das oder glaubt das zu können, da er Alles zu können und zu erklären sich einbildet. Haben sie ja auch den Mond definirt! Nun, ich muß gestehen, meine Vorstellungen sind gewiß nicht immer die besten, aber eine bessere Vorstellung vom Monde habe ich doch als jene

gottgleichen Philosophen mit Menschenschädeln. Ich kann nur davon höchstens sprechen, was ich verstehe, in Bezug auf die Schönheit, also nur das für schön ausgeben, was ich mit meinen eigenen Augen für schön halte."

„Das wird auch schon genug sein," bemerkte Josephson, „wenn Du von der Schönheit verlangst, was Du von der Kunst forderst. Laß ein Mal hören."

„Meiner Ansicht nach — wohl verstanden, meiner sage ich, denn Andere können eine andere haben — giebt es für den Maler vier Arten von Schönheiten, unter welche sich alle übrigen unterordnen lassen. Ich erkenne eine bleiche, eine rosige, eine blendende und eine üppige Schönheit an."

„Ah!" dachte Josephson, „das ist wahr, ich selbst kenne eine bleiche."

„Und ich eine rosige!" murmelte Raphael.

„Nicht, daß eine jede," fuhr der Tempera-Maler fort, „nur eine bleiche, rosige u. s. w. Schönheit an und für sich wäre, sondern daß, wie auch die vier Temperamente selten rein, meist gemischt vorkommen, auch die wirklichen Schönheiten einige dieser Eigenschaften zugleich an sich tragen. Auch will ich nicht das Wort bleich, rosig, blendend, üppig einzig und allein auf das Körperliche angewendet wissen, auch das Geistige, Gemüthliche kann den Ausdruck des Bleichen, Rosigen, Blendenden, Ueppigen in sich schließen."

„Wir verstehen!“ rief Waldau. „Wir Alle kennen die besten Bilder der Welt und es ist wahr, unter diese Rubriken kann man ein jedes vom Maler geschaffene Weib bringen.“

„Nun, Seht Ihr! Auch ein Blinder muß sich, meiner Meinung nach, obwohl er nicht sehen kann und die Farben nicht kennt, sich aber in seinen Gedanken doch eine Vorstellung von Blau, Grau u. s. w. macht, auch eine von meinen Schönheiten machen können.“

„Das ist klar und das kann er!“

„Das ist es, was ich Euch darüber sagen kann, ich bin fertig.“

„Schon fertig?“ rief Josephson verwundert. „Wir wissen noch sehr wenig von Deinen Schönheiten, als daß Du vier Arten angegeben hast. Die Niederländer malten vorzüglich üppige Schönheiten, Titian bleiche, Correggio rosige; blendende, das heißt, nur das Auge bestechende malen viele neuere, nur nach dem äußern Effekt haschende Künstler — wie würdest Du Deine, Dir ursprünglich inwohnende Schönheit darstellen, und welche Art ziehst Du allen übrigen vor? Das wenigstens mußt Du uns erklären.“

„Das ist ja beinahe eine Gewissensfrage,“ sagte Waldau, „er hat sich am Ende noch gar keinen Begriff davon gemacht.“

„Ich will und muß es aber wissen, denn ich be-

haupte von vorn herein, daß seine Schönheit weniger von den vier Arten an sich hat als die meinige."

„Das ist sehr möglich," erwiderte Lambeck ernst. „Ich will aber, so gut wie Du, ein Gemisch von allen vier Arten haben, so wenig ich mir eine reine Vorstellung von dem Mädchen machen kann, das ich einst lieben werde." —

„Was?" rief Josephson, „eine bleiche und rosige Schönheit zugleich?"

„Wo möglich — ja! Obgleich es wie ein Unsinn und Widerspruch klingt."

„Contradictio in adjecto!" flüsterte Wolf Eduard zu, der seinen Kopf auf die Hand gestützt schweigend zuhörte. Lambeck fuhr fort:

„Das Weib, das ich einst liebe, muß nicht allein schön, nicht allein bleich oder rosig oder üppig, oder alles Dreies zugleich sein —"

„Aha! die Blendende läßt er schon fallen."

„Sondern — es muß auch eine seltene, nie dagewesene Schönheit sein."

„Oho! das ist viel!"

„Sie muß außerdem fest, entschlossen, selbstständig sein, nichts vom Kinde, viel lieber vom Manne haben, das heißt in geistiger Eigenschaft — sie muß sich nicht auf mich stützen wollen, sondern in der Welt auf ihren eigenen Füßen stehen können."

„Nun ja!“ rief Josephson, „eine Japanesin oder Chinesin wirst Du nicht heirathen wollen.“

„Warum nicht, wenn sie mir gefällt? Sogar eine Grönländerin, eine Eskimo, wenn sie mein Herz stiehlt.“

„Ja, ja, wir verstehen!“

„Also etwa eine Amazone,“ bemerkte Riegenstahl.

„Meinetwegen, vorausgesetzt, daß sie nicht verstümmelt ist, wie die wahren Amazonen es gewesen sein sollen —“

„O!“ rief Josephson, „wir merken schon, was Du willst, Du willst etwas Besonderes für Dich allein haben. Höre, ich will Dir einen guten Rath geben. Male Dir eine nach Deinem Belieben und dann bitte Gott inbrünstig, wie er es bei Adam gethan, von Dir eine Rippe zu nehmen und nach Deinem Ebenbilde eine Eva zu schaffen.“

Alle lachten, Lambeck aber entgegnete ernst:

„Das kann ich auch nicht ein Mal, und wenn ich der größte Künstler der Erde wäre. Ich wäre immer nur ein Mensch, und die Natur ist reicher und mannigfaltiger im Erfinden, als ich es je werden könnte. Ich kenne keinen Menschen, der genau sagen könnte: so oder so muß das Weib aussehen, das ich lieben soll. Ich weiß nur, daß die Natur, nachdem sie es geschaffen, uns anbietet, wie man etwa einem Freunde ein gutes Glas Wein vorsetzt, und daß wir dann, wenn wir Appetit darauf haben, sagen: ich danke, und es zu uns nehmen.“

„Du hast Recht," sagte Eduard ernst, „das ist die Wahrheit. Wir können nur wünschen, daß es uns vollkommen gefällt, das Andere ist Gottes Sache."

„Das wußte ich, daß Du mit mir übereinstimmen würdest," entgegnete Lambeck; „ich bemerkte es auch nur, um jenen Eiferer zur Ruhe zu bringen, und siehe, der Wolf würgt kein Lamm mehr, er ist gesättigt."

„Nein, im Gegentheil!" rief dieser, „ich habe Hunger. Laß das Essen bringen, Eduard, ich habe auch einen Durst, das Meer auszutrinken."

Und sie aßen ihr einfaches Mahl und tranken ihren Wein. —

„Jetzt," sagte Waldau, als auch dieses beendet war. „jetzt, Kinder, nachdem wir gegessen und getrunken, kommen unsre Luftschlösser. Riegenstahl, die Mappe!"

Dieser schleppte die Mappe heran und öffnete sie. Aller Augen folgten begierig seinen vor Aufregung und Freude zitternden Händen. Waldau aber war wie elektrisirt. Er lief rechts, links und so schnell und geschmeidig, daß er mehr zu schweben als zu treten schien. Der Augenblick seiner jahrelangen Erwartung, Geduld und Ausdauer war gekommen. Was sein heiterer Geist geschaffen, seine fleißige Hand ausgeführt, das sollte jetzt den prüfenden Augen der kunstverständigen Freunde vorgelegt werden. Sein Herz schlug beinahe hörbar. Er

ging zu Eduard, drückte ihm warm die Hand, und reichte ihm das erste und Hauptblatt dar.

„Eduard," sagte er ernst und mit vor Freude glühenden Wangen, „Du hast uns Alle gefördert, nach unserm Werthe geschätzt und geliebt; was wir auch in verschiedenen Bemühungen vollbrachten, Dir sei dieses Blatt meines Fleißes geweiht. Ich wollte, das Schicksal vergönnte es mir, mit diesen meinen Händen eine solche Ruhestätte zu errichten. Du solltest lieblich und heimisch darin wohnen." Und er überreichte ihm das Blatt, welches die Front des schon früher erwähnten, in romantisch-normännischem Style gezeichneten Schlosses blicken ließ.

„Ah!" riefen Alle, die sich hinter Eduards Stuhl im Kreise drängten. „Das ist gut! das ist gut!"

„Das ist sehr gut, sehr schön!" sagte Lambeck, der sich bald des Blattes mit einer Hand bemächtigte, während er die Bescheidneren zur Seite schob. „Hans, Du hast Dich selbst übertroffen."

Waldau entgegnete nichts, aber man sah ihm an, wie das lobende Urtheil des kritischsten Aller ihn erfreute.

„Und hier sind die dazu gehörigen Blätter," rief Riegenstahl und gab die andern Bogen in die Hände der Künstler. „Das ist die Kirche, das Pfarrhaus und das Schulhaus. Hier sind die Gartenpavillons, die Gewächshäuser, die Stallungen, die Remisen, die Ateliers für die verschiedenen Künste, hier das Theater, hier die Wohnun-

gen für die Diener, die Gärtner — kurz, Ihr seht es, an Alles hat unser guter Waldau gedacht."

„Aber das ist ja vortrefflich! Wie lange habt Ihr daran gearbeitet, denn hier an diesen Skizzirungen erkenne ich Deine feine Hand, David Riegenstahl."

„Fünf Jahre," sagte Waldau und schöpfte tief Athem. „Und hier seht Ihr die Möbel, die darin stehen müssen, die Kleidungen der Menschen, die sich nur darin bewegen dürfen — und das Alles hat Riegenstahl, ja, der fleißige David Riegenstahl gezeichnet."

„Alles in einem Sinne, einem Geiste, einem Geschmacke," sagte Raphael Sanzio.

„Das ist es eben, was ich bewundre," nahm Lambeck wieder das Wort. „Nicht die Feinheit, die Korrektheit und Schönheit allein ist es, die mich wahrhaft entzückt, sondern der Gedanke der Einheit, der das Alles in einem Gusse erfunden und dargestellt hat, — sehr, sehr schön!"

Und stumm und staunend standen die Freunde und ein Blatt nach dem andern wanderte ringsum durch alle Hände. Man konnte nicht genug bewundern, sich nicht genug freuen.

„Und hier die Maschinen!" rief Ernst freudig. „Seht, bis in's kleinste Detail sind sie vollendet."

„Und die Statuen und plastischen Verzierungen in

Zimmern und Gärten, o, das hat Oeggering gemacht!" rief Kannenschmidt.

„Ja, das hat er gemacht!" rief Waldau. „Dank und Preis ihm! Wer aber hat diese Gartenanlagen, diesen Park entworfen, he?" Und sein Auge blitzte gegen Eduard auf den bescheidenen Karl, der ruhig wartete, bis die Reihe an ihn kam.

„Das ist Karl Michels Entwurf," sagte Eduard. „O, was seid Ihr rührig gewesen. Alles, Alles gut und brav. Freunde! hört!" rief er laut, „die Verfasser dieses Kunstwerks sollen leben! Josephson, fülle die Gläser bis an den Rand!"

Die Gläser klingelten lustig aneinander und ein donnerndes Hoch erscholl den wackeren Künstlern.

Man wurde ruhiger, beobachtete das Einzelne; man setzte sich, jeder mit einem Blatte in der Hand. Endlich warf Lambeck das letzte, nachdem er es mit seinem prüfenden Blicke überschaut, auf den Tisch und rief:

„Freunde! genug der Freude und des Beifalls. Nun sagt mir, wozu das Alles? Was habt Ihr für einen Zweck dabei im Auge?"

Alles wurde still und sah Waldau an. Riegenstahl erröthete, Oeggering wurde blaß, Ernst sehr bedächtig. Da nahm Waldau das Wort und sprach:

„Nicht nur um unsere Muße zu tödten, haben wir fünf Künstler dieses große Werk unternommen. Wir hat-

ten einen größern Zweck im Auge und im Herzen. Abgesehen von dem äußerlichen Erfolg, den diese Arbeit uns bieten dürfte, haben wir unsre Hand angelegt, um ein Denkmal unserer innigen Freundschaft zu stiften. Wie wir, innig und treu, durch Gemüth und Geist verbunden, uns gefördert und ermuthigt haben, so gehet mein Wunsch und mein Gebet dahin, daß wir uns einst, in Erfüllung eines größern Werkes, wiederfinden und in Kraft vereinigen mögen, diese unsere langjährige Arbeit in's Leben zu rufen, sie, wie wir sie auf dem Papiere entworfen, künftig in Steinen, Eisen und Holz in die Wirklichkeit hinüberzuführen, damit wir, so Gott will, selber darin wohnen und uns der Frucht der jugendlichen Bestrebungen in der Wahrhaftigkeit des Lebens erfreuen mögen. Gott gebe es. Amen!"

Alle waren von Neuem überrascht und überwältigt von dem ersten Ausdruck des Redners. Man sah einander an. Lambeck war wieder der Erste, der seine Gedanken in Worte kleidete:

„Was soll das aber heißen?" fragte er. „Ich verstehe es nicht recht. Wollt Ihr das wirklich bauen, Hans?"

„Warum nicht?"

„Aber wer soll die Kosten bezahlen?"

„Wer das Geld hat."

„Was soll es denn kosten?"

„Hier sind die Anschläge — Alles genau berechnet, das Innere und Aeußere, die Kunst und das Handwerk, die Meister und die Arbeiter! In Summa Drei und eine halbe Million Thaler."

Beinahe wäre der Tempera-Maler vor Lachen geplatzt.

„Tollhäusler!" rief er lustig, „Du verlangst Kaiser und Könige!"

„Es wird viel gebaut," lautete die Antwort, „und es giebt, Gott sei Dank! Kaiser und Könige auf dieser Welt!"

„Aber was soll das für uns, Hans? Du sprachst ja, wir sollten darin wohnen und wirken."

„Bei Gott ist Alles möglich! Auch sprach ich nur den Wunsch aus."

„Das ist wahr, damit ist freilich Alles gesagt! Ich bin zufrieden!" — Und er lachte wieder, daß ihm die Augen voll Thränen standen.

Josephson winkte ihm. Er wollte dem Künstler seine Freude nicht verderben.

„Setze und beruhige Dich," sagte er leise. „Du kennst Hans Waldau nicht. Er hat Gesichter und Ahnungen!"

„Aber das ist doch zu phantastisch, bester Josephson."

„Das ist es nicht!" schrie Waldau empört. „Schaffe ich in Wirklichkeit, so kann ich auch in Dichtung schaffen;

manche Dichtung schon ist Wahrheit geworden, die man für Fabel und Erscheinung erklärt hat. Die Geschichte der Welt giebt die Lösung der Phantasiegebilde der Menschen. Laß es ein Phantasiegebilde sein — es hat mich, es hat Andere glücklich gemacht. Ich nähre mich einmal von Bildern. Das sind nicht die ersten und werden nicht die letzten sein. Jetzt sag' ich kein Wort mehr!" — Und er setzte sich auf seinen Stuhl und trank schweigend seinen Wein aus.

„Glaubt er an Ahnungen und Gesichte?" fragte Lambeck leise Josephson.

„Er glaubt daran."

„Ich nicht."

„Ich auch nicht, wenigstens nicht so fest wie er."

„Streitet Euch darüber nicht," nahm Eduard laut das Wort, der die geflüsterten Worte gehört hatte. „Man muß jeden Menschen nehmen, wie er ist, nicht wie er sein könnte. Ich glaube auch nicht daran und doch hat es in allen Zeiten Menschen gegeben, die an Ahnungen und Gespenster glaubten und sowohl Gründe wie den Erfolg zu Gunsten ihrer Meinung für sich hatten."

„Was hältst Du denn davon?" fragte Lambeck jetzt in vollem Ernste.

„Was ich davon halte? Das ist sehr einfach, lieber Lambeck. Ich behaupte nicht, daß die Meinung, die ich jetzt aussprechen will, die allein richtige sei, ich will da-

mit nur sagen, was ich darüber fühle und denke. Es handelt sich hier, wie mir scheint, nicht darum, zu erforschen, ob es Gespenster gebe oder nicht. Meines Wissens und Erachtens giebt es allerdings keine. Es handelt sich vielmehr darum, ob es Menschen giebt, die an ihre Existenz glauben oder nicht. Im Allgemeinen aber ist für uns das vorhanden, woran wir glauben. Wir glauben zum Beispiel an Gott, der Türke an Allah und seinen Propheten, der Israelit an den kommenden Messias, und für uns ist Gott, für den Türken Allah, für den Israeliten der kommende Messias vorhanden. Freilich stützt sich, für uns Christen, dieser unser erhabenster und göttlichster Glaube auf Gründe der Vernunft, der Offenbarung und des Herzens, worauf sich jener auf einem abseits führenden Wege befindliche Glaube an Gespenster, Gesichter und Ahnungen nicht begründet. Es giebt aber in manchen Menschen eine große, ihnen angeborne und anerzogne Kraft, die bisweilen auf Kosten der Vernunft in's Unglaubliche entwickelt ist. Ihr kennt sie ja Alle, unsre Einbildungskraft, unsre Phantasie, ohne die jeder, selbst von dem reichsten Geiste belebte Mensch nur eine todte Maschine wäre. Ist diese Phantasie nun in jener abseits führenden Richtung entwickelt, so setzt sie sich oft an Stelle unserer Vernunft. Sie schafft ihr eigenthümlich angehörige Gebilde und läßt uns sehen und hören, was ein gewöhnliches Auge und Ohr nicht sieht oder hört.

Wer solche Phantasie mit solchen Gebilden besitzt, der kann nicht anders, als ihren Vorspiegelungen glauben, für ihn sind also jene Gebilde, Ahnungen, Gesichter und selbst Gespenster wirklich da. Also es giebt solche und es giebt sie nicht."

„Nun, das lasse ich mir gefallen," rief Waldau über den Tisch hinüber; „ich wenigstens bin mit Deiner Erklärung zufrieden, für meine Anschauungsweise und Organisation paßt sie. An Gespenster glaube ich auch nicht und habe auch noch nie eins gesehen. An Ahnungen aber glaube ich, und Ihr wißt es, ich habe oft welche."

„O, theile sie uns mit," riefen Einige.

Das schwärmerische Auge des phantasiereichen Architekten hing sinnend an dem ironisch lächelnden Gesicht des Tempera-Malers. Er schüttelte leise den Kopf.

„Nein," sagte er fast wehmüthig, „laßt mich. Die Gesichte, die mir erscheinen, erscheinen Euch nicht. Also habt Ihr auch keinen Glauben daran, wie Eduard sagt. Und es wäre nur, da es schon so spät ist, verlorne Mühe, Euch mitzutheilen, was Ihr doch nicht glauben könntet. Also — und hier ist das Ende meiner Rede, die Ihr vorher unterbrochen habt mit Euerm Gewieher — mögen wir uns wiederfinden, gestärkt an Liebe und Kraft — die Zukunft wird entscheiden, wer Luftschlösser baute und wer keine. Ich trinke dieses letzte Glas auf Euer Aller Wohlsein und glückliche Rückkehr!"

Sie stießen noch ein Mal mit den Gläsern an und während sie an einander vorbeigingen, brummte Lambeck Josephson zu:

„Was nicht der Verstand des Verständigen sieht —"

„Siehet in Einfalt ein kindlich Gemüth!" erwiderte Josephson, und Beide warfen sich einen bedeutsamen Blick zu.

Eine halbe Stunde später waren die fröhlichen Künstler unter den herzlichsten Glückwünschen für eine gesegnete Reise und ein frohes Wiedersehen geschieden. Die Wände des Gartensaales, die seit fünf Jahren so manches Wort lauterer Jugendfreude vernommen und mit theilnehmendem Schweigen dem ernsten Studium eines edlen Schülers erhabener Wissenschaft und erheiternder Künste zugeschaut hatten, hallten nicht mehr das beredte Gelächter fröhlichen Jugendmuthes wieder, und still war es drinnen wie draußen in der sternenklaren Nacht.

Den nächsten Morgen um acht Uhr war auch der Bewohner des Gartenhäuschens selber auf dem Wege nach seiner friedlichen Heimath, und jenes stand wieder, wie so manches vergangene Jahr, einsam und verlassen unter den knospenden Sträuchen und den blühenden Bäumen des Gartens, denn in dieser Nacht war es Frühling geworden und mancher, gestern noch verschlossene Keim hatte sich vor der wachsenden Wärme eines verjüngten Sonnenstrahls von Neuem zur Blüthe entfaltet. —

Sehen wir, welche unerwartete Scene etwa eine Stunde später, um neun Uhr, in dem einsamen Saale sich ereignete.

Frau Schwarzkopf war die Erste gewesen, die die Wohnung des jungen Doktors nach seinem Weggehen betreten hatte.

Sie hatte die Fenster geöffnet, um der frischen Morgenluft ungehindert Zutritt zu verschaffen und stäubte nun mit großen und kleinen Besen Alles und Jedes behutsam ab. Nachdem dieses Geschäft beendigt war und der Staub sich verflogen hatte, begab sie sich rüstig an's Scheuern. Auch das hatte die immer noch lebhaft und rasch arbeitende Frau bald hinter sich. Tische und Stühle standen wieder an ihrem Platze. Sie blickte sich um, ob sie nicht noch etwas Wichtiges vergessen hätte. Da fiel ihr spähendes Auge auf das Portrait des abwesenden Bewohners.

„Ja," sagte sie zu sich, „da hängt er, er selber aber ist auf dem Wege nach Frankreich. Wie das Bild doch ähnlich ist! — Ich denke immer, er will mit mir sprechen, und gerade heute, da er fort ist, kommt es mir vor, als hätte er vergessen, mir etwas zu sagen. — Du guter Mensch! reise glücklich und kehre eben so froh wieder, wie Du gegangen bist. — Diese Augen," fuhr sie nach einer Weile fort, als könnte sie sich von ihrem Anblick nicht losreißen, „wie sprechend sie sein gutes Herz verrathen! Wo giebt es noch solche vortreffliche Menschen! Ja, selten

sind sie, das ist gewiß. Und diese Stirn, diese dunkelblonden glänzenden Haare, wie sie so schön auf die breite Schulter fallen — ich wundere mich gar nicht, wenn Anna ihn nicht genug ansehen kann. — Nun, was wollt Ihr denn?" wandte sie sich an den Wachtelhund Bello und den Kater Murr der Frau Holzbrecher, die so eben, von der halb offenen Gartenthür angelockt, in's Zimmer gesprungen kamen und sich nach ihrer alten Gewohnheit sogleich zu balgen anfingen. „Was wollt ihr hier? Seht ihr nicht, daß hier gescheuert und abgestäubt ist? Marsch hinaus in den Garten!"

Sie wollte die Thür eben wieder öffnen, um die Thiere wieder hinauszujagen, als eine Gestalt in derselben sichtbar wurde, und neugierig in's Zimmer sah. Es war ein Diener aus einem vornehmen Hause, das sah man an seiner Livree mit vergoldeten Knöpfen, seiner rothen Weste und seinen dunkelbraunen Kamaschen, die bis über die Kniee gingen, wo sie ein schwarzsammetnes Beinkleid begrenzten.

„Guten Morgen, Madame!" sagte der Diener. „Wohnt hier der Doktor Wollzagen?"

„Der wohnt hier, aber er ist verreis't; was soll er?"

„O, nichts soll er selber, ich habe nur eine Bestellung an seinen Freund, den Referendar Josephson, dessen Wirthin mich hierher geschickt hat, da sie ihn hier vermuthete."

„Der ist auch nicht da, gestern Abend war er hier.“

„Das kann mir nichts helfen. Guten Morgen!“

„Warten Sie doch! Er könnte ja noch herkommen oder ich ihn irgenwo sehen — wollen Sie mir nicht die Bestellung anvertrauen?“

Der Diener besann sich.

„O ja,“ sagte er langsam, „das könnte nicht schaden. Er muß aber gleich wieder antworten, der Herr Präsident wartet darauf.“

„Das mag er wohl thun, wenn ich ihn finde. Was ist es denn?“

„Ich soll eine Bestellung und einen Gruß ausrichten vom Herrn Kammergerichspräsidenten Ramkau,“ berichtete in seiner breiten Weise der gut abgerichtete Bote, „und der Herr Referendar möchte ihm die Ehre erweisen, heute Abend bei ihm zu speisen.“

Der Diener war schon weg. Mit weitaufgerissenen Augen, wie am Boden angewurzelt, stand Frau Schwarzkopf da und starrte ihm nach. In ihrem Herzen hatte eine lange nicht angeschlagene Saite wieder einen Ton gefunden. Seit vielen Jahren hatte sie an ihren frühern Herrn nicht mehr gedacht, ja, ihn seit seiner Verheirathung nicht einmal wiedergesehen. Eine andere Wohnung, andere Bekannte, andere Sorgen hatten jene Jahre aus ihrer Erinnerung beinahe verwischt. Jetzt wurde plötzlich dieser nie vergessene Name wieder vor ihr genannt, und

er rief ihr die ganze Vergangenheit mit allen Einzelnheiten wieder in das Gedächtniß zurück.

„Wie ist mir denn?“ sagte sie zu sich selber, „was ist denn das? — Hinaus, ihr Bestien, ihr stört Einen im ruhigen Denken!“ und sie jagte Hund und Katze zum Zimmer hinaus und schloß die Thür. Plötzlich fiel ihr Auge unwillkürlich wieder auf das Bild. Da ging ein seltsames Licht in ihrer erwachenden Seele auf. Wie ein zuckender Blitzstrahl, der in dunkler Nacht unseren umflorten Augen eine ganze Gegend mit Häusern, Bäumen und sonstigen Gegenständen mit einem Male zeigt und tageshell erleuchtet, so fuhr ein Gedanke, hellleuchtend und bedeutsam, durch ihr ganzes Wesen. Dieser Gedanke und dieses hellleuchtende Licht verschwand aber nicht so schnell wie der nächtliche Blitz dem Auge des Wanderers entschwindet, sondern er haftete, heller und heller sich ausbreitend, vor dem Auge ihres Geistes.

„Mein Gott!“ rief sie und faltete wie im Gebet die Hände, „sollte es möglich sein! Und habe ich daran nicht längst gedacht? Jener Knabe — dieses Bild — der Doktor Wollzagen — ist das Aehnlichkeit oder ist es keine? — Ja, es ist, es ist so. Die Augen ganz dieselben, das Lächeln um den Mund eben so freundlich — die Wangen freilich voller und lebhafter — ja, ja, er ist's, er sieht mich bejahend an — es ruft, es ruft das Bild — ich bin's!“

Und einen tiefen, tiefen Seufzer ausstoßend, von dem man nicht sagen konnte, ob er ein Hauch der überfüllten plötzlich erleichterten Brust oder ein unterdrückter Ausruf längst vergessener Schmerzen war, fiel sie vor dem Bilde auf die Kniee, faltete und erhob die Hände und sah es lange, lange, in tiefe Gedanken versunken, wieder an. Dann sprang sie auf, schnell, elastisch, als wenn sie zwanzig Jahre jünger geworden wäre und lief, so rasch ihre Füße sie tragen konnten, in die Holzbrechersche Wohnung hinauf. „Das muß ich wissen, da werd' ich's erfahren," sagte sie sich zehnmal unterwegs und schon stand sie vor Frau Holzbrecher, die durch das hastige Läuten der Treppenglocke herbeigerufen, schon die offene Flurthür in der Hand hielt.

„Frau Holzbrecher! Geschwind! Sie müssen es ja wissen — ist der Doktor Wollzagen der Sohn, der wirkliche Sohn des Pastors in Bilsingen?"

„Warum denn? Wozu denn? Was giebt's denn, Frau Schwarzkopf, Sie erschrecken mich!"

„Geschwind, geschwind, ist er sein Sohn?"

„Nein, beste Frau, er ist nur sein Pflegekind."

„Es ist gut, es ist gut, ich danke Ihnen!" — Und herunter war sie wieder die Treppe gesprungen und ließ die erschrockene Frau des akademischen Künstlers voller Erstaunen und Verwunderung zurück. Schon war sie wieder im Gartenzimmer und stand schon wieder vor dem

Bilde. „Er ist es! er ist es! er heißt ja auch Eduard!“ schluchzte sie, denn nun erst waren ihr die sonst so rasch fließenden Thränen zu Hilfe gekommen. „Und nun ist er fort! Nach Frankreich sogar! Wenn er nur wiederkommt — o, er kommt gewiß, ganz gewiß wieder — ich habe ja, ich habe ja das rothe Kästchen für ihn!“

Und die Frau warf sich in beinahe tobendem Gefühle, halb vom Schmerze, halb von der Freude ihr ausgepreßt, auf das Sopha, das sie mit den heißesten Zähren, die sie je in ihrem Leben vergossen, benetzte.

Ende des zweiten Theils

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.